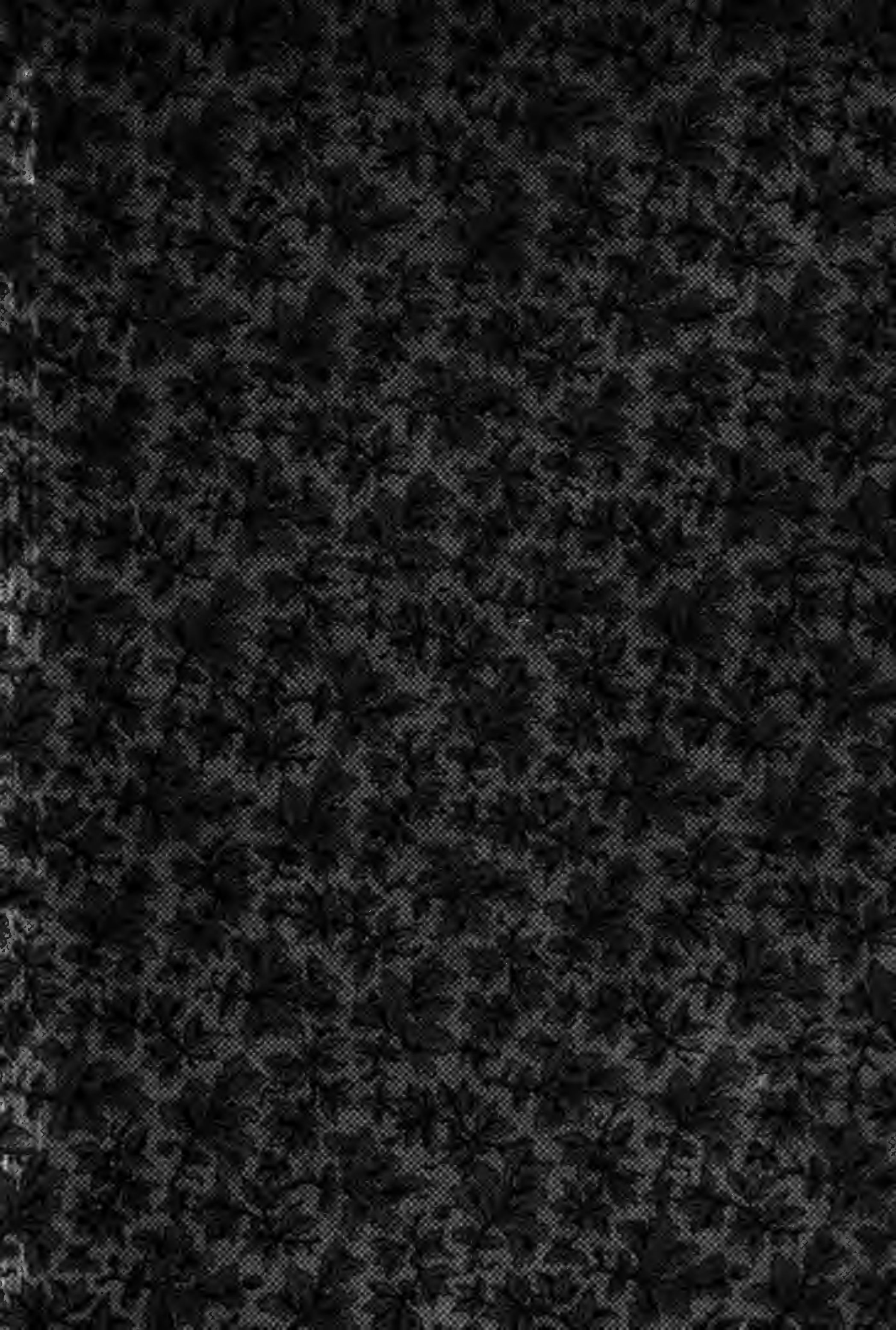




Friedrich Wilhelm Weber.

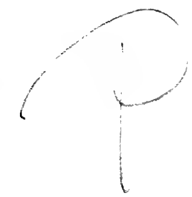


F. W. Weber

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn

Friedrich Wilhelm Weber.

Sein Leben und seine Werke.

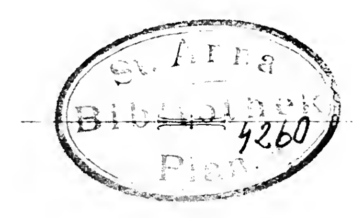


Unter Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt

von

Dr. Julius Schwering,
Privatdocenten an der Königlichen Akademie zu Münster.

Mit einem Porträt in Stahlstich und acht Vollbildern.



Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1900.



Frau Geheimrat Dr. Weber

in Nieheim

und

Herrn Geheimrat Professor Dr. Storck

in Münster

verehrungsvoll

gewidmet.



Vorwort.

Die vorliegende Biographie F. W. Webers beruht auf der Grundlage einer möglichst allseitigen Durchforschung des vorhandenen Quellenmaterials. Außer den Aufzeichnungen aus meinem persönlichen Umgange mit dem Dichter benutzte ich seinen handschriftlichen Nachlaß, der mir von der Gattin Webers in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt wurde und der neben einer Reihe ungedruckter Dichtungen, namentlich aus der Jugendzeit Webers, zahlreiche Entwürfe, litterarische Notizen und autobiographische Mitteilungen enthält. Ferner hat mir der gesamte Briefwechsel des Dichters teils in Originalen, teils in Abschriften vorgelegen. Ich teilte jedoch nur diejenigen Briefe mit, die nach irgend einer Seite für den Menschen oder den Dichter charakteristisch sind, die uns einen Einblick in seine Denkweise, sein Leben und Schaffen gewähren. Auch das in alten verschollenen Zeitschriften und Taschenbüchern enthaltene Material und sonstige gedruckte biographische Notizen und poetische Jugendversuche Webers habe ich benutzt, und das Ergebnis dieser mühsamen Arbeit war manche interessante Einzelheit aus dem Leben des westfälischen Epikers, die bisher verborgen war. — In dem Anhange wollte ich ursprünglich eine fortlaufende wissenschaftliche Begründung des Textes geben. Ich nahm jedoch nach reiflichem Ermessen davon Abstand und beschränkte mich auf eine kleine Auswahl von Anmerkungen und Ergänzungen, die ich nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten bald für den Forscher, bald für den Laien getroffen habe.

Unterstützung ist mir in reichem Maße zu teil geworden. Vor allem fühle ich mich der Gattin des Dichters, seiner Tochter Elisabeth und seinem Sohne Dr. Friedrich Wilhelm Weber, Badearzt in Pyrmont, zum wärmsten Danke verpflichtet. Seit d. J. 1895 genoß ich alljährlich oft monatelang die Gastfreundschaft der Weberschen Familie, und in dem schönen Heim des Dichters im Wetigau entwarf ich die Grundzüge dieses Lebensbildes. Die Erzählungen seiner Gattin und seiner Tochter trugen wesentlich dazu bei, das Charaktergemälde des verewigten Sängers und Arztes zu ergänzen, zu erhellen und anschaulicher zu gestalten. Namentlich ging mir Elisabeth Weber bei der Beschaffung des weitschichtigen Materials mit Rat und Hilfe zur Seite; ohne ihre Unterstützung wäre die vorliegende Arbeit kaum möglich gewesen. — Auch sonst hat es mir bei der Abfassung dieses Buches an fördernder Teilnahme nicht gefehlt. Männer, die dem Dichter persönlich nahe gestanden haben, wie der inzwischen verstorbene Landgerichtsrat Alfred Hüffer in Paderborn, der Vikar Friedrich Platte in Böckenförde, der Land- und Reichstagsabgeordnete Heinrich Wattendorff in Ibbenbüren, haben mir ihre Erinnerungen an den Dichter mitgeteilt.

Interessante Briefe über Weber verdanke ich Frau Sanitätsrat Dr. Danneil in Kalbe an der Milde und dem Herrn Landgerichtsrat Danneil in Görlitz.

Durch gelegentliche Unterstützung erfreuten mich außerdem Geheimrat Prof. Dr. Adalbert Bezzenberger in Königsberg, der Land- und Reichstagsabgeordnete Freiherr Dr. Clemens Heereman von Zuydtwyck in Münster, Privatdocent Dr. Spahn in Berlin, Professor Dr. Strack in Groß-Lichterfelde, Familie Seitz in Hamburg, Oberlehrer Wirmer in Paderborn, Landgerichtsdirektor Wulff in Hamburg und Dr. Bartmann in Münster.

Ihnen allen, sowie der Verwaltung der Königlichen Paulinischen Bibliothek in Münster meinen Dank. In hohem Maße erkenntlich bin ich den Herren Geheimrat Prof. Dr. Storck und Dr. Herold in Münster, welche die Druckbogen dieses Buches einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen.

Ferner danke ich meinen lieben Schwägern, dem Professor Dr. Hubert Grimme in Freiburg i. d. Schw. und dem Referendar Hubert Schüttemeyer in Münster, nicht zum wenigsten aber meiner lieben Frau, die durch manchen wertvollen Ratschlag auf die Ausgestaltung dieses Buches eingewirkt hat.

Münster i. W., 14. Februar 1900.

Julius Schwering.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

Dichtung auf roter Erde.

„In der Pflege der Dichtung und Kunst", schreibt Justus Möser am 14. April 1784 an Claudius, „stehen wir Westfälinger hinter den anderen deutschen Volksstämmen weit zurück; die freundliche Gottheit des Liedes liebt leichtentzündliche und fröhliche Naturen, wir aber sind zu ernst, zu gründlich, zu schwerfällig." Diese Klage des ehrenfesten «advocatus patriae« über die gering entwickelte poetische Schöpferkraft seiner Stammgenossen war damals nicht unberechtigt. Bis zum Anfange dieses Jahrhunderts sind in der That die Musen dem Lande zwischen Rhein und Weser nicht günstig gewesen. Keine bedeutsame litterarische Bewegung nimmt von hier aus ihren Anfang, ja von manchen Geistesströmungen, die das Kulturleben unseres Volkes tief erregt haben, blieben diese Ursitze niederdeutschen Stammes fast völlig unberührt. Während des ganzen Mittelalters empfing das dichterische Nationalvermögen der Deutschen aus der Heimat Wittekinds kaum eine wesentliche Bereicherung. Nach den neuesten Forschungen ist es zweifelhaft geworden, ob der gottbegnadete Sänger des „Heljand" westfälischer Abstammung war, jedenfalls hat er während der nächsten Jahrhunderte keinen dichterisch ebenbürtigen Nachfolger auf roter Erde gefunden, und so erscheint er uns als eine alleinstehende hochragende Eiche inmitten niedrig wuchernden poetischen Gestrüppes. Als es während der großen Epoche der Staufer Frühling wurde im deutschen Dichterwalde, da erklang auch an den Ufern der Weser und Ems, Ruhr und Lippe die Harfe des Minnesingers und das Zechlied des Vaganten; aber was sind die wenigen Dichter, die Westfalen damals hervorbrachte, ein Reinolt von der Lippe, ein Eberhard von Cersne,

ein Bernhard von Geſt, im Vergleiche mit dem Öſterreicher Walther von der Vogelweide, dem Franken Wolfram von Eſchenbach und dem Alemannen Gottfried von Straßburg? Wohl konnte am Ausgange des Mittelalters Erasmus von Rotterdam an Thomas Morus ſchreiben: „Kein Volk der Erde verdient ſolches Lob wegen ſeiner Ausdauer im Arbeiten, ſeines gläubigen Sinnes und ſeiner Sittenreinheit, wegen ſeiner einfältigen Klugheit und klugen Einfalt wie die Weſtfalen“; wohl konnte Werner Rolevinck in ſeiner Schrift »De laude veteris Saxoniae« die Verdienſte des alten Sachſenſtammes auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft rühmen, aber er wußte keinen heimatlichen Dichter zu nennen, welcher der deutſchen Nation neue Viſionen poetiſcher Schönheit eröffnete. In der Geſchichte des älteren Humanismus ſtehen die Namen der Weſtfalen Alexander Hegius, Rudolf von Langen, Ludwig Dringenberg, Hermann von dem Buſche u. a. voran, und es waren unter ihnen gewandte lateiniſche Verskünſtler, aber ihre glatteſten Verſe riechen doch mehr nach dem Öle der nächtlichen Lampe als nach den Roſen von Päſtum. Neben dieſen Vorkämpfern klaſſiſcher Bildung tritt jener Johann von Soeſt, der um 1480 als Heidelberger Singermeiſter für den Pfalzgrafen Philipp, ſeinen Herrn, den niederländiſchen Helden- und Liebesroman „Margaretha von Limburg“ ins Hochdeutſche überſetzte und außer ſeinem „Lobſpruche auf die Stadt Frankfurt“ noch einige unbedeutende Reime rein geiſtlichen Inhaltes verfaßte, als ſchwächlicher Epigone der höfiſchen Dichtung völlig in den Hintergrund.

Die Reformation ergriff in Weſtfalen mit einer für den ruhigen, niederſächſiſchen Volksſtamm beiſpielloſen Heftigkeit die Gemüter, und zu der Dichterphalanx der Satiriker und Polemiker, welche die religiöſe Bewegung jener Zeit in die litterariſche Arena rief, ſtellte unſer engeres Heimatland einen rüſtigen Kämpen, Daniel von Soeſt, der, mit volkstümlich-derber Darſtellungskraft begabt, in der „Bicht“ die Geißel ſeines Spottes über die geiſtlichen Vertreter des neuen Glaubens ſchwang. Die gelehrte deutſche Dichtung jedoch, wie ſie ſeit Opitz in Schleſien und Oſtpreußen erblühte, fand in Weſtfalen nur ſchwächliche Nachahmer, und wenn auch am

Vorabende unserer klassischen Epoche das Kernland der alten Sachsen „kaiserlich gekrönte Poeten und Poetinnen“ wie Engelbert Westhofen und Charlotte Wilhelmine von Donop aufzuweisen hatte, so ist doch, abgesehen von einigen gemütsinnigen Kirchenliedern des Pastors Adolf Lampe aus Detmold, damals kein nennenswerter dichterischer Gruß über die Grenzen der roten Erde gedrungen. Während des ganzen 18. Jahrhunderts galten die Stammgenossen Wittekinds als gänzlich unpoetisch und phantasielos. „Die Westfälinger haben kein Genie,“ soll Friedrich der Große erklärt haben. Die Apostel der Pariser Aufklärung und ihre deutschen Verehrer verspotteten das Land der Feme als die deutsche Mancha, und der westfälische Baron Tunder-ten-tronkh in Voltaires „Candide“, „dessen Schloß auch Thüren und Fenster hatte“, bildet in der damaligen Modelitteratur eine typische Figur. „Der wesentlich unhistorische, ja auf Befreiung von dem Überlieferten gerichtete Sinn des Jahrhunderts hatte,“ wie Friedrich Kreyssig sagt, „kein Verständnis für die Schätze altdeutscher Sitte, Familientugend und Tüchtigkeit, keinen gerechten Maßstab für die Überlieferungen starren, altdeutschen Rechtsgefühls, welche auf jenen einsamen Höfen, hinter den Eichenkämpen und Hecken eine Zuflucht fanden, als längst fremde Bildungsmächte hüben und drüben Sitte und Leben der Nachbarn verwandelt hatten.“ — Doch so geistesöde und poesieverlassen, wie die Männer des Aufklärungszeitalters sie schilderten, war die „deutsche Vendée ohne die Helden der Vendée“ doch nicht. Ein Strahl hellenischer Sonne fiel auch in das Dunkel der westfälichen Eichenkämpe, als Klopstock und Herder, Goethe und Schiller ihr Tagewerk begannen. Der Sänger der „Messiade“ gewann namentlich in Münster zahlreiche Anhänger; in dem Kreise der Fürstin Gallitzin, der allerdings im Gegensatze zu den antik-humanen Bestrebungen der Weimaraner mehr christlich-kirchliche Zwecke verfolgte, weilte Goethe als Gast. Hamann und Friedrich Leopold von Stolberg schlossen sich der »Familia sacra« an, und Claudius, Friedrich Jacobi und Perthes standen zu ihr in nahen Beziehungen. Anton Matthias Sprickmann, der Freund der Hainbunddichter und begeisterte Verehrer Schillers, trat in Wort und

Schrift für die Litteraturtendenzen unserer Klassiker ein, und noch während der romantischen Epoche wetteiferte Franz von Sonnenberg in seiner titanisch aufgebauschten epischen Dichtung „Donatoa“ mit Klopstock, und schrieb Friedrich Adolf Krummacher, von einem Hauche Herderschen Geistes berührt, seine sinnvollen Parabeln. Die Zahl dieser Schriftsteller ließe sich noch um manchen Namen vermehren, aber ihre poetischen Gebilde tragen kein ursprüngliches Gepräge, sie haben nur beschränkte provinzielle Geltung, und nur ein Westfale des 18. Jahrhunderts gewann wahrhaft nationale Bedeutung, Justus Möser, dessen „Patriotische Phantasieen“ fest im vaterländischen Boden wurzeln und dessen „Osnabrückische Geschichte“ im deutschen Geistesleben bleibende Spuren hinterlassen hat. — Die reiche geistige Saat der Romantik trug auf roter Erde nur spärliche Frucht, und erst, als das „junge Deutschland“, die alten Litteraturgötter befehdend, auf den Parnaß stürmte, erwachte wieder im Lande Wittekinds der Genius der Dichtung. „In Westfalen, dem ehemaligen Sachsen,“ schrieb Heinrich Heine im Jahre 1834, „ist nicht alles tot, was begraben ist. Wenn man dort durch die alten Eichenhaine wandelt, hört man noch die Stimmen der Vorzeit, da hört man noch den Nachhall jener tiefsinnigen Zaubersprüche, worin mehr Lebensfülle quillt als in der ganzen Litteratur der Mark Brandenburg.“ Aber die Dichter, mit denen Westfalen jetzt zuerst wieder auf den Plan trat, Grabbe und Freiligrath, so kräftig und unmittelbar ihr künstlerisches Talent sich offenbarte, wußten die poetischen Schätze nicht zu heben, welche der jungfräuliche Boden jener Marken barg, sie schöpften nur selten aus den Quellen des sächsischen Volkstumes. Der wildgeniale Schöpfer des „Gothland“ und der „Hundert Tage“ hat den vaterländischen Erinnerungen, welche die laubbewaldeten Höhen seines Heimatlandes umschweben, nur einmal dramatische Gestalt verliehen in der „Hermannsschlacht“. Und Freiligraths Muse ist Kosmopolitin. In der deutschesten Landschaft erzogen, wird er in den Tropen und in der Sahara heimischer als in seinem Vaterlande, und als er in dem farbigen und schwungvollen Einleitungsgedichte zum „malerischen und romantischen Westfalen“, in dem „Freistuhl

zu Dortmund" verspricht, „sich fortan an das Herz der Heimat zu werfen und die rote Erde für die gelbe zu tauschen," da zieht ihn die politische Poesie in ihren Bannkreis und stellt ihm andere Aufgaben. Nur noch einmal, in dem düsterprächtigen revolutionären Schlachtgemälde „Am Birkenbaum" hat der gestaltungsmächtige Schilderer der Wüste und des Meeres der westfälischen Sage einen Stoff entlehnt, sonst gewinnt das Heimatgefühl dieses Dichters nur noch in vereinzelten Lauten der Sehnsucht und Klage lyrischen Ausdruck, wie in den Gedichten: „Zu Immermanns Gedächtnis", „Zum Geburtstage meiner Frau", im „Westfälischen Sommerlied" und in dem tief empfundenen poetischen Gruße: „Im Teutoburger Walde".

Erst als im Jahre 1838 Annette v. Droste-Hülshoff in ihrer „Schlacht im Loener Bruch" ein packendes, bunt bewegtes Kriegspanorama im Rahmen westfälischer Heidelandschaft mit markigem Pinsel entwarf, als noch in demselben Jahre der Magdeburger Immermann im „Oberhof" von einem Stück unseres gesundesten und naturwüchsigsten Volkslebens den Schleier hob und Gestalten zeigte, die in granitner Dauerbarkeit dem Verwitterungsprozesse der Civilisation trotzten, als Levin Schücking in mehreren Romanen auf dem vom Verfasser des „Münchhausen" gewiesenen Wege mit Talent und Erfolg weiterschritt, da erst wird das Land der roten Erde für die deutsche Litteratur gewissermaßen entdeckt und erobert, da wird es offenbar, welch reicher poetischer Hort in dem Leben und in den Sitten dieses zäh und treu am Alten hangenden Volkes verborgen lag und wie es nur eines von der Muse geweihten Seherblickes bedurfte, um dort, wo das profane Auge nur dürre Heideflächen oder einförmige Saatfelder erblickte, das reinste Gold der Dichtung aufzufinden. Annette von Droste vor allen ist die Schöpferin des specifisch westfälischen Landschaftsbildes. All die früheren westfälischen Dichter hatten nur allgemeine Schilderungsmethoden der Gebirgs- und Thalgegenden, der Wälder und Heiden ihrer Heimat; die Naturbilder, die sie im Spiegel ihrer Dichtungen auffingen, konnten ebensogut Franken und Thüringen als der roten Erde angehören. Das Charakteristische, das Tiefpoetische der

westfälischen Landschaft jedoch hat zuerst Annette gefunden. Der Erdgeruch, der Duft und Hauch der heimatlichen Triften und Heiden ist es, was ihren Erzeugnissen den Stempel des Eigentümlichen und Ursprünglichen aufdrückt. Und wie sie mit den Naturgeistern ihres Landes vertraut war, so ist sie auch mit dem schlichten kräftigen Volke verwachsen, das dort die Scholle bebaut; sein Denken und Empfinden, sein Sorgen und Schaffen hat sie mit feinem Verständnisse und inniger Teilnahme belauscht und künstlerisch zu verklären gewußt. Man kann daher behaupten, daß sich in ihren Schöpfungen wie in ihrer Persönlichkeit die verschiedenen Seiten der westfälischen Volksseele abspiegeln, nur alles gesteigert, erhöht, im unverfälschten Sinne des Wortes idealisiert. Wohl zog auch ihre Muse zuweilen, dem verlockenden Gruße der Frau Aventiure folgend, über die engeren Grenzen der Heimat hinaus, wohl bot auch ihr die erhabene Pracht des Hochgebirges ergiebige dichterische Motive, aber der Gewinn, den sie heimbrachte, war doch nicht köstlicher und edler als der, den sie der mütterlichen Erde verdankte.

Annette von Droste-Hülshoff war in der litterarischen Welt noch unbekannt, und Freiligrath erst mit einigen zum Teil noch unreifen lyrischen Erzeugnissen in westfälischen Lokalblättern hervorgetreten, da versuchte im Sommer 1834 ein sangbegabter Sohn des Teutoburger Waldes, damals ein 20 jähriger Jüngling, die ruhmreiche geschichtliche Vergangenheit seiner bergigen Cherusker-Heimat poetisch zu erfassen und die Kämpfe Hermanns mit den Römern, Wittekinds heldenmütiges Ringen mit dem Frankenkaiser und den Sieg des Kreuzes im Sachsenlande in einem größeren Romanzenkranze zu verherrlichen. Aber die Gestaltungskraft des Jünglings war dem spröden Stoffe noch nicht gewachsen, seiner Darstellung fehlte noch die epische Plastik, und er dachte zu hoch von der Kunst und zu bescheiden von seinem eigenen Können, als daß er es gewagt hätte, diese dichterischen Erstlinge, die er „Lieder von Teutoburg“ nannte, dem großen Publikum zu übergeben. Sie blieben daher ungedruckt wie fast alle lyrischen Ausstrahlungen seiner jugendlichen Stimmungen und Träume. So verging beinahe ein halbes Jahrhundert. Der junge Dichter war ein Mann geworden,

und andere Aufgaben waren ihm gestellt, „als süße Weisen“ zu singen; eine ernste harte Lebensarbeit hatte an ihm ihre stählende Zucht geübt. Doch nun, nachdem sein künstlerischer Genius eine mächtige Vertiefung erfahren und eine herbe Originalität gewonnen hatte, brach das Feuer seines Inneren in hellen und geläuterten Flammen hervor, und in einem Alter, da andere ermattet das Haupt sinken lassen, schuf er eine epische Dichtung, die ihm mit einem Schlage die Pforte des Ruhmes öffnete. „Dreizehnlinden“ hieß dieses Werk, welches, in einigen spärlichen Zügen noch dunkel an jene erzählenden Jugendgedichte erinnernd, im Jahre 1878 seinen Siegeslauf begann und den Namen des Verfassers, Friedrich Wilhelm Weber, weit über die Grenzen unseres Vaterlandes getragen hat. Seitdem hat die Teilnahme und Bewunderung für ihn immer weitere Kreise ergriffen; die vollwertigen poetischen Gaben, die der Dichterveteran seinem „Dreizehnlinden“ noch folgen ließ, fanden die gleiche warme Aufnahme, und als er am 5. April 1894 als 80 jähriger Greis aus dem Leben schied, da trauerten Millionen um ihn, denen seine Dichtung Trost und Freude, Sonnenschein und Wärme in die Seele gesenkt hatte. In Friedrich Wilhelm Weber verehrt heute ganz Deutschland einen seiner berufensten Sänger, wir Westfalen aber sagen: „Uns ist er mehr“.



Heimat und Kindheit.

> Zuerst ein Frühlingstag
> Im Buchenwald geheimnisvolles Dämmern:
> Ein Försterhaus; des Spechts eintönig Hämmern,
> Des Habichts Ruf; des Finken süßer Schlag.
> Und zu des Hähers Lärm, der Taube Locken
> Fernab des Mühlbachs Fall und Kirchenglocken.
>
> F. W. Weber.

Am 25. Dezember, und nicht, wie vielfach unrichtig angegeben wird, am 26. Dezember des Ruhmesjahres 1813, das dem deutschen Volke zwei bedeutende Dramatiker, Friedrich Hebbel und Otto Ludwig, sowie einen der größten Tonkünstler der Neuzeit, Richard Wagner, geschenkt hat, erblickte Friedrich Wilhelm Weber in dem westfälischen Dorfe Alhausen das Licht der Welt. Die Taufe empfing er am 31. Dezember in der Pfarrkirche zu Pömbsen. Um die Wiege des Kindes klangen die Siegesdonner der Befreiungskriege. Der leichtfertige Jerome, „der König von Kaisers Gnaden," den eine seltsame Laune des Schicksals den Enkeln der bekehrten Sachsen zum Herrn gab, war schon im Oktober aus seiner Residenzstadt Kassel geflohen, und als auf ihrem Durchmarsche nach Holland die Bülowschen Truppen ganz Westfalen von den Franzosen säuberten, stand das Volk dort auf, und unter den Kanonen der Festung Wesel bildete sich die westfälische Landwehr unter preußischen Fahnen:

> „Das blutende Volk, das am Boden lag,
> Machtlos wie der sterbende Fechter,
> Es rafft sich empor, es greift zum Schwert
> Mit Siegesruf und Gelächter"

heißt es, gleichsam wie ein Nachhall aus der waffenklirrenden Zeit seiner Kindheit, in Webers wirkungsvollem Gedichte: „König Jerome".

In einem schlichten Landhause wuchs der junge Weltbürger heran; in einfachen, naturnahen, sittlich geordneten Verhältnissen entfaltete sich seine Kindesseele. Frisch und erquickend blieb ihm zeitlebens die Erinnerung an die guten Menschen, die seine Wiege umstanden und seine Jugend behüteten. Bedeutsame Züge knüpfen vor allem das Bild des Dichters an das seiner Eltern. Sein Vater, Johann Weber, war im Jahre 1776 geboren und gehörte dem protestantischen Bekenntnisse an. Zum Jünglinge herangereift, machte er als Freiwilliger im preußischen Heere unter dem Herzoge Ferdinand v. Braunschweig den ersten Feldzug der Koalition gegen Frankreich mit und focht in den Schlachten bei Valmy und Kaiserslautern. Auch nach beendetem Kriegsdienste blieb er dem Waffenwerke getreu, vertauschte aber den Soldaten- mit dem Jägerrock. Er wurde Förster in gräflich Asseburgischen Diensten, wohnte in Alhausen und vermählte sich dort mit Anna Maria Gehlen, der Tochter Christian Gehlens, der ein kleines Anwesen zu Riesel bei Brakel besaß. Diese Heirat begründete das Glück des jungen Forstmannes; denn seine Erwählte, die einer fromm katholischen Familie entstammte, war ihm eine treue und fleißige Gefährtin in guten und bösen Tagen. Seiner Ehe mit ihr entsprossen drei Söhne: Konstanz, Friedrich Wilhelm und Louis und eine Tochter: Auguste. Unser Dichter war das zweitälteste von diesen Kindern, die sämtlich dem katholischen Bekenntnisse der Mutter folgten.

Johann Weber wird uns als ein Mann von schöner Gestalt und vornehmer Haltung geschildert. Er war ein fester, gediegener, strebsamer Charakter, in dem aber eine feinsatirische Ader mächtig war; ein Schalk saß ihm im Nacken und kicherte und rumorte zuweilen. Erzogen im harten Kampfe um die Notdurft des Tages, hatte der einfache Sohn des Waldes wohl niemals die Spiele der Musen kennen gelernt. Aber er besaß jenes Etwas, was die Grundbedingung aller Poesie und Kunst bildet, die Liebe zur Natur, die unerschöpfliche Freude an ihrem Weben und Walten, die schärfsten Organe für die millionenfachen Offenbarungen ihrer Macht und Herrlichkeit. Dieses tiefe Naturgefühl ging auf den Sohn über, der wie sein Vater zeitlebens im grünen Waldrevier heimisch war,

so daß er jeden Baum und Strauch, jedes Kraut und Gestein kannte, jede leiseste Vogelstimme unterschied und die verwischten Spuren des Wildes zu deuten wußte. Die Versenkung in die Natur und deren sinnvolle Exegese und Symbolik bezeichnen eines der hervorragendsten Elemente der Weberschen Poesie. — Wir würden dem Bilde Johann Webers nicht gerecht werden, wenn wir nicht seines innigen Gottesglaubens gedächten. Der katholischen Religion war er befreundet, und Friedrich Wilhelm Weber erzählte oft mit tiefer Rührung, daß er, auf des Vaters Knieen sitzend, von ihm seine ersten Gebete, das Vater unser, das Ave Maria und den englischen Gruß gelernt habe. Der schlichte Mann hat Gott täglich angefleht, ihn nicht unvorbereitet von der Welt hinwegzunehmen, ihn aber auch nicht zur Last der Seinen und zur eigenen Qual lange leiden zu lassen. In der That sind ihm auch die Schmerzen eines langen Krankenlagers erspart geblieben.

Ging von dem geistigen Erbteile des Vaters manche schätzbare Eigenschaft auf den Sohn über, so finden wir doch von dem, was die eigentliche Größe des Dichters ausmacht, die meisten Spuren im Wesen der Mutter. Von ihr hat er den reinen Sinn für das Hohe und Schöne, die Weichheit und Tiefe der Empfindung, die fruchtbare, leicht erregte Phantasie und die „Lust zum Fabulieren“ empfangen. Sie war eine untersetzte Gestalt mit frischem Antlitze, dunklem Haare und lichtblauen Augen. Eine heitere Naivetät erscheint als der vorherrschende Zug ihres Wesens. Mit Blumen und Tieren pflegte sie zu sprechen, und bei einer Narcisse, dem Lieblinge ihrer kleinen Gartenflora, konnte sie oft bewundernd stehen bleiben und ausrufen: „O, wie bist du schön!“ Zu vielem Bücherlesen war das einfache Landkind nicht gebildet, umsomehr war ihr gesunder Geist zu klarem Nachdenken aufgeweckt. Weber erzählte, daß er sie manchmal in hellen Mondnächten aufrecht im Bette sitzen sah, „die Augen groß geöffnet“. Wenn der Knabe sie dann verwundert fragte: „Mutter, weshalb wachst du denn?“ so antwortete sie, ruhig in ihrer sinnenden Haltung verharrend: „Ich denke.“ Lebhaft blieb dem Dichter eine Scene in der Erinnerung, wie die Mutter einst während eines furchtbaren Gewitters die

Kinder um sich versammelte und, in der Mitte der niederen Stube knieend, mit ausgebreiteten Armen das ‚Johannesevangelium‘ betete. Wie eine Prophetin sei sie ihm damals erschienen. Und beherzt und entschlossen war diese Frau! Einst zur Nachtzeit, da ihr Mann abwesend war, versucht ein Dieb in das Försterhaus einzubrechen. Ein verdächtiges Geräusch, der Fall eines kupfernen Kessels in der Küche, weckt die Hausfrau aus ihrem Schlummer. Rasch greift sie eines der über der Thüre des Wohnzimmers hangenden Gewehre, eilt im Dunkel gefaßten Mutes auf den Eindringling los, und, als dieser bei ihrer Annäherung schleunigst das Weite sucht, sendet sie ihm aufs Geratewohl noch eine Schrotladung nach, um ihm die Lust zur Wiederholung des nächtlichen Besuches gründlich zu verleiden. Am andern Morgen war ein Bursch aus dem Dorfe, der sich keines guten Leumundes erfreute, nicht im stande, seine gewohnten Arbeiten zu verrichten, und die Mutter desselben verbreitete das Gerücht, er sei von der Leiter gestürzt und in eine Hechel gefallen. Die kluge Försterfrau aber meinte mit einem geheimnisvollen Lächeln: „Sie wisse wohl, wo der verdächtige Geselle sich seinen Denkzettel geholt habe.“ Ihr bescheidenes Heim wußte diese lichte, herzliche, liebevolle Frauennatur mit dem Sonnenscheine stillgenügsamer Freude zu erfüllen. Einen reichen Schatz von Liedern bewahrte ihr treues Gedächtnis, und singend pflegte sie ihre häuslichen Arbeiten zu verrichten. Wenn sie, rührig in Küche und Stube schaltend und waltend, mit ihrer frischen Stimme ein Lied anstimmte wie das Goethesche:

„Da droben auf jenem Berge
Da steh' ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab in das Thal“

dann war es, als ob plötzlich ein Strahl aus einer unbekannten höheren und schöneren Welt verklärend durch das enge Fenster hereinbräche und die dunklen Schatten der Sorgen verscheuchte. Auch die Poesie des Märchens erschloß sie ihren Kindern. Geschichten wußte sie so viel „als Blätter auf Büschen und Bäumen“. Und wenn der Abend dämmerte, der Wind durch das Herbstlaub

raschelte oder den Schnee vom Dache des Hauses fegte, wenn das Heimchen am Herde seine eintönigen Melodieen zirpte, dann erzählte sie, an der Seite ihres Mannes im Kreise ihrer Kleinen beim flackernden Feuer sitzend, gemütvoll und eindringlich bunte Mären von Nixen und Elben, von Rübezahl und Dornröschen, von Aschenbrödel und Drosselbart und von den „schalkhaften Streichen des Meisters Till“, und die Kinder „lauschten ihr mit Ohr und Mund, versenkt in Sinnen und Träumen“. Doch nicht weniger gern hörten sie die Berichte des Vaters von seinen Kriegserlebnissen. Auch er war ein Freund von dem lustigen Völkchen der Gnomen und Zwerge und vertrat im Kinderkreise nicht selten die Stelle der mütterlichen Scheherazade. Für die nachhaltende Macht jener Jugenderinnerungen kann Webers Gedicht: „Hans Höllenknecht“ als poetische Urkunde gelten:

„O du Jugendzeit, o du wonniger Lenz, walddustiges liebliches Märchen!
Mir deucht, ich säß' auf des Vaters Knie und lauschte seinen Histörchen:
Vom ewigen Juden, vom Hakelbernd, vom Schaffen der Hünen und Wichte,
Vom Hans, der einst in der Hölle gedient; das war die schönste Geschichte!“ —

Das Andenken der Eltern blieb dem Dichter immerdar heilig. Bis zu ihrem letzten Hauche haben sie in der treuen Liebe und Fürsorge ihres Sohnes den beglückenden Trost ihres Alters gefunden. — Eine Dorfidylle nannte der Dichter die Geschichte seiner Kindheit. Ein Stillleben war es freilich, das sich in der Enge des elterlichen Heimes, in Wald und Flur friedlich und traulich abspann. Das an einem Ausgange des Dorfes gelegene Vaterhaus Webers ist schon vor langen Jahren in fremden Besitz übergegangen; es hat heute ein ödes, verfallenes Aussehen und wird als Scheune benutzt. Ehedem aber, als die Eltern des Dichters es bewohnten, bot der aus Fachwerk aufgeführte, mit Einfahrtsthor und breitem Holzgiebel versehene einstöckige Bau einen freundlichen Anblick. Zur Rechten des Eintretenden befand sich damals die Wohnstube, dahinter die Küche, zur Linken war ein Ladenraum, worin die Mutter des Dichters einen Kleinhandel mit Kolonialwaren betrieb. Den übrigen Teil der Wohnung nahmen Diele und Schlafkammern ein, während der Boden zur Aufbewahrung



Webers Geburtshaus.

des Getreides diente. Ein bescheidenes Heim, aber „so klein ist,“ um mit Hebbel zu sprechen, „keine Hütte, daß sie dem Kinde, welches darin geboren wird, nicht eine Welt dünkte!“ Auch Webers Elternhaus hatte verborgener Winkel und Ecken genug, welche eine lebendige Kinderphantasie mit ihren Gebilden bevölkern konnte, und während der Sommerzeit erschien der an das Wohnhaus stoßende Garten, in dem die Rose duftete, die Sonnenblume glühte und der Schmetterling flatterte, dem Knaben ein kleines Paradies, das Freuden in Hülle und Fülle bot. Hier tummelte sich der Heranwachsende beim frohen Spiele, naschte von der Gartenfrucht, träumte auf der Holzbank oder lugte wohl mit kindlicher Neugierde durch die grüne Hecke und gewann so, seinen Gesichtskreis erweiternd, einen Einblick in das Treiben des Dorfes. — Das Dorf Alhausen, das alte Aldinghaus, gehört zum südlichen Teile des Kreises Höxter und liegt in einem lieblichen Thalwinkel des Eggegebirges. Die schmucklosen, zumeist einstöckigen Häuser des Ortes, welche vielfach durch Gärten getrennt sind, lagern sich um ein kleines weißes Kirchlein. Fruchtbare Wiesen und Ackerfelder bilden die nächste Umgebung des freundlichen Dörfleins, während es in seinem weiteren Umkreise vom Bergwalde wie von einem breiten Laubgürtel umschlossen ist. Durch den Thalgrund schlängelt sich der Aabach, der, am nahen Rehberge entspringend, seinen Lauf zur Nethe nimmt. Von der schattigen Höhe des Rosenberges, der Webers Heimatsdorf von dem etwa eine halbe Stunde entfernten Badeorte Driburg scheidet, öffnet sich eine prächtige Schau ins grüne Land; auf der einen Seite breitet sich das Alhäuser Thal in anmutigen Schwellungen wie ein Garten aus, auf der anderen Seite des Bergrückens winken die Baumwipfel der Kuranlagen, die Türme und Dächer von Driburg, und jenseits derselben wird der stumpfe Kegel der Iburg sichtbar, der uralten Götterstätte, auf der einst „die Opferbrände der heidnischen Sachsen flackerten“, und die heute noch, als traurige Überreste einer großen Vergangenheit, zerbröckelndes Burggemäuer trägt. Ein schlichtes Kreuz mit der Inschrift: »Stat crux, dum volvitur orbis« erhebt sich jetzt an jener Stelle, wo einst die Irminsul gestanden haben soll. All diese heimatlichen

Naturbilder grüßen uns in Webers Dichtungen wie alte, liebe Bekannte aus ferner Jugendzeit. Auf dem Scheitel der Iburg läßt der Dichter in „Dreizehnlinden“ die Sachsen das Baldurfest feiern, und auf der Dingstätte unter der uralten Linde bei Aldinghaus sammeln sich die Gaugenossen zum Gerichte über Elmar. In einem noch ungedruckten Jugendgedichte: „Heimkehr“ wird das Heimatdorf, „das arme kleine träumerische Waldkind“, mit den Versen begrüßt:

„Das sind die heimischen Wolken, das sind die waldigen Höh'n;
Sie brausen und sie flüstern gewiegt vom herbstlichen Wehn,
Das ist dort hinter den Weiden das Dörflein treu und gut,
Der einzige Winkel der Erde, wo meine Seele ruht“

und noch andere bisher nicht veröffentlichte lyrische Versuche, z. B. ein 1834 entstandenes, in formaler Hinsicht nicht ganz ausgereiftes Lied: „Erinnerung“ zeigen uns, daß die Phantasie des Dichters mit Vorliebe an den Stätten seiner Kindheit weilte. — Was wir von dem Treiben des lebhaften Knaben in Feld und Wald, von seinem Verkehre mit den Hausgenossen, den Dorfkindern und Landleuten, von seiner Vorliebe für Tiere aller Art, von seinen ersten dämmernden Zukunftsträumen erfahren, das alles giebt uns in jedem Zuge das Bild einer frischen köstlichen Dichterjugend. Der kleine Fritz fühlte sich bald als ein wichtiges Glied der Dorfgemeinde. Er nahm teil an der Aussaat und am Einernten, am Dreschen und Mahlen, am Holzfällen im Walde und ritt die ungesattelten Pferde auf die Weide. So blieb er der Natur nahe und bekam Einsicht in die Bedürfnisse des einfachen Menschen, in die Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche erforderlich sind zum Kampfe um das Dasein. Sein liebster Gesell und zugleich sein Schützling war sein jüngerer Bruder Louis, ein schöner Knabe mit nußbraunem Haare und blauen stillen Augen, und zu seinen treuesten Spielgenossinnen gehörte sein Bäschen Franziska Klein, deren Ideal es war, Schäferin zu werden, während er das Jägerleben jedem anderen Berufe vorzog. Noch andere Mädchen schlossen sich dem Knaben an, und eines unter diesen — der Name ist uns nicht aufbewahrt — erfreute sich der besonderen Gunst des kleinen Fritz:

„Ihre Locken waren wie gelbes Gold,
Ihre Wangen wie Rosen, ihr Mund so hold,
Ihre Augen so fromm und klar:
Viel spielten der kleinen Kinder mit mir,
Doch spielt' ich am liebsten nur immer mit ihr —
Ob das die Liebe wohl war? —"

Als er größer wurde und an Sicherheit und Selbstvertrauen gewann, war der Forst sein täglicher Aufenthalt. Mochte der graue Herbstnebel an den Bergen hangen oder eine kräftige Sommersonne vom blauen Himmel brennen, der Knabe streifte in der grünen Wildnis umher und lernte die Sprache des Waldes verstehen von dem lieblichen Zittern der Espe und dem geheimnisvollen Rauschen der Hasel bis zu den melancholischen Tönen herabfallender Ahornblätter, von dem wilden Fluge der Waldtaube und dem herausfordernden Gekrächze des Eichelhähers bis zu dem leisen Buschgesange des Rotkehlchens und dem melodischen Schlage der Amsel. „Viel Arbeit," so berichtet uns der Dichter, „hatt' ich immerfort

Gar mancher Art an manchem Ort,
Geschäfte, wichtige, höchst notwendige
Und sehr verständige, eigenhändige.
Nach all den Nestern — auf leisen Zeh'n! —
Nach Büschen mußt' ich und Blumen sehn;
Ob meine Mühlen noch rührig gingen,
Ob meine Dohnen noch richtig hingen,
Ob hier das Reh auf die Wintersaat
Und dort der Hirsch auf das Kleefeld trat."

Oft dehnte er seine Streifereien stundenweit aus, so daß die Eltern nicht selten seinetwegen in Sorgen waren und den Heimkehrenden nicht immer freundlich empfingen. „Du Strolch, wo hast du dich wieder herumgetrieben?" fuhr der Vater in derber Jägerweise halb ernst, halb im Scherze seinen Wildling an, wenn dieser müde und hungrig von seinen Entdeckungsfahrten über die Schwelle des Elternhauses schlich. Und einmal, an einem Frühlingstage hatte die lachende Sonne, der frische Wind und der lockende Amselruf den Knaben weiter und weiter in den Wald gezogen.

Der Forst rauschte so kühl, und die Blumen dufteten so süß, und der junge Wanderer hatte den Glockenruf des Dorfes überhört und in glücklicher Trunkenheit Zeit und Stunde vergessen. Als er nun endlich heimwärts zog, wie schlug ihm das Herz! Denn Strafe, harte Strafe schien ihm sicher. Angstbeklommen stahl er sich durch das Haus, und demütig setzte er sich auf einen großen Holzklotz im Garten. Die Mutter ging schweigend vorüber, ohne den Knaben zu beachten. Und nun kam der Vater, der gefürchtete Vollstrecker des Strafgerichtes. Aber seltsam, die harte Hand, von der das Kind die verdiente Züchtigung erwartete, legt sich linde auf sein Haupt und streicht ihm liebkosend die verwirrten schwarzen Haare aus der Stirne. Und als ob nichts geschehen wäre, setzt sich der Vater zu dem zitternden Flüchtlinge, redet ihm freundlich zu und schnitzt ihm eine Weidenpfeife. Er habe damals vor Dankbarkeit fast geschluchzt, bemerkte Weber, wenn er dieses Vorfalles gedachte. Und was erlebte er alles auf seinen Streifereien! Als er eines Tages wie ein junges Füllen im Laufe durch die Gründe setzte, sprang er in eine Grube hinein mitten unter eine Schar Kraniche, die dort auf ihrer Wanderung Rast hielten und, erschreckt von dem unerwarteten Besuche, schreiend auseinanderstoben. Kein Baumgipfel war hoch genug, um einem Häher-, Elstern- oder Eichhörnchenneste vor dem kühnen Kletterer Schutz und Sicherheit zu gewähren. Viel Kurzweile bereitete ihm auch der Bach. So friedlich glitt er meistens zwischen seinen engen, mit Weiden bewachsenen Ufern dahin, aber er konnte auch zornig werden, namentlich zur Winterzeit, wenn er von Regen und Schnee angeschwollen war und aus seinem Bette trat. Dann „schoß und wühlte, schäumte und kochte“ er, so daß der Junge zauderte, ihn zu überspringen.

„Nun war hinauf und hinab das Thal
Kein Steg, und nirgend die Rinne schmal,
Kein Stumpf, kein Ast, der mich halbwegs brächte:
Da fand ich's plötzlich, das war das Rechte!
Die Mütze warf ich über den Bach,
Mein Pfand lag drüben, ich mußt' ihm nach;
Ich maß nicht länger die Tief' und Breite:
Ein Schwung — und ich war auf der andern Seite.“

Der klare Bergbach war reich an Forellen, und der Knabe wußte diese während der Sommerzeit, im Wasser watend, geschickt mit der Hand unter den Uferhängen zu fangen. An einer Weidenschlinge befestigte er die Tiere und, die hölzerne Schnur mit der Beute daran um den Hals tragend, eilte er, stolz wie ein König, ins Dorf zurück, um triumphierend der Mutter den Leckerbissen für die Küche zu liefern.

Diese freundliche, sonnige Welt, worin der Knabe sich so fröhlich tummelte, hatte der Volksaberglaube mit unheimlichen Gestalten belebt. Auf dem Rosenberge, den der kleine Friedel täglich bestieg, ging ein Gespenst um, welches ein rotes Wollflöckchen an jedem Finger trug, und auf dem Felde bei der Reelser Mühle spukte allnächtlich der Geist eines habgierigen Bauern, der, um seinen Nachbar zu schädigen, den Grenzstein seines Ackers verrückt hatte. Den schweren Stein unter dem Arme tragend, wandelte er das Ackerfeld entlang langsam auf und nieder, von Zeit zu Zeit mit hohler Stimme in die Stille der Geisterstunde hineinrufend: „Wo sal ick en loten?“ Nach dem Gespenste auf dem Rosenberge hat unser Dichter als Kind mit einem Gemische von Neugier und Grauen oftmals ausgespäht; aber mehr noch, als diese seltsamen Schreckgebilde ländlichen Aberglaubens, ergriff den Knaben die Erzählung von dem Kloster Bathenhausen, das im dreißigjährigen Kriege zerstört wurde, nach der Volkssage aber in die Erde versunken ist. Auf dem grünen Anger, worauf es einst gestanden hat und, wie es in einem ungedruckten Jugendgedichte Webers heißt:

> „In die Schluchten blickte, so friedlich und so traut,
> Recht wie ein milder König in ein finsteres Jahrhundert schaut,“

befindet sich heute ein Brunnen, der Glockenbrunnen genannt. Wer in diesen am Johannisabende hineinsieht, wenn die sinkende Sonne das Wasser bescheint, der gewahrt noch darin die ragenden Klostertürme und vernimmt den dumpfen Hall ihrer Glocken. — In der Kirche zu Pömbsen wurde dem Kinde eine hinter dem Altare hangende eiserne Kette gezeigt, die ein Pilger in türkischer Gefangenschaft getragen haben soll. Wie die Sage berichtet, hatte dieser Unglückliche mit inständigem Gebete Gott angefleht, ihn aus den

Händen der Ungläubigen zu befreien, und dabei besonders lebhaft einer Partikel vom heiligen Kreuze gedacht, die in einem Kruzifixe zu Pömbsen aufbewahrt wurde. Da umfing ihn plötzlich ein tiefer Schlummer, und als er erwachte, ruhte er auf der heimischen Scholle unter einer Linde bei Pömbsen, und die zersprengten Ketten lagen neben ihm.

An Elementen, die das Organ des Wunderbaren und des Poetischen in dem Gemüte des Knaben ausbildeten, fehlte es also in seiner nächsten Umgebung nicht. Die warmen, religiösen Eindrücke seiner Kindheit gaben seinem Denken und Empfinden einen weiten und tiefen Hintergrund. Seine lebhafte Phantasie ergriff die christlichen Symbole mit seltener Innigkeit, und noch als Mann gedachte er mit Wehmut

> „Der schönen Zeit, da er in Gott geborgen
> Beim Händefalten all die kleinen Sorgen
> Vergessen konnte“,

da er vor dem ländlichen Altare der Dorfkapelle kniete oder an hohen Festtagen in Begleitung der Mutter nach der Pfarrkirche in Pömbsen wanderte und dort beim feierlichen Gottesdienste im Chore der Gemeinde die alten, frommen deutschen Kirchenlieder sang, diese rührenden Melodieen, die jedem unvergeßlich bleiben, in dessen Kindesherz sie geklungen sind. Von den Männern, welche die religiöse Entwicklung des Knaben beeinflußten, verdienen besonders genannt zu werden: Gerhard Lödige aus Steinheim, Pfarrer von Pömbsen, und der Propst Finet, Vikar zu Alhausen. Dem ersteren, der Benediktiner in Marienmünster gewesen war, bis er nach Aufhebung dieses Klosters mit der Leitung der Pömbsener Pfarr-Gemeinde betraut wurde, hat Weber ein poetisches Denkmal gesetzt in seinem erzählenden Gedichte: „Der Handschuh“. Er schildert darin, wie der greise Herr bei grimmiger Winterkälte zu einem Kranken reitet, unterwegs einen Handschuh verliert und, als er den Verlust bemerkt, den zweiten Handschuh, „so warm und weich er auch saß“, gleich auszieht und fortwirft, weil er denkt:

„Handschuhe sind Zwillingsbrüder:
Der eine ohne den anderen ist
Ein wertlos Ding für Jud' und Christ;
Barhändig will ich weiter traben,
Der Finder muß sie beide haben."

Er war ein würdiger Seelsorger alten Schlages, dieser schlichte Pfarrherr von Pömbsen, fest im Glauben seiner Kirche, von Herzen gottesfürchtig, streng gegen sich selbst und nachsichtig und gütig gegen andere. Seine milde, gewinnende Erscheinung erwarb ihm rasch das Zutrauen des Kindes, und die Umstände seines i. J. 1836 erfolgten jähen Todes trugen dazu bei, dem Dichter diese edle Priestergestalt besonders tief einzuprägen. Dem beredten Greise versagte nämlich plötzlich mitten in der Predigt auf der Kanzel die Stimme; er begann zu schwanken, ermannte sich aber wieder und sprach, die Augen gen Himmel erhoben, weithin vernehmbar: „Die Erde schwindet unter meinen Füßen, und mir entgegen leuchtet eine himmlische Morgenröte. Amen." Dann brach er zusammen. Man trug ihn in das nahe Pfarrhaus, in dem er alsbald verschied. Weber gedenkt seiner noch in dem erwähnten Gedichte mit den Worten:

„Der gute Alte, nun ist er tot,
Er ging hinein ins Morgenrot.
Ich kannt' ihn, als ich ein Knabe war,
Den freundlichen Herrn im silbernen Haar.
Zu Pömbsen an der Kirchenthür,
Da schläft er vierzig Jahre schier
Recht unter dem blühenden Fliederbaum.
Gott mag ihm einen seligen Traum
Und zum Ehrenkleide in jenem Leben
Zwei warme, weiche Handschuh' geben."

Den Eltern des Dichters nahe befreundet war auch der Propst Finet, Vikar zu Alhausen, ein wohldenkender Herr von feinem Äußern. Er liebte es, unsern Friedel zu necken. Als er einst im Kreise der Försterfamilie Kaffee trank, tauchte er plötzlich den Zeigefinger in das braune Naß, tupfte damit auf die Tischplatte und sagte, auf die feuchten Striche und Punkte deutend, scherzend zu dem kleinen Fritz: „Denke dir, dies sei eine Insel,

auf der ein Hase sitzt. Ringsumher stehen zwölf Jäger mit angeschlagenem Gewehr. Was soll nun der arme Meister Lampe beginnen?" — „Wenn die Jäger so schlecht schießen, wie Sie, Herr Propst, so kann er ruhig sitzen bleiben", lautete die schlagfertige Antwort des kecken Knaben. — Vom Propst Finet, der die kleine Schule in Alhausen leitete, erhielt Weber den ersten Unterricht. Von ihm wurde er in die Geheimnisse der Buchstabier- und Schreibkunst eingeweiht, über die Bedeutung der Zahlen aufgeklärt und in den Grundlehren des christlichen Glaubens unterwiesen. Da er eine rasche Fassungsgabe besaß, so wurde ihm das Lernen leicht, und spielend bewältigte er die ihm von seinem Lehrer gestellten Aufgaben. Seine Wißbegierde ging bald über den Kreis der Schule hinaus, und als er fertig zu lesen verstand, erstreckte sich seine Lektüre über alles, dessen er habhaft werden konnte. Man hatte im elterlichen Hause eine Fabelsammlung; sie wurde die Freude seiner Mußestunden, und es ist wohl anzunehmen, daß der didaktische Zug, der Webers Dichtung eigentümlich ist, durch das Lesen dieses Buches mit seinen vielen moralischen Nutzanwendungen, wenn nicht geweckt, so doch wenigstens verstärkt worden ist. — Und noch ein wertvolles Gut für seine sprachliche Ausbildung verdankt der Dichter seiner ländlichen Heimat: die Kenntnis des Niederdeutschen.

„Für den Dichter," sagt Wilhelm Scherer mit Recht, „ist es zum Segen, aus einer Landschaft mit stark ausgeprägter konservativer Stammesart hervorzugehen, zumal wenn eine bedeutende Mundart sein Sprachvermögen nährt." Der getreueste Ausdruck der charakteristischen Eigenart unseres westfälischen Volksschlages ist das Niederdeutsche, das einst „Schrecken gesprochen hat im Femgerichte der roten Erde, Klugheit in den Kontoren der Handelsherren von Lübeck und Lüneburg, in den Kaufhäusern von London und Nowgorod". Wie in jeder Mundart, waltet in ihm das Sinnliche, Plastische, das kecke Zulangen nach dem Nächsten und Einfachsten vor, ist der Tast-, Gehör- und Geruchsinn der Sprache überwiegend ausgebildet, welches letztere Jakob Grimm in der Einleitung zu seiner deutschen Grammatik mit den geschärften Organen

der Wilden vergleicht. Beherzter als der alemannische Dialekt, der dafür feingliedriger und sanfter sich bewegt, wird unser Niederdeutsch, um mit Emil Kuh zu sprechen, „leicht ungestüm und barsch, wenn es mit Leidenschaft und über heldenhafte Dinge zu reden anfängt, und wieder bis zur schmerzlichen Wehmut kleinlaut und verstohlen innig, wenn es sich völlig in den reinen Empfindungston zusammenzieht. Den holden und hellen Märchenglanz der alemannischen Mundart entbehrt es, die spielende Freude desselben ward ihm versagt, ob es gleich taufrisch uns anmuten, necken und allerlei lustigen Übermut wiederzugeben im stande ist.“ — Weber nun hing zärtlich an seiner Mundart. Er hatte sie nicht im Elternhause, in dem hochdeutsch gesprochen wurde, sondern im Verkehre mit dem Gesinde und beim Spiele auf der Gasse gelernt. „Von allen Sprachen“, pflegte er zu sagen, „habe ich unser Platt am liebsten.“ Die verschiedensten Dialekte innerhalb des Niederdeutschen beherrschte er mit großer Sicherheit, das mecklenburgische, pommersche, hamburgische und hannoversche Platt war ihm geläufig. Aus der Übung im Plattdeutschen ist er niemals gekommen, plattdeutsch hat er sich bei gewissen Anlässen bis zu seinem Lebensende ausgedrückt. Mit Vorliebe bediente er sich desselben im Verkehre mit seinen Patienten vom Lande, und eine wahre Herzensfreude war es ihm, hochnäsige Bauernmädchen, welche in städtischer Kleidung zu ihm kamen, schlecht hochdeutsch sprachen und sich zierten, unumwunden plattdeutsch anzureden, bis sie verständig ebenso antworteten. Und weil er die Mundart seines Volkes liebte und schätzte, darum dachte er auch hoch von der Dialektdichtung und konnte sich ereifern, wenn ein poetischer Stümper die alte Sprache seiner Väter in Reim und Prosa mißbrauchte und sie durch Derbheiten und Roheiten erniedrigte. So ruft er in einem noch ungedruckten Epigramme einem westfälischen Dialektdichter zu:

„Plattdeutsches braucht nicht platt zu sein,
Volkstümlich Derbes nicht gemein;
Dir ist das Rohste nicht zu schlecht,
Das Allergröbste eben recht,
Du ahnst es kaum, daß zweierlei
Bildhauer und Lehmkneter sei.“

Wir sind mit diesen Ausführungen der geistigen Entwicklung des Kindes weit vorausgeeilt. Als der kleine Friedel seinen Gespielen unter der Femlinde bei Alhausen plattdeutsche Geschichten erzählte, dachte er noch an keine litterarische und poetische Verwertung seiner heimischen Mundart. Die Dichtung war ihm überhaupt noch ein fremdes Wunderland. Und doch hatte eine glückliche Fügung ihn bereits mit einer der berufensten Vertreterinnen deutscher Poesie zusammengeführt. Während des Sommers 1819 lagerte der Knabe eines Tages im Buschwerke des Rosenberges und lauschte der Konzertmusik, die aus dem Kurgarten des nahen Driburg zu ihm herüberklang. Da kam plötzlich eine junge schlanke Mädchengestalt mit großen hellblauen Augen und einer auffallend hohen Stirn den Waldweg gegangen. Als die Nahende den Knaben bemerkte, trat sie zu ihm, redete ihn liebreich an und schenkte ihm beim Abschiede eine Blume. Die freundliche Spenderin war Annette v. Droste-Hülshoff, Westfalens sangreichste Tochter, damals der großen Welt noch unbekannt, noch unklar in ihrem künstlerischen Wollen und unfertig in ihrem Können. Sie hielt sich zu jener Zeit im Bade Driburg auf und durchwanderte die Berge der Umgegend, um seltene Steine und Pflanzen zu suchen. So sandten die Musen dem Knaben Friedrich Wilhelm Weber ihren ersten Gruß durch die edelste ihrer Priesterinnen.



Auf dem Gymnasium.

Dann Tisch und Bank im weißgetünchten Saal;
Ein Knabenschwarm, meist rosige Gesichter,
Gebückt auf Buch und Schrift; ihr Freund und Richter
Ein milder Mann, lehrhaft mit Wort und Zahl;
Homer und Plato in der Wände Nischen,
Der Schalk Horaz und Tullius dazwischen.

Die ursprüngliche Wesenheit des künstlerischen Genius läßt sich nicht ergründen und bestimmen; die innersten Impulse seiner Entwicklung verlieren sich in das unzugängliche Geheimnis der individuellen Naturanlage. Aber es ist ein gutes Recht biographischer und kritischer Würdigung, die rätselhafte Pflanze, wenn ich so sagen darf, auch innerhalb der Flora zu betrachten, welche sie umblüht und einzelnes, an Form und Wachstum uns besonders Auffallendes, auf ihre Umgebung zu beziehen und vielleicht teilweise daraus zu erklären. Wir haben daher das Kindesleben unseres Dichters im Rahmen des heimatlichen Naturbildes betrachtet und die Menschen gezeichnet, denen er seine erste poetische Förderung verdankt. Der Kreis der Anschauungen, der sich ihm darbot, war nicht weit und mannigfaltig; was aber innerhalb der angestammten Welt an höheren Bildungselementen beschlossen lag, das hat der Knabe mit empfänglichen Sinnen ganz in sich aufgenommen, das erwuchs zu einem notwendigen Teile seines eigenen inneren Lebens. In dem gesunden Boden seines Volkstumes wurzelnd, reift er heran „fromm, sinnig, weich, nicht überzart, zäh, treu und trutzig", nach echter Westfalenart. Noch haben die Schatten der Sorge das Idyll seiner Kindheit kaum gestreift. Erst als er von der Stätte seiner Geburt

scheidet, zeigt ihm das Leben ein ernstes Antlitz, und bald „greift es ihm mit harter Faust in die krausen Kinderlocken“. Die Schule des Geistes wird für ihn eine Schule der Entbehrungen, und schon im zarten Alter lernt er den schwerwiegenden Inhalt des strengen Wortes Pflicht in seiner ganzen Unerbittlichkeit verstehen.

„Und ‚schaffen!‘“ rief's; „die Stunde flieht!“
Und trieb mich aus der Mutter Kammer:
Nur der hat Recht, der recht sich müht;
Du selbst bist deines Glückes Schmied,
Ich weint' und faßte Zang' und Hammer.“

Webers Vater war ein schlichter Mann, aber er wußte den hohen Wert geistiger Bildung wohl zu würdigen. Wenig begütert, wie er war, konnte er seinen Kindern dereinst kein anderes Erbteil hinterlassen, als was diese als „wucherndes Pfund“ durch die Erziehung erhielten. Er ließ daher seinen ältesten Sohn Konstanz das Gymnasium in Paderborn besuchen, und da derselbe mit glänzendem Erfolge alle Klassen dieser Anstalt durchlief, so sollte auch der jüngere Sohn Fritz dem Beispiele des Bruders folgen und sich zunächst unter dessen Leitung in der alten Bischofsstadt an der Pader den Wissenschaften widmen. An einem Oktobertage i. J. 1826 nahm der kleine Friedel von Haus und Heimat Abschied. Diese erste Trennung von den Seinigen ist ihm recht schwer geworden. Er hatte das tiefe Empfinden weicher Kindesnaturen, die es nicht vermögen, mit einem plötzlichen Rucke die heimischen Bande zu zerreißen, die das Herz mit einem Netze von unendlicher Feinheit umspinnen. Als er, sein schmales Bündel in der Hand, vor der weinenden Mutter stand und von ihr Segen und Abschiedskuß empfing, als die Geschwister ihm schmerzbewegt nachschauten, wie er durch Kornfelder und Wiesengelände an des Vaters Seite fortzog, da war es ihm, als ob die ganze Welt um ihn alle Farben und allen Glanz verloren hätte. Der Vater brachte ihn nach Paderborn, wo Konstanz, der sein Studentenquartier im Hause eines Glasermeisters mit dem jüngeren Bruder teilen sollte, die beiden erwartete. Die uralte Stadt, deren breitstirnige Giebel melancholisch auf die Wandlungen der Gegenwart hinabschauen,

machten auf das schüchterne Landkind zunächst einen beklemmenden, beängstigenden Eindruck. Als der Vater, nachdem er für das Unterkommen des Kleinen gesorgt, gegen Abend von ihm schied, und, von Konstanz noch eine Strecke begleitet, heimkehrte, da wurde es dem in dem engen Stüblein des Bruders allein zurückgebliebenen Friedel umheimlich zu Mute. Er schlich sich hinunter und an die niedere Hausthüre sich lehnend, starrte er weinend in das fremdartige Treiben der Straße, auf welches die Dämmerung allmählich ihren grauen Schleier legte. Hier bemerkte ihn die Hauswirtin; sie fühlte Mitleid mit dem Kleinen, ermunterte ihn mit freundlichen Worten und reichte ihm, um ihren Trostgründen auch eine materielle Grundlage zu geben, ein Butterbrot. Es war das erste Brot der Fremde, das der Knabe „mit Thränen aß“. — Das Gymnasium besuchte unser Dichter während des ersten Jahres seines Aufenthaltes in Paderborn noch nicht; er wurde vielmehr von seinem älteren Bruder unterrichtet. Das Erlernen der klassischen Sprachen, besonders der griechischen Grammatik, bereitete ihm anfangs große Schwierigkeiten; der lebendige Geist des Knaben konnte sich mit dem abstrakten Regelgebäude nicht befreunden. Aber der Bruder war ein gestrenger Lehrmeister, der seinen Schutzbefohlenen nicht locker ließ, sondern eine straffe Disciplin übte. Eines Tages bäumte sich aber der Jugendmut des Schülers trotzig auf gegen den einförmigen Regelzwang. Wie der Dichter später mit Behagen erzählte, nahm er einen langen eisernen Nagel, trieb ihn mit wuchtigen Schlägen mitten durch Buttmanns griechische Grammatik, und so groß war seine Erbitterung, daß er die Spitze des Nagels noch umbog, als diese, Form- und Satzlehre durchbohrend, an der anderen Seite des Buches zum Vorscheine kam, und sie dann nochmals durch den verhaßten Leitfaden trieb. Doch die Strafe blieb nicht aus, und der kleine Fritz erhielt ein neues Exemplar der Grammatik und deklinierte und konjugierte weiter, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb“. In seinen knapp bemessenen Mußestunden verübte er nach Knabenart mancherlei Possen, nachdem er sich an das Stadtleben gewöhnt und Spielgenossen gefunden hatte. Sein Busenfreund war Fritz Krönig, der später das Amt eines Justiz-

rates in Paderborn mit Ehren bekleidete, damals aber noch zu allen lustigen Streichen aufgelegt war. Als die beiden Zöglinge der Musen einst den Domturm bestiegen, kam dem kecken Förstersohne der Gedanke, eine kleine Luftreise anzutreten und sich am Glockenseile des Turmes hinunterzulassen. Das halsbrecherische Wagnis wurde vollführt; Fritz klettert durch die Luke und läßt sich an dem Stricke niedergleiten. Aber die harten Windungen des Taues zerrissen ihm die inneren Handflächen, so daß er, ungefähr noch zwanzig Schritte von der ebenen Erde entfernt, von Schmerz gepeinigt, den Strang fahren lassen und hinabspringen wollte. „Friedel, halt dich fest!“ schreit da der Spielgeselle, der die Gefahr erkannte, und durch den Zuruf gespornt, nimmt der tollkühne Kletterer, seinen Schmerz verbeißend, noch einmal alle Kraft zusammen und langt glücklich unten an, freilich mit blutenden Händen. — Als Weber der Aufsicht seines Bruders, der in das Priesterseminar zu Paderborn eintrat, entrückt war, wechselte er die Wohnung und mietete sich zunächst bei einem Schreinermeister ein, der noch mehrere andere Schüler des Gymnasiums in seinem Hause beköstigte. Mit einem derselben hielt Friedel gute Kameradschaft und schlief mit dem Genossen auf einem Zimmer. Eines Tages eröffnete ihnen der Schreinermeister, sein Sohn, der, den beiden Musenjüngern gleichaltrig, ihnen aber wegen seiner Klatschsucht verfeindet war, solle als dritter auf ihrer Stube sein Nachtquartier aufschlagen. Der besorgte Vater fügte hinzu, sein Sprößling sei mondsüchtig und pflege öfters im Schlafe umherzuwandeln. Wenn sie ihn einmal in diesem Zustande bemerkten, möchten sie ihn mit Gewalt in sein Bett zurücktreiben. Diese letztere Mitteilung nahmen Friedel und sein pfiffiger Kamerad mit sichtlichem Interesse auf, und sofort war ihr Plan fertig, sich des unbequemen Schlafgenossen zu entledigen. Als abends der Sohn des Meisters seine neue Ruhestätte auf der Stube der beiden aufsuchte und nichts Böses ahnend wie König Duncan im Schlosse Macbeths den Schlaf des Gerechten schlief, ohne auch nur die geringste Neigung zu zeigen, seine nächtliche Promenade anzutreten, stürzten sich plötzlich die beiden Freunde, die bisher vergeblich auf

der Lauer gelegen hatten, wie zwei gereizte junge Löwen auf ihn los, rissen ihn unbarmherzig aus seinem Bette und prügelten ihn windelweich, so daß er heulend zu seinem Vater entfloh, eine sofortige strenge Bestrafung der Schuldigen fordernd. Bei dem nun folgenden Verhöre erklärten die beiden Übelthäter dem Hauswirte, sie hätten seinen Sohn beim Nachtwandeln überrascht und ihm empfangener Weisung gemäß durch eine Prügelkur den Somnambulismus gründlich austreiben wollen. Damit gab sich der Meister wohl oder übel zufrieden, der arme Patient aber verzichtete auf eine Fortsetzung dieser Gewaltkur und wagte das Schlafzimmer seiner Widersacher nicht mehr zu betreten.

Im Oktober 1827 trat Weber in die fünfte Klasse des Gymnasiums ein und wanderte nun täglich nach der Kampstraße in den altehrwürdigen Bau, den Fürstbischof Theodor i. J. 1612 für die damals in der Paderstadt geplante Universität hatte errichten lassen. Die Schule trug einen streng kirchlichen Charakter; jeden Morgen mußten die Zöglinge gemeinsam dem Gottesdienste beiwohnen. „Unsere Erziehung war halb mönchisch, halb militärisch", sagte Weber später in Rückblick auf seine Gymnasialzeit. — Die Studienordnung der Anstalt wich von der heutigen in etwa ab. Das Schuljahr begann zu Herbst; die sechs Klassen konnten in je einem Jahre absolviert werden bis auf die zweite, für welche ein zweijähriger Besuch vorgeschrieben war. Die erste Stelle im Lehrplane nahmen die klassischen Sprachen ein, doch wurde auch der Unterricht im Deutschen nicht ganz vernachlässigt. In der zweiten Klasse z. B. wurden wöchentlich 4 Stunden diesem Fache gewidmet, und praktische Anleitungen zur „Lektüre der deutschen Klassiker" nebst einer „Übersicht über die deutsche Litteratur seit Haller" gegeben, sowie „die Grundzüge der Ästhetik, Poetik und Metrik" vorgetragen. Im Lektionsplane der ersten Klasse war das Deutsche mit wöchentlich 3 Stunden vertreten; die Schüler lasen Klopstocks Oden und Goethes „Iphigenie" und „erhielten einen Abriß der deutschen Litteraturgeschichte mit Proben aus den verschiedenen Perioden." — Friedrich Wilhelm Weber verriet bald eine ungewöhnliche Begabung und zeichnete sich besonders in den

Sprachen und in der Geschichte aus. In den Jahresberichten des Gymnasiums wurden damals die Namen der Schüler veröffentlicht, welche für ihre Leistungen mit Preisen belohnt waren, und in diesen Verzeichnissen begegnet uns der Name Weber sehr oft. Das Prämium für den besten deutschen Anfsatz erhielt er auf den oberen Klassen regelmäßig, und auch im Lateinischen und in der Religionslehre wurden ihm Preise zuerkannt; dabei war er im Griechischen, wie aus den Programmen hervorgeht, einer der besten Schüler seiner Klasse. Im Verkehre mit den Lehrern zeigte er sich gesittet und artig, denn, wo er vertraute und ehrte, war er stets gern bereit sich unterzuordnen. All den Männern, die sich um seine geistige Entwicklung verdient machten, bewahrte er ein dankbares Andenken, vor allem dem Direktor Heinrich Gundolf, der durch seine ganze Persönlichkeit und erzieherische Wirksamkeit einen tieferen Einfluß auf ihn ausübte und mit seinem Wohlwollen den werdenden Dichter bis ins reife Mannesalter begleitet hat. Bei der Lektüre der griechischen und römischen Klassiker verstand der treffliche Pädagoge wie wenige die Kunst, die Gemüter der Jugend für diese Studien zu begeistern, indem er, ohne die philologische Grundlage zu vernachlässigen, seine Schüler immer zugleich in den Geist des Schriftstellers und in die Weltanschauung des Altertums einführte. Noch als Greis dachte Weber mit lebhafter Freude an die Stunden zurück, in denen er unter der geistigen Führung des bewährten Lehrers sich in die unsterblichen Dichtungen der Hellenen versenkte, da er zuerst lauschte der ewigen Epopöe vom Zorne des Achilles, wie den feierlichen Päanen und schwärmenden Dithyramben Pindars, da die heitere Lebensweisheit des Venusinischen Sängers ihn erquickte, und die einfache Größe und ruhige Plastik der Tragödien eines Sophokles ihm zuerst aufging.

„Dem Lied Homers lauscht' ich im Frühlingsalter,
Des Dirkeschwans, von Ringern und von Rossen,
Den Sprüchen gern, die Flaccus Mund entflossen"

singt der Dichter in Erinnerung an diese dem Schönheitskulte der Antike geweihten Jugendtage.

Eine Episode aus seinem Gymnasialleben, welche sein lebhaftes Interesse für die klassischen Studien und sein Verhältnis zum Direktor Gundolf charakteristisch beleuchtet, erzählte Weber einem Freunde. „Gundolf erklärte uns Sophokles' Antigone, und mein Mitschüler, Wilhelm Kayser, ein gescheiter Junge — er wurde später Direktor in Sagan, dann in Beuthen und wieder in Sagan — widersprach den Ausführungen Gundolfs, und ich widersprach dem Kayser. Bald war eine hitzige Debatte im Gange. Das gefiel dem Direktor, er lieh mir Eschenburgs Scholien zum Sophokles, und in der nächsten Stunde nahm ich den unterbrochenen Kampf wieder auf und verteidigte nun erst recht die Ansicht meines Lehrers; wo die Scholien nicht ausreichten, machte ich selbst welche. Kayser aber nahm die Sache ernst und wurde aufgeregt. Ich verstehe kein Griechisch, behauptete er schimpfend; ich aber blieb ungeheuer ruhig, sagte mein Sprüchlein und hatte meine Freude an seinem Ärger und an der Zufriedenheit des Direktors. Kayser und ich sind übrigens als die besten Freunde auseinandergegangen."

Das klassische Altertum blieb dem Dichter sein ganzes Leben lang ein unerschöpflicher Quell der Belehrung und des Genusses. Er las fast täglich griechisch und lateinisch, und seine Briefe und sonstigen schriftlichen Aufzeichnungen sind vielfach von Reminiscenzen, ernst und scherzhaft gemeinten Citaten aus der antiken Litteratur durchzogen. Aber „Studium, nicht Nachahmung der Kassiker" war sein Schlagwort, und schaffend hat er in den Jahren seiner dichterischen Reife niemals antikisiert. Keine einzige Gestalt aus dem Mythus und der Geschichte der Hellenen wandelt durch seine Dichtungen, abgesehen von einer 1837 entstandenen ungedruckten poetischen Erzählung: „Orpheus" und dem „Alexander", dessen Stoff eine durchaus romantisch christliche Färbung zeigt. Von den klassischen Versmaßen wandte er nur den Hexameter an, der Distichen nicht zu gedenken, in welche er oft seine Sinnsprüche kleidete.

War die Beschäftigung mit der antiken Litteratur ein stählendes Bad seines Geistes, so bereitete ihm das Erlernen der Mathematik eine Fülle von kleinen Leiden und Verlegenheiten. Mit dem Gymnasiallehrer Franz Luke, der ihn vergeblich in die Geheimnisse

der Winkel und Formeln einzuführen versuchte, hatte der junge Dichter manchen ergetzlichen Strauß zu bestehen. Wie Goethe, dem die vier Species der Algebra zeitlebens ein Rätsel blieben, wie Victor Hugo, Walter Scott, Lord Byron, Coleridge, Swinburne und Longfellow, wie Petöfi und Grillparzer, dem nach seinem eigenen Geständnisse das Einmaleins nicht geläufig war, wie Kinkel, Schücking und Moritz von Strachwitz, der in einem etwas grünen Sonette gegen die „Schwätzer" von

„Winkeln, Polygonen
Und regelrechten Parallelogrammen,
Die da berechnen des Gedankens Flammen
Nach mathematischen Dimensionen"

seine poetischen Pfeile richtete, wie Schopenhauer, Nietzsche und viele andere, vermochte Weber seine Abneigung gegen diese exakteste aller Wissenschaften, deren Ruhm schon an der Giebelfront des Tempels von Delphi prangte, niemals zu überwinden. „Wo streng die Formel herrschte, statt des Lebendigen, war kein Quartier für ihn und seine Art", kann man, Scheffels Ausspruch variierend, auch von dem Dichter von „Dreizehnlinden" sagen. — Für die trüben und langweiligen Stunden, welche ihm das Studium der Mathematik verursachte, leistete ihm die Geschichte einigen Ersatz, und an ihrem Himmel sind ihm die ersten poetischen Sterne aufgegangen. All die großen Gestalten unserer vaterländischen Vergangenheit von den Kohortenstürmern des Teutoburger Waldes bis zu den Karolingern, Ottonen und Hohenstaufen und bis herab zu Friedrichs Grenadieren schwebten nicht schattenhaft an ihm vorüber, sondern standen lebendig vor seinen Blicken. Aber er verdankt diese historische Anschauung weit mehr dem Selbstunterrichte, als Vorträgen seiner Geschichtslehrer. Denn mag es auch diesen Schulmännern an geschichtlicher Vorbildung nicht gefehlt haben, jedenfalls mangelte ihnen die Gabe, welche einzig die historische Erzählung für die Jugend anziehend macht, die ästhetische Kunst, zu gruppieren und zu individualisieren. Levin Schücking berichtet uns in seinen Lebenserinnerungen, daß der Anblick der Stadt Münster, deren

Straßen er als Gymnasiast durchwanderte, und deren Architektonik noch ein prächtiges Stück Mittelalter versteinert bewahrt, zuerst den Sinn geschichtlicher Betrachtung in ihm geweckt habe. So war auch die stille, altehrwürdige Bischofsstadt an der Pader, in der noch so manches Denkmal von dem Walten unserer Vorfahren rührende Kunde giebt, ganz dazu angethan, die Phantasie des Knaben Friedrich Wilhelm Weber mit Bildern gewaltiger deutscher Vorzeit zu erfüllen.

„Zu Paderborn im Dome, da ragen auf hohem Chor
Zwei riesige Gestalten stillmächtig stolz empor;
Ich habe sie oft gesehen in ernster Kaiserpracht
Und oft dabei in Thränen der alten Zeit gedacht",

so singt der Jüngling in einem 1834 entstandenen Gedichte. Früh und tief fühlte er, daß sein Fuß auf einem Boden wandelte, über den weltbewegende Ereignisse hinweggeschritten waren. In karolingischer Zeit war Paderbrunn recht eigentlich der Mittelpunkt des Westfalen- und Engernlandes. In ihm und in seiner nächsten Umgebung vollziehen sich die hervorragendsten Akte der Eroberungs- und Bekehrungsgeschichte unserer Heimat. An den Lippe- und Paderquellen drängten sich einst die ungezählten Scharen der Sachsenleute zum Bade der Wiedergeburt und knirschend zum Treuschwur für den fremden Zwingherrn. Hier tagte der Sachsensieger, von den Großen des Reiches umgeben, wiederholt im feierlichen Rate. Hier empfing er i. J. 799 den Statthalter Christi, hier schrieb er mit dem Schwerte die »Capitula de partibus Saxoniae« und zog die tiefen Grundlinien der geistlichen und weltlichen Verfassung in dieses Neubruchland christlicher Kultur. An den Paderquellen ward, als der Kriegssturm endlich ausgetost, der Stuhl Hathumars, des ersten Bischofes, erhoben, hier war es, wo Kaiser Ludwig der Fromme bei dem Umritte durch das Reich das neugewonnene Volk aus allen Gauen in Pflicht und Hulde nahm und Corbeja nova zu erbauen beschloß, die Perle des Paderborner Sprengels, das weitberühmte Siegeszeichen des Karolingerhauses über heidnischen Wahnglauben. — All diese glorreichen

Momente aus der Geschichte der »inclyta urbs Paderae«, wie der Hymnus sie preist, prägten sich mit unvergeßlichen, unverwischbaren Zügen in die Seele des Jünglings ein und halfen den Keim legen zu jenem Kultus der Vergangenheit, der in so vielen seiner Dichtungen Ausdruck gewinnt, sie gaben ihm endlich einen Teil des welthistorischen Hintergrundes seines Westfalenepos „Dreizehnlinden". — In Paderborn hat Weber wohl seine ersten Verse geschrieben; noch eine ganze Reihe von lyrischen Versuchen aus seiner Gymnasialzeit fand sich in seinem Nachlasse. Diese poetischen Erzeugnisse seiner jugendlichen Muse hat der Dichter jedoch später verworfen und sie zu Gunsten reiferer Gestaltungen von seinen Werken ausgeschlossen. Aber die Thatsache, daß Weber von diesen Tändeleien durchaus nichts wissen wollte, überhebt den Biographen nicht der Verpflichtung, sie als Glieder und Zeugnisse seiner Entwicklung zu beachten. — Es sind Vorübungen, mehr hervorgegangen aus dem Drange nach künstlerischen Formen und einer idealen Auffassung des Lebens, als aus dem unabweisbaren Bedürfnisse, ein bestimmtes, inneres Erlebnis dichterisch zu gestalten. Der älteste, unsicher tastende Reimversuch Webers, welcher jedenfalls noch aus seinen Knabenjahren stammt, hat folgenden Wortlaut:

Winterlied.

Schlummre süßen Schlummer
In des Winters Schoß!
Nordwind schlägt die Flügel
Über deiner Ruh',
Über Hain und Flur,
Göttliche Natur!

Wald und Wiesenquelle
Hüllt das Schweigen ein,
Und der stille Weiher
Schläft im Sterbekleid;
Blümlein, weiß und rot,
Alle sind sie tot.

Schlummre süßen Schlummer,
Göttliche Natur!
Nordwind schlägt die Flügel
Über deiner Ruh';
Kommt der Lenz erst her,
Schlummerst du nicht mehr.

Andere in den Jahren 1831 und 1832 entstandene Lieder zeigen, daß der Muse des Jünglings die Schwingen zwar rasch gewachsen sind — der Fortschritt in der Verstechnik ist unverkennbar — aber von Nachahmung zur ursprünglichen Gestaltung ist Weber während seiner Gymnasialjahre nicht vorgedrungen. Ich lasse noch zwei andere ungedruckte poetische Proben, die dem Jahre 1832 angehören, zum Belege folgen:

Das Höchste.

Sich im Grünen zu ergehen,
Silberbäche zu belauschen,
Auf den Bergen, auf den Höhen
Sich im Nektar zu berauschen,
Den die freien Lüfte wehn:
Das ist herrlich, das ist schön.

Liebesband und Kränze schlingen
In dem holden Blütenmaien,
Edle preisen, Edle singen
Und der Edelsten sich weihen,
Einzig ihr in Lust und Leid:
Das ist hohe Seligkeit.

In Minervas Heiligtume
Schöpfen mit geweihter Schale,
Lorbeern ernten und zum Ruhme
Unbefleckte Ehrenmale:
Lockend klinget das ins Ohr,
Lüstern schwillt das Herz empor.

Aber unter Kampf und Spielen
Eine eigne Welt zu bauen
Und den Gott im Busen fühlen,
Und sein Bild in sich zu schauen;
Das ist Leben, Licht und Lust,
Das ist Himmel in der Brust.

❦❦

Begrabt, wenn ich gestorben,
Mich in dem Buchenhain
Am trauten Wasserfalle;
Da pflegt' ich gern zu sein.

Ein stilles Heideröschen,
Das pflanzet auf mein Grab,
Das haucht im holden Maien
So süßen Duft herab,

Und eine Thränenweide,
Drin Philomele weint,
Wenn durch die leisen Blätter
Der Mond so ruhig scheint.

Die kleine, sanfte Laute,
Die einst der Jüngling schlug,
Die hänget in die Zweige,
Wohl in des Windes Flug.

Die Geister ziehn vorüber,
Die Laute tönt so bang
Und lullet mich in Schlummer
Mit Äolsharfenklang.

In dem letzten Gedichte nehmen wir deutlich die Anregung wahr, welche der Jüngling von Höltys sanfter Lyrik empfangen hat; daneben macht sich die Einwirkung des Gololiedes aus Tiecks „Genoveva" geltend. Andere Erzeugnisse tragen den Stempel Matthissonscher Naturmalerei; den Reigen aber unter den Dichtern, die Webers poetische Frühzeit übermächtig beherrschen, führt der edle

Marbacher Sänger. Die Reflexionslyrik des Gymnasiasten hat ganz die bilderreiche, oft bauschige Rhetorik, die langen vollaus-tönenden Perioden, aber auch etwas von dem Adel und Schwunge, der Schillers ähnliche Gedichte auszeichnet. Wie ein Nachhall aus Schillers lyrisch-didaktischen Dichtungen: „Die Künstler“ und „Die Macht des Gesanges“ gemahnt es uns, wenn Weber in einem Jugendpoëm: „Gesangeszauber“ singt:

„Als mit grausem Donnerhalle
Sank des Kronos goldner Thron,
Und die sel'gen Götter alle
Von der düstern Erde flohn,
Da bliebst du, nur du zurücke,
Göttin mit dem heitern Blicke,
Die durch hoher Lieder Kraft
Freuden selbst aus Kummer schafft“;

und wenn er weiter sagt:

„Selig, wem des Himmels Gnade
Des Gesanges Kunst verlieh;
Wonnereich sind seine Pfade,
Seine Palmen welken nie.“

Bis zum Jahre 1834 etwa bleibt die Form der poetischen Schöpfungen des jungen Lyrikers unverändert, individuelle Töne fehlen noch seiner Leier fast gänzlich; als metrische Übungen jedoch waren diese Versuche dem werdenden Dichter durchaus förderlich.

Seine schöngeistigen Bestrebungen wurden von einigen seiner Lehrer begünstigt. Wie der 18jährige Gymnasiast A. W. Schlegel bei einem Schulfeste in seiner Vaterstadt Hannover ein in Hexametern abgefaßtes Gedicht vortrug, in welchem der künftige Litterarhistoriker die Geschichte der deutschen Poesie in großen Zügen darstellte, so deklamierte Weber auf Geheiß seines Lehrers Ahlemeyer vor versammelter Prima seine allegorische Dichtung: „Thuiskonas Klage“, worin er den Genius unseres Vaterlandes, Thuiskona, trauernd über die Verödung und Versumpfung des deutschen Barden-haines, der großen Sänger gedenken läßt, die ihr einst mit Harfe und Schwert dienten. In die Litteratur des Mittelalters hat der Jüngling, wie aus diesem Gedichte hervorgeht, noch kaum einen

Einblick gewonnen; er rühmt zwar Walther und Wolfram, aber man merkt es seinem wortreichen Lobe an, daß er mit den gepriesenen Dichterheroen noch keinen vertrauten geistigen Umgang gepflogen hat. Den reichsten Lorbeer drückt er auf die Stirne Klopstocks und der beiden Weimarer Dioskuren:

„Himmlische besaiteten die Leier,
Als er die Erlösungshymne sang,
Und Seraphen lauschten still der Feier,
Wenn des heil'gen Sehers Stimme klang.
Hundert folgten seinen kühnen Schritten,
Und lebendig ward's im frohen Hain,
Und die Barden bauten Eichenhütten,
Und die goldnen Tage zogen ein.

Aber zwei gekrönte Lichtgestalten
Schreiten her, die Laute in dem Arm,
Und des Liedes tiefste Zauber walten,
Und der Busen schlägt so hoch, so warm!
Ein unendlich, namenloses Sehnen
Trübt des einen Blick und schwellt sein Herz.
Ach! er trägt auf allgewalt'gen Tönen
Dieses Reich der Schatten himmelwärts.

Und des andern zarte Flüsterlieder
Ziehn mit goldnen Fittichen der Luft
Sanft den Himmel zu der Erde nieder;
Seine helle Weisheit hebt die Brust. —
Ganze Welten trugen beid' im Herzen,
Sternendiademe schmücken sie,
Ihren Ruhm kann keine Zeit verschwärzen,
Und ihr Lied verklingt auf ewig nie."

Zu Grillparzers tiefem, das Wesen der beiden Klassiker klar bezeichnendem Worte: „Schiller geht nach oben, Goethe kommt von oben", bilden die letzten Strophen ein dichterisches Gegenstück.

Von einem eigentlichen litterarischen Leben, das den jungen Dichter gehoben und angeregt hätte, konnte in Paderborn, welches zu jener Zeit 9—10000 Einwohner zählte, nicht die Rede sein.

Als Stadtpoet bekannt war der Oberlandesgerichtsrat Moritz Bachmann, Herausgeber des Taschenbuchs „Gunloda“, zu dem auch Freiligrath beisteuerte. Diesem ehrenwerten Juristen, der den strengen Dienst der Themis mit dem heiteren Apolls zu vereinigen suchte und viel gereimt, zuweilen auch gedichtet hat, trat Weber als Gymnasiast nicht näher. Das Interesse für seine poetischen Erstlinge ging über den engen Kreis seiner Lehrer und Mitschüler nicht hinaus; unter den letzteren aber gab es manche, die seinen schöngeistigen Bestrebungen freundliche Aufmerksamkeit schenkten. Einem Briefe des Professors Theodor Vernaleken in Graz entnehme ich, daß dieser, der mit Weber auf den Bänken der Tertia saß, schon damals den regen Sinn des Knaben für deutsche Dichtung und Sprache bemerkt hat. „Eine litterarisch-poetische Neigung“, so schreibt der bekannte Germanist, „führte uns oft außer der Klasse zusammen, und wir trieben allerhand jugendliche Allotria, z. B. erfanden wir eine eigene Sprache. Leider mußte ich bald seine Gesellschaft entbehren, da ich schon Ende 1830 in das Lyceum in Fulda mich aufnehmen ließ, und seit der Zeit hörten wir nichts mehr von einander, bis nach langen Jahren endlich seine „Dreizehnlinden“ mir zu Gesicht kamen. Dies war erst in Wien der Fall, wohin ich 1850 aus Zürich berufen wurde.“ — Weit inniger und dauernder waren die Freundschaftsbande, die Weber mit einem anderen Jugendgenossen verknüpften, mit Rudolf Rochs aus Stettin, dem Sohne des Ingenieur-Offiziers Fr. Rochs und seiner Gattin Karoline, einer Schwester von Luise Hensel. Die edle Dichterin hatte sich dieses Knaben, der am 9. Dezember 1816 geboren war und wenige Wochen später seine Mutter durch den Tod verloren hatte, mit aufopferungsvoller Liebe angenommen und seiner geistigen Ausbildung die größte Sorgfalt gewidmet. Schon im zarten Alter verriet ihr Pflegesohn ungewöhnliche Anlagen. „Rudolf“, so schreibt sie am 10. November 1822 von Sondermühlen an ihre Berliner Freundin Emilie Piaste, „hat außerordentliche Gaben an Verstand, Gedächtnis und Urteil, auch Lust zum Lernen; aber sehr viel Egoismus, Ungeduld und Weichlichkeit; er wird viel zu kämpfen haben — Gott gebe, daß er treu kämpft, so wird er auch herrlich

siegen. Jetzt ist er schwerer zu erziehen als gewöhnliche Kinder; er spielt wenig und selten mit Interesse, liest und lernt aber für sein Alter unbegreiflich gern; er hat wenig Kindliches und ist ernst und aufmerksam bei Gesprächen Erwachsener."

Nachdem der Knabe zu Wiedenbrück in den Anfangsgründen der klassischen Sprachen unterrichtet worden war, trat er in die Tertia des Paderborner Gymnasiums ein und schloß sich bald mit schwärmerischer Hingebung an seinen drei Jahre älteren Klassengenossen Weber an. Keinem Freunde hat unser Dichter während seiner Studienzeit näher gestanden als diesem poetischen Wahlbruder, von dessen Fähigkeiten er zeitlebens eine hohe Meinung hegte. Wie Weber, so erging sich auch Rochs früh im „Irrgarten der Metrik", beide lasen einander ihre Schöpfungen vor und tauschten ihr Urteil darüber aus. Unter den gereimten Jugendversuchen des Freundes, die im Nachlasse des Dreizehnlindendichters aufbewahrt werden und ein erstaunlich frühreifes Talent verraten, findet sich u. a. eine Ballade, „Auguste" betitelt. Am Schlusse derselben ruft die Heldin, ein Zerrbild der Bürgerschen Lenore und diese in Ausbrüchen der Verzweiflung noch weit übertrumpfend, mit tragikomischem Pathos aus:

„Hölle, komm, der Stahl soll mich vernichten,
Selbst erwähl' ich des Geliebten Tod,
Auf den Himmel will ich gern verzichten,
Weil im Himmel mir doch Hölle droht;
Zu der Hölle ist auch er verdammet,
In der Hölle blüht mir Seligkeit,
Dort wird unsre Liebe neu entflammet.
Hölle, Hölle, komm, ich bin bereit!"

Die arme „Auguste" fand vor Webers Augen keine Gnade und veranlaßte ihn zu dem scherzhaften Vergleiche: „Es war einmal ein Tier mit einem Elefantenleibe, Schwanenhals und Froschkopfe. Diese Maschine ruhte auf zwei Reiherfüßen, die mit Schwimmhäuten versehen waren. Und das Ungeheuer hieß Auguste. Risum teneatis amici!" — Mit gutem Humor billigte der Verfasser diese kritische Hinrichtung seiner unglücklichen Heldin, indem er unter die Recension des Freundes die Worte schrieb:

„Gelesen und nach genauer Prüfung für richtig befunden". — Manchen Abend verbrachte unser Dichter in angeregtem Gespräche mit dem Genossen. Rochs stellte ihm alle seine Bücher zur Verfügung, und beide trieben gemeinsam eine ausgedehnte Lektüre. Von den Autoren, deren Werke dem Gymnasialschüler Weber in den Jahren 1832 und 33 zugänglich waren, nenne ich außer Schiller, Goethe, Klopstock und Lessing vor allem Shakespeare. Doch ist von einer Wirkung der Dramen des großen Briten auf ihn weder aus Äußerungen noch aus den poetischen Versuchen in jenen Tagen etwas zu erfahren. Gellerts Fabeln, Bürgers und Salis' Gedichte, Leisewitz' „Julius von Tarent", Ramlers und Kästners Schriften, sowie Rabeners Satiren und Blumauers Parodieen lernte er durch Rudolf Rochs kennen. J. G. Jacobis und Chr. Ew. v. Kleists Werken vermochte er keinen Geschmack abzugewinnen, dagegen zog ihn von den älteren deutschen Schriftstellern Hans Sachs an, dessen Dichtungen ihm in der 1820 erschienenen Ausgabe von Friedrich Furchau in die Hände gefallen waren. Auch mit den poetischen Produkten A. W. Schlegels machte er Bekanntschaft, und Theodor Körners Dramen rissen ihn zur Bewunderung hin. Von der englischen Romanlitteratur wurden ihm die Erzählungen Walter Scotts früh vertraut; Quentin Durward, Ivanhoe, der Talisman u. a., die damals in einer spottbilligen deutschen Duodezausgabe auf Löschpapier und mit lächerlichen Titelbildern das große Publikum entzückten, wurden mit Heißhunger verschlungen. — Die Gefahr lag nahe, daß durch diese Vielleserei der Geist des Jünglinges verweichlicht und sein Gefühls- und Phantasieleben auf Kosten seiner übrigen Fähigkeiten eine krankhafte Steigerung erhielt, doch entging Weber dieser Klippe glücklich durch eifrige grammatische und naturwissenschaftliche Studien, die zu seinen schöngeistigen Bestrebungen ein gesundes reales Gegengewicht bildeten. — Neben der Muse der Dichtung wurde auch die der Tonkunst früh seine Freundin. Was den Knaben und den reifenden Jüngling innerlich unausgesprochen und unaussprechlich bewegte, das fand in der Musik, die er früh übte und sein Lebenlang liebte, Ausdruck und Echo. Als die Mutter ihn einst in Paderborn

besuchte, schenkte sie ihm zu seiner großen Freude eine Guitarre; dieses Instrument, welches, wie Heinrich Laube versichert, damals ein notwendiges Attribut studentischer Romantik war, wußte Weber bald meisterlich zu spielen, und es war eine Lust, ihm zu lauschen, wenn er mit seiner vollen, klangreichen Tenorstimme eine unserer einfachen, poesievollen Volksweisen zur Laute sang. — Mit den Seinigen blieb der bildungseifrige Jüngling in herzlichem Verkehre. Die Ferien verlebte er regelmäßig im Elternhause. Eine Wonne war es ihm auch, an schulfreien Tagen die Bücher beiseite zu werfen und zu seinem Oheim Fritz Klein auszufliegen, der ein Gut „auf dem Döhren" in der Nachbarschaft von Paderborn besaß. Der Sohn des Oheims hatte Jägerblut in den Adern wie sein Vetter Fritz Weber; mit dessen Hilfe führte er seinem Vater die Flinte aus, und nun ging's gemeinsam hinaus ins Feld zum fröhlichen Jagen! Eichhörnchen schossen und brieten sie. Als sie aber das Jagdgehege überschritten und auf fremdem Grund und Boden pürschten, ereilte sie die Nemesis in Gestalt eines Revierförsters, der sofort ihre Flinte beschlagnahmte. Da war Holland in Not! Sie legten sich aufs Bitten und Flehen, bis der strenge Diener des Gesetzes ein menschliches Rühren fühlte, ihnen die Waffe wiedergab und die beiden Wildschützen ungestraft laufen ließ. —

So gingen die Jahre dahin, und Webers Gymnasialstudien nahten ihrem Abschlusse. Im Herbst 1832 schied Rudolf Rochs von Paderborn, um sich der militärischen Laufbahn zu widmen, und ein Jahr später bestand unser Dichter die Reifeprüfung mit glänzendem Erfolge. Nur in der Mathematik genügten seine Leistungen den Anforderungen des examinierenden Schulrates nicht, und auf dessen Frage, was er denn in diesem Fache wisse, entgegnete der unerschrockene Prüfling: „Alles, was ich in der Dorfschule gelernt habe". Sein Entlassungszeugnis giebt einen lehrreichen Überblick über das Wissen und Können des hoffnungsvollen Abiturienten. Es hat folgenden Wortlaut:

Friedrich Weber, gebürtig aus Alhausen, 19²/₃ Jahr alt, katholischer Konfession, Sohn eines Kaufmannes, 6 Jahr

Schüler des hiesigen Gymnasiums und 1 Jahr besonderes Mitglied der obersten Klasse.

1. Schulbesuch. Den einzelnen Unterrichtsgegenständen hat er, solange er auf Schulen war, mit ununterbrochener Regelmäßigkeit und gewissenhafter Pünktlichkeit beigewohnt.

2. Aufführung. Seine Sitten waren im allgemeinen ausgezeichnet gut. Durch gefälliges und anspruchloses Betragen erwarb er sich die Achtung und Liebe seiner Mitschüler, durch bereitwillige Folgsamkeit und ehrfurchtsvolles Zutrauen die Zufriedenheit und Zuneigung seiner Vorgesetzten und Lehrer.

3. Häuslicher Fleiß und Aufmerksamkeit. Er hat allen Gegenständen des Unterrichts mit Beharrlichkeit und Ausdauer einen gleichen Fleiß gewidmet, und stets haben ihn sowohl ungeteilte Aufmerksamkeit, als auch Genauigkeit und Ordnungsliebe in Ablieferung der schriftlichen Arbeiten zu seinem Vorteile ausgezeichnet.

4. Kenntnisse. In wissenschaftlicher Rücksicht hat er einen bedeutenden Grad von Vorzüglichkeit erlangt. In den Wahrheiten des Christentums und in den Lehren seiner Kirche hat er No. I gute Kenntnisse an den Tag gelegt. In den alten Sprachen hat er es zu einem gründlichen und fertigen Verständnisse selbst der schwereren Schriftsteller gebracht. Im Latein-Sprechen und -Schreiben hat er bei grammatischer Fehlerlosigkeit einen löblichen Grad von Fertigkeit gewonnen, sowie auch im Übersetzen aus dem Griechischen ins Deutsche, und aus dem Lateinischen ins Griechische eine beträchtliche Gewandtheit sich angeeignet. In den Anfangsgründen der hebräischen Sprache hat er sowohl mündlich als schriftlich Proben eines sorgfältigen und gründlichen Studiums abgelegt. Sein deutscher Aufsatz, sowie sein mündlicher Vortrag bekunden ein geübtes, den Gegenstand erforschendes Nachdenken und ein lebhaftes Gefühl fürs Schöne. In der Physik und philosophischen Propädeutik bestand er gut. In der mündlichen Prüfung bewies er hinreichende mathematische Kennt-

nisse; die schriftlichen Ausarbeitungen waren nicht genügend. Wegen der angegebenen Mängel mußte die Kommission mit Bedauern dem übrigens ausgezeichneten Schüler das Zeugnis No. I verweigern. In der allgemeinen Weltgeschichte besitzt er eine recht gute Übersicht, seine Kenntnisse im einzelnen sind bestimmt und geläufig.

Die unterzeichnete Kommission hat dem Friedrich Weber auf Grund der mit ihm angestellten schriftlichen und mündlichen Prüfung das Zeugnis der bedingten Tüchtigkeit No. II zu den Universitätsstudien zuerkannt.

Paderborn, den 29. August 1833.

Königliche Abiturienten-Prüfungs-Kommission:

Gundolf I. Ahlemeyer.

Noch im August kehrte der Abiturient nach seiner Heimat zurück. Sein Aussehen war bleich und fahl, seine Gesundheit infolge der geistigen Anstrengungen und körperlichen Entbehrungen der letzten Jahre hart angegriffen. Ein Lungenübel hatte ihn befallen, das sich durch heftiges Blutspeien äußerte. Damals erklärte ein Paderborner Arzt dem Jünglinge, in seinem 24. oder 25. Lebensjahre werde sich sein Schicksal entscheiden, dann werde sein Leben sich entweder rasch verzehren oder neu und frisch aufblühen. — Die Frage der Berufswahl trat jetzt ernst und mahnend vor seine Seele. Es entstand in ihm der Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Brotstudium und dichterischer Neigung. Lust und Liebe zogen ihn zur Philologie, insbesondere zum Studium der germanischen Sprachen und zur Erforschung unseres vaterländischen Altertums. Rastloser Fleiß, bewunderungswürdige Raschheit der Auffassung, eine geradezu beispiellose Gedächtniskraft, ausgebreitete linguistische Kenntnisse befähigten ihn in hohem Maße zu diesem Berufe. Aber die philologische Staatsprüfung umfaßte damals noch ein Examen in der Mathematik, und einem solchen fühlte sich Weber nicht gewachsen. Er richtete daher bald sein Augenmerk auf das Studium der Medizin, das dem armen Förstersohne die Aussicht auf eine reiche und segenbringende Thätigkeit

eröffnete. Eine endgültige Entscheidung über die Richtung seiner Berufswahl traf er indessen vorläufig noch nicht; denn seine geschwächte Gesundheit und seine knappen materiellen Mittel erlaubten ihm nicht, die Universität sofort zu beziehen. Er blieb vielmehr während des Winters 1833 im elterlichen Hause, »partim rei familiaris angustia, partim adversa corporis valetudine coactus«, wie es in der seiner Dissertation beigefügten »Vita« heißt. Die Eindrücke seiner Kindheit frischte er wieder auf, durchstreifte die heimatlichen Wälder und versenkte sich inmitten der dörflichen Einsamkeit mehr und mehr in die altdeutsche Litteratur. Das Nibelungenlied im Urtexte las er wieder und wieder mit tieferem Verständnisse und erhöhter Begeisterung. Auch Walthers süße Weisen und Gottfrieds „Tristan und Isolde", das Lied von der Liebe Lust und Leid, entzückten und fesselten ihn, und des „Knaben Wunderhorn" führte ihn zum Quelle des deutschen Volksliedes, zu dem Märchenborne, an dem man, um mit Hebbel zu sprechen, „Geschichten erlauscht wie die vom Erlkönig und vom Fischer, vom Glück von Edenhall und der Lurlei". P. F. Stuhrs Abhandlungen über nordische Altertümer, welche ihm Freund Rochs geschenkt hatte, erschlossen ihm die Welt des alten Nordens und zeigten ihm zuerst die Gestalten eines Ragnar Lodbrok, Thorkell und anderer Wikinger. Dabei trieb er metrische Studien, beschäftigte sich mit der Verslehre der deutschen Sprache von L. Heyse und dem Versuche einer kritischen Dichtkunst von C. J. Wiethof und las Georg Friedrich Meiers „Beurteilung der Gottschedischen Dichtkunst". So ging dem strebsamen Jünglinge unter wissenschaftlichen und poetischen Arbeiten der Winter dahin, und im Frühlinge 1834 bezog er die Universität Greifswald.



Student in Greifswald.

> Dann eine Jünglingsschar! Ein farbig Band
> Auf offner Brust; Wettstreit und reges Ringen
> Mit frommer Wissenschaft, mit blanken Klingen;
> Bei reicher Armut Thorheit und Verstand;
> Gesang und Wein in edler Sitte Schranken;
> Die Stirne hoch und Adler die Gedanken.
>
> F. W. Weber.

Die Berge um Alhausen kleideten sich eben mit dem ersten Grün, als Weber anfangs April 1834 die Reise nach der preußischen Universitätsstadt an der Ostsee antrat. Die Stimmung des kaum Genesenen war weit entfernt von der glücklichen Unruhe eines jungen Studenten, der, zum erstenmal der Schulzucht entrinnend, seine Freiheit und Selbständigkeit, die ihm doch mitunter noch unbequem sind, nach Möglichkeit genießen will, voll Vertrauen auf seine Kraft, voll Zuversicht, daß ihm die Welt gehöre. Im Gegenteile, das Gemüt des Jünglinges war ernst und sorgenvoll; er zweifelte daran, die Seinen jemals wiederzusehen, und glaubte, daß ihm ein frühes Grab beschieden sei. Ehe er das heimatliche Thal verließ, schnitzte er sich in der Waldung des Rosenberges ein kleines Kreuz aus Haselzweigen, und dieses christliche Symbol war sein Begleiter auf allen seinen Wanderungen.

Den weiten Weg nach Greifswald legte Weber zu Fuße zurück, da seine kargbemessenen Geldmittel ihm nicht erlaubten, die Post zu benutzen. Auch seine späteren Studentenreisen unternahm er in der Regel als „fahrender Scholar", den Ziegenhainer in der Hand, das Ränzel auf dem Rücken. Daß diese wochenlangen Märsche durch unbekannte Gegenden ihm mancherlei geistigen

Gewinn brachten, liegt am Tage. Die Betrachtung der wechselnden Landschaften erhöhte und schärfte in ihm die Gabe der Naturbeobachtung, und aus den Gesprächen mit den Wanderern auf der Heerstraße, den Bauern auf dem Felde, aus seinen Plaudereien mit den Weibern am Brunnen, den Wirten in den Gasthäusern am Wege, aus den Erzählungen der Reisenden, die sich abends um das gemeinschaftliche Feuer des Herdes scharten, lernte er Land und Leute viel besser kennen als der heutige Mensch, der mit der Eisenbahn durch die Welt fährt. Auch die dichterische Stimmung regte sich in ihm auf seinen Wanderungen, und wenn er in einer Herberge Rast hielt, setzte er sich nicht selten an den schlichten Holztisch, um die empfangenen Eindrücke in metrischer Form festzuhalten. So zog der junge Dichter über Pyrmont, Hameln, Hannover, Celle und betrat am 18. April in der Gegend von Ülzen die Lüneburger Heide. Als die weite, baumlose, rotbraune Ebene ernst und eintönig vor den Blicken des Schreitenden dalag, ergriff ihn eine tiefe Schwermut, und an der Stätte, die Platen-Hallermünde fünf Jahre vorher zum Schauplatze seines „Romantischen Ödipus" gemacht hatte, schrieb unser Musenjünger, als wenn der Geist des Dichters ‚Nimmermann' ihm souffliert hätte, eine nach Form und Inhalt verunglückte, weltschmerzliche Romanze von einem armen Jünglinge, der ermattet in einer Wüste umherirrt, und dem die Sehnsucht nach seiner Heimat das Herz bricht. — Weber hat die Lüneburger Heide öfter auf seinen Studentenfahrten berührt, und es ist möglich, daß die nachfolgende Episode nicht auf seiner ersten, sondern auf einer späteren Wanderung nach Greifswald vorgefallen ist. Der junge Student suchte nämlich abends in einer einsam gelegenen Schenke ein Unterkommen und fand, als er in deren Küche trat, die Wirtin und die Mägde rauchend am Herde sitzen. „Sie sahen aus", so erzählte der Dichter später, „wie die Honigkuchenpferde, um mich einer im Lüneburgischen üblichen Ausdrucksweise zu bedienen". Der Anblick der qualmenden Sippe und der schmutzige Küchenraum wirkten derartig abschreckend auf den fahrenden Schüler, daß er ein Nachtlager unter Gottes freiem Himmel einem Unterkommen in diesem

ungastlichen Hause vorzog. Er ging also wieder in die Heide zurück und legte sich neben einem Meiler schlafen. Zum Glücke für ihn war die Frühlingsnacht still und milde, und als er mit dem anbrechenden Tage erwachte, verscheuchte ein herrlicher Sonnenaufgang alle Schatten aus seiner Seele, und neugestärkt setzte der Jüngling seine Wanderung fort. — Er marschierte über Dannenberg, Dömitz, an Parchim und Malchin vorbei quer durch die Heimat Fritz Reuters, und am 24. April stand er, am Ziele seiner Reise angelangt, auf dem Lindenwalle Greifswalds, neugierig die in der Abenddämmerung vor ihm liegende Musenstadt betrachtend, während die Türme der Nikolai- und Marienkirche ihm ihren Glockengruß entgegenriefen.

Weber mietete ein freundliches Stübchen am Fischmarkte, wo der Wellenschlag eines lebendigen Verkehres ihm auch in unbeschäftigten Augenblicken einige Anregung versprach. Vier Tage nach seiner Ankunft wurde er von dem damaligen Rektor der Universität, dem Theologieprofessor Ferdinand Schirmer, in den Verband der Alma Mater aufgenommen und am 31. April von Professor Berndt, dem Dekan der medizinischen Fakultät, in deren Album eingetragen.

Die Greifswalder Hochschule war seit 1815, wo die Stadt mit Schwedisch-Pommern an Preußen kam, in einem erfreulichen Aufschwunge begriffen. Die preußische Regierung hatte dieser alten Pflanzstätte deutscher Bildung unausgesetzt ihre Sorgfalt bewiesen durch Berufung tüchtiger Lehrkräfte und durch Errichtung oder Verbesserung der zur Universität gehörigen wissenschaftlichen Anstalten. Das zoologische und anatomische Museum, der botanische Garten, die Akademie der Staats- und Landwirtschaft zu Eldena, das chemische Institut, die Anatomie und die Kliniken waren teils neugegründet, teils wesentlich erweitert worden, und mit dem steigenden Rufe der Hochschule hatte auch die Zahl der Studenten, namentlich der Mediziner, stetig zugenommen. Während i. J. 1824 nur 13 der Heilkunst Beflissene in Greifswald waren, studierten dort, als Weber die Universität besuchte, etwa 50 bis 60 Mediziner. Unter diesen waren besonders die Westfalen, die ja schon zur Zeit

der Humanisten als das wanderseligste Volk galten und, wie die Florentiner in Italien, das „fünfte Element“ genannt wurden — weil sie überall zu finden seien, wo die vier anderen angetroffen würden — sehr stark vertreten. — Weber belegte im Sommerhalbjahre 1834 Vorlesungen bei folgenden Professoren: medizinische Encyklopädie bei Seifert, Osteologie und Syndesmologie, sowie allgemeine und vergleichende Anatomie bei Schulze, Experimental-Physik bei Tillberg, Mineralogie und theoretisch-praktische Chemie bei Hünefeld, ferner Demonstrationen der Naturkörper des zoologischen Museums und der Gewächse des botanischen Gartens bei Hornschuch, dem Freunde Chamissos. Aber das Fachstudium füllte seine Seele nicht aus, und dem Charakter der Hochschule als einer universalen Bildungsanstalt lebte er getreulich nach. Er hörte Metrik und Ästhetik bei Johann Erichson und Psychologie bei Niederroth. Einen Lehrstuhl für germanische Philologie und deutsche Litteratur gab es damals in Greifswald noch nicht, und der Docent, der die schönen Wissenschaften lehrte, Professor Erichson, hatte für die Erforschung unseres vaterländischen Altertums kein tieferes Interesse. Im Jahre 1777 zu Stralsund geboren, hatte er 1795—99 in Jena und Greifswald seine Studien gemacht und dann nach vorübergehendem Aufenthalte in Berlin und Dresden als Privatgelehrter in Wien gelebt, der Philologie und Ästhetik sich widmend. Seine schriftstellerischen Bestrebungen, die Veröffentlichung des „Griechischen Blumenkranzes“, einer Auswahl aus der lyrischen Poesie der Hellenen in Übersetzungen, ferner die Herausgabe der Wiener Zeitschrift „Neue Thalia“ brachten ihn mit den Führern der romantischen Bewegung in nähere Verbindung, und als er i. J. 1814 als Adjunkt für die Fächer der Stilistik, Latinität und Ästhetik nach Greifswald berufen wurde, blieb er namentlich mit A. W. Schlegel in litterarischen Beziehungen. 1831 zum ordentlichen Professor ernannt, war Erichson, der weder als akademischer Lehrer noch als Schriftsteller nennenswerte Erfolge aufzuweisen hatte, nicht der Mann, um auf Webers dichterische oder wissenschaftliche Entwicklung bestimmend einzuwirken. Sein lederner Kathedervortrag, den die Zuhörer Wort für Wort nachschreiben

mußten, als wäre die Buchdruckerkunst damals noch nicht erfunden gewesen, langweilte den jungen Westfalen, wie sehr auch die in diesen Kollegien behandelten wissenschaftlichen Gegenstände ihn anzogen. Als charakteristisch für die pedantische Lehrweise Erichsons erzählte unser Dichter folgenden ergötzlichen Vorfall. Eines Tages erklärte der Professor seinen Zuhörern, daß er fortan seine Vorlesungen ohne Angabe der Interpunktionszeichen diktieren werde. Umständlich setzt er die Gründe seines folgenschweren Entschlusses auseinander und fährt dann fort: „Meine Herren! Ich beginne also: Lôgik — Punktum!“ Ein stürmisches Gelächter der Zuhörerschaft begrüßte diesen komischen Triumph, den die Macht der Gewohnheit über die plötzlich auftauchenden Neuerungsgelüste des zopfigen Universitätslehrers feierte, und fortan behaupteten die Satzzeichen unangefochten ihren Platz in dem Diktate des ehrenwerten Professors. — Unter den Männern, die durch Wort und Beispiel vorzüglich auf den Studenten Weber einwirkten, steht der Geheimrat Professor Friedrich August Gottlob Berndt in erster Reihe. Fast noch reicher als die wissenschaftliche Belehrung war der sittliche Gewinn, den der Jüngling aus dem Umgange mit diesem edlen Manne davontrug. Berndt hatte in seinem Berufe von der Pike auf gedient. Geboren am 14. Mai 1793 zu Nantikow in der Neumark, erlernte er bei einem Bader zu Landsberg an der Warthe das Barbierhandwerk und die „kleine Chirurgie“. Einer der Lehrer des dortigen Gymnasiums entdeckte das hervorragende Talent des jungen Heilgehilfen und vermittelte ihm eine Stelle in der medizinisch-chirurgischen Akademie für das Militär in Berlin. Schon 1813 rückte Berndt als Compagnie-Chirurgus ins Feld und, nachdem er sich im folgenden Jahre den Doktorgrad in Jena erworben hatte, habilitierte er sich 1815 zu Landsberg, wurde aber bald darauf zum Physikus des Küstriner Kreises ernannt. Seine praktischen und litterarischen Leistungen erregten eine so allgemeine Aufmerksamkeit, daß er i. J. 1824 nach Mendes Abgang als ordentlicher Professor der Geburtshilfe und Staatsarzneikunde nach Greifswald berufen wurde. „Hier entwickelte er“, um mit A. Hirsch zu sprechen, „eine riesenhafte Thätigkeit, die es

ihm ermöglichte, zeitweise fast sämtliche Hauptgegenstände der ganzen Heilkunde zu vertreten und wesentliche Verbesserungen und Erweiterungen der Unterrichtsinstitute herbeizuführen, während er gleichzeitig einer sehr umfangreichen ärztlichen Praxis vorstand." Der verdiente Gelehrte starb am 1. Januar 1855. Seine Statue schmückt heute neben den Standbildern Ernst Moritz Arndts, des Reformators Johann Bugenhagen und des Juristen David Mevius das Rubenow-Denkmal gegenüber dem Greifswalder Universitätsgebäude.

Diesem bedeutenden Manne trat Weber erst in seinem dritten Semester näher, als er bei ihm allgemeine Therapie hörte. Er verkehrte viel in dem gastlichen Heim des allgemein beliebten Professors, musizierte mit dessen Töchtern und war mit den beiden Söhnen des Hauses, Fritz und Albert, innig befreundet. Das Vorbild des trefflichen Lehrers bestimmte bald des Schülers künftige Richtung. „Er hat mir seine gediegenen Grundsätze eingeprägt", pflegte Weber zu sagen, „und ihm verdanke ich den rechten Ernst des Berufes." Es lag etwas Rührendes in der Dankbarkeit und Treue, mit der er noch als Greis das Andenken seines einstigen Lehrers hochhielt. „Ich denke dran", singt er in der i. J. 1888 gedichteten Elegie auf den Tod seines Jugendfreundes, des Dr. F. Bering,

> „Wie wir dem alten Meister stumm gelauscht,
> Der uns so oft mit Beispiel und mit Lehre
> Für echte Wissenschaft, für Pflicht und Ehre
> Den heißen Kopf, das junge Herz berauscht."

Berndts Bildnis hing, in einen kunstvoll geschnitzten Rahmen eingefaßt, in Webers Arbeitszimmer. „Dort sieht mir der Alte auf die Finger", meinte der greise Arzt lächelnd; „jedes Rezept, das ich verschreibe, muß ich zweimal nachlesen, ehe ich es aus der Hand gebe. Ich versprach es ihm, und sein Bild mahnt mich täglich an mein ihm gegebenes Wort."

Während der ersten Wochen seines Greifswalder Aufenthaltes lebte Weber sehr eingezogen. Sein altes Übel, der Blutsturz, hatte sich

wieder eingestellt, und der junge akademische Bürger war gezwungen, sich körperlich möglichst zu schonen. In diesen einsamen Tagen machte er die Bekanntschaft seines Studiengenossen Wilhelm Danneil aus Salzwedel, und der gleiche wissenschaftliche Idealismus und gemeinsame poetische Neigungen brachten bald die Herzen der beiden Jünglinge einander näher. Webers neugewonnener Freund, der Sohn des damaligen Salzwedeler Gymnasialdirektors Johann Friedrich Danneil, der als Herausgeber eines Wörterbuches der altmärkisch-plattdeutschen Mundart in weiteren Kreisen bekannt geworden ist, war am 7. September 1814 geboren, hatte die Jugend in seiner Vaterstadt verlebt und nach bestandener Reifeprüfung im Sommerhalbjahre 1834 die Universität Greifswald bezogen, um Medizin zu studieren. Eine edle, weiche, liebebedürftige, für alles Schöne begeisterte Natur, fühlte er sich nach seinem eigenen Geständnisse bei der ersten Begegnung „magnetisch zu Weber hingezogen“, und die Briefe Danneils an seinen Vater, in denen er eingehend über den Verkehr mit dem Freunde berichtet, beleuchten in der interessantesten Weise die Persönlichkeit des jungen westfälischen Dichters. Es sind schwärmerische, jugendliche Ergüsse, rasch hingeworfen, stilistisch nicht gefeilt und geglättet, aber eben darum doppelt wertvoll, weil sie uns in voller Unmittelbarkeit das geistige Bild des Studenten Weber widerspiegeln. „Diese Ostern“, so berichtet Danneil am 30. Mai 1834 seinem Vater, „sind eine Menge Westfalen hierhergekommen, darunter . . . . unstreitig der interessanteste, tiefgebildetste, Weber, echt poetisch gebildet, aber wegen körperlichen Übels (er leidet an Blutspeien) zuweilen melancholisch und hypochondrisch. Er macht selten Gedichte und nur, wenn er von seinen Gefühlen ganz hingerissen wird, und auch dann nur kurze, aber gehaltvolle. Dabei hat er fast alle deutschen Klassiker gelesen und ist überhaupt in der Litteraturgeschichte sehr bewandert; er versteht vortrefflich Latein, Griechisch, Französisch u. s. w. und hat für sich viele griechische und römische Schriftsteller, namentlich Dichter, gelesen und übersetzt, Dichter metrisch. — Alle drei sind arm und leben kärglich. Nur haben sie, namentlich Kulscheit, ein braver, offener, gerader Mensch, der aber dem

Anscheine nach beiden nachsteht, und Weber eine große Reiselust, und K. hat große Pläne auf Reisen im Orient; dazu gehört Arabisch, und deshalb schien ihm die Gelegenheit günstig, bei Kosegarten ein arabisches Kollegium anzunehmen, wozu er auch die beiden anderen beredet hatte; ihnen hat aber die erste Vorlesung, wo es Schweiß gab, dermaßen schlecht gefallen, daß sie beide, Weber und Sch., sofort wieder abtraten . . ."

Mit den arabischen Studien Webers hat es, wie ich von ihm selbst weiß, folgende Bewandtnis. Er belegte ein Kolleg über die Sprache Mohammeds bei dem Orientalisten J. G. L. Kosegarten, in der Hoffnung, durch die Vermittlung dieses in Greifswald sehr einflußreichen Professors einen Freitisch zu erlangen. Als diese Erwartung fehlschlug, erlahmte auch mit einem Male das Interesse des Studenten für die arabische Grammatik; er erklärte seinem Lehrer, daß er dessen Vorlesung nicht länger hören wolle, und bat ihn um Rückzahlung des Kollegiengeldes, was dieser jedoch beharrlich verweigerte. Da aber Weber unter Hinweis auf seine dürftigen materiellen Verhältnisse sein Gesuch immer dringender wiederholte, so machte Kosegarten schließlich gute Miene zum bösen Spiele und gab dem ungetreuen Zuhörer den Bescheid: „Weilen, daß Sie ein so ungestümer Pocher sind, so hat die Kommission beschlossen, Ihnen das Geld zurückzugeben." Damit war das Studium des Arabischen für Weber beendigt, und die Sprache der Makamen-Dichtung und der Märchen „Tausend und eine Nacht" blieb ihm zeitlebens ein Rätsel.

Einer der westfälischen Studenten in Greifswald hatte Danneils Gutmütigkeit ausgebeutet und ihn um eine beträchtliche Geldsumme geprellt, so daß der Geschädigte selbst in Verlegenheit geriet und sich genötigt sah, sein Mißgeschick dem Vater mitzuteilen. Dieser nun äußerte brieflich die Besorgnis, sein Sohn könne vielleicht auch bei Weber ähnliche trübe Erfahrungen machen, und der vertraute Umgang mit diesem Studiengenossen ihm nicht förderlich sein. Mit Entschiedenheit weist aber Wilhelm Danneil in einem Schreiben vom 22. August 1834 die Befürchtungen des Vaters zurück, und mit edler Wärme nimmt er den Freund gegen der-

4*

artige grundlose Verdächtigungen in Schutz. Er schreibt in dem erwähnten Briefe: „Ganz anders betrug sich Weber, ich konnte ihm nur mit Mühe etwas aufdringen, und nur, wenn wir alle aßen, ließ er sich auch dazu bewegen. Kurz darauf war ich mit Webern eines Sonntagmorgens auf dem Balkon, und wir sprachen über dies und über jenes. Unser Gespräch war ernster, namentlich bei Webern, dem eine melancholische Stimmung überhaupt eigen ist. Er sprach über sich, über die Wahrscheinlichkeit, daß er in wenigen Jahren nicht mehr sein werde (er hatte den Winter über zu Hause bleiben müssen wegen heftiger Anfälle von Blutsturz und hatte bei seiner Ankunft in Greifswald wieder einen Anfall davon gehabt), wie er das einzige geknickte Blümchen unter seinen vollblühenden kräftigen Geschwistern sei, er sprach über das menschliche Elend im allgemeinen so trüb, so düster, aber so ergreifend und tieffühlend, daß ich wunderbar ergriffen wurde. Schon damals sah ich in ihm den großen, schönen Geist, den ich erst später in ihm vollendet erkannte. Wir waren jetzt stets beisammen, wir teilten uns unser Leben mit, er öffnete mir sein ganzes Herz, — ach, es mochte ihm auch wohl thun, einen Menschen zu finden, der teil nahm an seinem Schicksal. Hatten wir zu Hause genug geschwatzt, dann gingen wir ins Freie, wir gingen in den Anlagen, zum Hafen, und schifften mit den Schiffen durch alle Weltteile, dann gingen wir ins freie Feld und liefen durch Wiesen und Äcker, oder wir gingen weiter nach Eldena, bestiegen die Ruine und schauten über das weite Meer! — Da sah ich einmal ein kleines Gedicht bei ihm liegen und ich fragte, ob er noch mehrere hätte, und nach vielen Ausreden und Ausweichungen mußte er endlich gestehen, daß er noch mehrere habe. Am anderen Morgen mußte er sie mitbringen. Er las sie mir selbst vor. — Ich will weiter nichts über diese Carmina (Gedichte nennt er sie nie, auch nicht die besten, das ist ihm soviel, als nennte er sich Dichter, und das Wort ist ihm verhaßt, wenn es nicht von anerkannten Meistern gebraucht wird) sagen, denn sie gehören ja ins Reich der Phantasie. Ich habe sie mir sämtlich abgeschrieben und schrieb die neuen immer dazu, so daß es jetzt schon ca. 80 Oktavseiten sind. Alle sind im Augenblick dahin

gegossen, wie irgend ein Gefühl in ihm so heiß ward, daß es diesen Ausweg suchte. Wahrlich ein schöner Ausweg! Deshalb ist alles reine Natur, nichts Gekünsteltes darin, und in diesen Carmina kann man am leichtesten und klarsten seinen Charakter schauen. Nur einige wenige lege ich hier bei, damit Du doch einen Begriff davon bekommst und ob Du Dir denken kannst, daß diese Seele, die aus ihnen spricht, eines Betruges fähig sei. Ein Blick in sein offenes, ehrliches, treues Antlitz könnte einem solche Gedanken auf der Stelle verscheuchen. Der Freund, an den das eine der Carmina gerichtet ist, heißt Rochs und ist jetzt Kadett in Stettin, in Paderborn ehemals sein Mitschüler, von dem er mir an jenem Morgen auf dem Balkon sagte: das sei nur die einzige Seele auf der Welt außer Eltern und Geschwistern, die es gut mit ihm meine. Er hatte seit einem Jahr keine Nachricht von ihm . . . Ich möchte Dich recht sehr bitten, es niemanden zu sagen, daß W. überhaupt Carmina macht, und daß ich Dir sogar einige davon hingeschickt habe. Er würde es mir kaum vergeben können, und ich hätte es auch nimmer gethan, wenn ich sie nicht zu seiner eigenen Rechtfertigung vor Dir gebrauchen wollte. Ich bitte Dich daher, wenn Du sie gelesen hast, sie zu vernichten. Jetzt thut er mir auch seine reiche Kunde der deutschen Dichter auf und seine große Bewandertheit in der deutschen Litteratur. Ich schämte mich, die Gedichte nicht zu kennen, die er fast auswendig recitieren konnte, und bestrebte mich, ihm nachzueifern. Er kaufte sich den Shakespeare, übersetzt von Schlegel und Tieck, ich mir den Schiller und Matthisson. Nun lasen wir, namentlich im Schiller, erklärten uns bei seinen Gedichten die dunklen Stellen, dachten uns Schillers Zustand, die Lage, woraus das Gedicht hergeflossen sei u. s. w. Es waren schöne Stunden und für Geist und Herz gewiß nicht unersprießlich. So beschäftigten wir uns zu Hause, so unterhielten wir uns in der freien Natur, vernachlässigten aber nie unsere Studien dabei, wenn wir sie freilich auch nicht so anhaltend trieben, als ohne jene Beschäftigung. Waren wir von der Arbeit ermüdet, so griffen wir zur Guitarre, die er meisterhaft spielt, und er sang mit seiner reinen, kräftigen Stimme aus dem Schatz seiner Lieder, meistens

ernsteren Gehalts; einige sind von ihm selbst und von seinem Bruder, Kaplan in Driburg, einem ausgezeichneten Musikkenner, in Noten gebracht, die wegen ihres einfachen, ergreifenden Tones stets ansprechen.

So lebten wir recht vergnügt und heiter am Tage, und abends thaten wir jeder von unseren Studien ab, was wir beisammen nicht thun konnten. — Doch ich wollte ja Webern vor Dir rechtfertigen, abgesehen von der Phantasie und sozusagen mit dem kalten Verstande! 1. hat mich Weber nicht aufgesucht, sondern ich ihn; 2. hat er von mir eben keine Wohlthaten genossen, außer etwa, daß ich des Morgens meine Milch mit ihm teilte, als er hin und wieder etwas Salz und Brot, zuweilen wohl mit etwas Käse oder Butter genoß, daß wir zuweilen dicke Milch miteinander speisten. Du scheinst zu denken, daß er mittags auf meine Kosten esse, weil ich vielleicht geschrieben, daß wir mittags zusammen gegessen hätten. Doch er ißt so gut auf seine Rechnung, wie ich auf meine, nur lassen wir uns beide unsere Portionen auf unsere Stube bringen, um nicht jeder zu Hause allein speisen zu müssen. Ferner hat er nie von mir etwas Außerordentliches nehmen wollen, nicht einmal geborgt, und nur in der höchsten Not einmal hat er es gestattet, daß ich ihm zwei Thaler geborgt habe, die er mir bei der ersten Gelegenheit wieder erstattet hat. Selbst daß er bei mir zuweilen etwas genossen hatte, war ihm in manchen Stunden äußerst fatal. Auch tadelte er mich oft, wenn ich Gelegenheit dazu gab, und schonte mich durchaus nicht. Endlich ein so religiöses Gemüt, ein so gerader Sinn, wie er ihn besitzt, ist jedes Betruges unfähig. Er wird vielleicht noch Theologie studieren, wohin freilich auch seine ganze Gemütsanlage mehr gerichtet ist." —

Welch innigen Anteil Danneil an Webers dichterischen Bestrebungen nahm, mit welcher Liebe er an seinem westfälischen Freunde hing, veranschaulicht uns so recht ein Brief, den er fast drei Jahre später, am 28. Mai 1837 von Berlin aus an seine Eltern richtet. Er sendet ihnen darin Webers Gedicht: „Heut' ist Sonntag" (Herbstblätter S. 50) und fügt die charakteristischen Begleitworte hinzu: „So sang Weber, als er vor drei Jahren an

einem gleich schönen Sonntagmorgen zu mir kam, er dachte an seine Heimat, wie von Dörflein zu Dörflein, von Berg zu Berg, von Thal zu Thal der feierliche Ruf sich erhebt, und er weinte vor Heimweh. Und dieses Lied, aus dem innersten Grunde der reinsten Seele entsprungen, ist allsonntäglich mein Kirchenlied, meine Morgenerhebung. Es ist so wundervoll andächtig und rein, daß es mich jedesmal rührt. Darum schrieb ich es auch Euch hin, da es gerade heute mich so sehr anspricht. Denkt dabei meines Freundes Weber, der schönsten, reinsten, treuesten Seele!"

Webers Verkehr mit Danneil zog, wie bereits erwähnt, seine Nahrung hauptsächlich aus ihrem regen Interesse für Dichtung und Kunst und aus der beiden Jünglingen angeborenen Wanderlust. Die seligen Stunden, in denen diese jungen gärenden Geister ihre noch ungesichteten und ungemünzten Schätze miteinander austauschten, blieben ihnen unvergeßlich: „Unsere Pläne, unsere Hoffnungen, unsere Vorsätze waren dieselben", schreibt im Rückblick auf seine Studentenzeit Danneil am 6. Oktober 1837 von Berlin aus an seinen Vater: „Wir haben viel miteinander geschwärmt, daheim in unserer Stube, über den Landkarten gebückt, draußen am Gestade des Meeres und auf der Ruine Eldenas, oder auf den abendlichen Spaziergängen, in den Feldern und Büschen. Die schöne Herbstreise nach Norwegen ging zu Wasser". Und Weber ergänzt gleichsam diese Schilderung des Freundes in einem Schreiben an ihn vom Jahre 1840, worin er sagt: „Gewiß, mein lieber Wilhelm, erinnerst Du Dich noch an die schöne Zeit, wo wir zu Greifswald auf unserm freundlichen Stübchen am Fischmarkte die langen Winterabende beisammen saßen und auf der vor uns liegenden Karte in kurzer Zeit und ohne Kosten die kühnsten, fernsten Reisezüge zu Wasser und zu Lande unternahmen. Zwei jungen Adlern waren wir zu vergleichen, die ihr schneller Fittich trägt, wohin ihr Auge blickt. Bald strebten wir nordwärts; die Ostsee, der schmale Streif, war rasch überflogen, die Eichenwälder am Wenersee schnell durchrauscht; fern dämmerte Stockholm mit seinen tausend Lichtern und Upsala, die alte Asenstadt; selbst das Nordkap war uns nicht zu entlegen, und, den Reif von unserem Gefieder schüttelnd, eilten

wir heimwärts längs der Küste Norwegens mit ihren phantastischen Konturen. — Bald schwärmten wir gen Süden. In einem kühnen Fluge ging's über die Alpen, durch die Städte Oberitaliens; und erst auf den Trümmern des palatinischen Hügels ruhten wir aus. Memphis und Theben lagen uns nicht ferner als Perleberg und Wittstock, die anmutigen Städte der Priegnitz. — Es waren Träume aus Luft gewebt, in Luft zerstoben!" —

Vermißte Weber auch in dem landschaftlichen Bilde Greifswalds die prächtigen Waldungen seiner Heimat, so bot ihm doch dafür das Meer reichen Ersatz, das Meer, dessen Anblick ihn immer von neuem mächtig und tief ergriff und seine Phantasie mit dem Reize des Geheimnisvollen umspann. An schönen Sommertagen lag er stundenlang auf einer Düne und schaute träumend auf die in stetig wechselnder Beleuchtung erzitternde, bald im Sonnenlichte goldig schimmernde, bald von schwarzen Wolkenzügen überschattete Flut hinaus, durch deren Wellen die Schiffe wie riesige Schwäne dahinzogen. Im Herbste aber, wenn über der Ostsee ein düsterer Nebeltag brütete, die sandigen Nehrungen sich in Schleier einhüllten, und die Woge unwirsch und unruhig an den Uferhängen brandete, dann irrte er wohl allein oder an der Seite des Freundes auf den weiten Uferwiesen umher und lauschte dem Schreie der Kraniche, die in den Herbstnebeln unsichtbar über seinem Haupte dahinzogen. Oft fuhr er auch nach Rügen hinüber, dem romantischen Eilande mit seinen buschigen Hünengräbern, seinen niedrigen Fischerhütten, seinen weißen Kreidefelsen und seinen blauen Meeresbuchten. Er durchkreuzte die Insel nach allen Richtungen, blickte von dem wogenumspülten Leuchtturme von Arkona nach der schwedischen Küste hinüber und empfand die märchenhaften Schauer des im dämmernden Waldesdunkel ruhenden Herthasees.

Einst ging Weber nach dem Fischerdorfe Wiek, um dort Milch zu trinken. Müßig am Strande der See umherschlendernd, wurde er von einem Unwetter überrascht. Der Jüngling ahnte die Gefahr der nahenden Sturmflut, er sah alsbald ein, daß er keine Minute zu verlieren habe, wenn er die Stadt noch vor Abend erreichen wolle. Mit Anstrengung aller Kräfte eilte er zurück, aber schneller

als der Fliehende rollt die Sturmflut landeinwärts. Inzwischen bricht die Dunkelheit herein. Weber watet bis zum Gürtel im Wasser, nach den Sternen Richtung haltend. Plötzlich gleitet er in die Tiefe. Mit Händen und Füßen arbeitet er sich wieder hinauf, schwimmt halb betäubt eine Strecke weiter, und endlich gelingt es ihm, das an einem steilen Hügelrücken wuchernde Strauchwerk einer Hecke zu erfassen und sich daran emporzuziehen. Wieder auf festem Boden stehend, wird er sich nun erst des Kampfes um sein Leben bewußt und sinkt betend auf die Kniee. Es war schon Nacht, als er, von Frost geschüttelt, bis auf die Haut durchnäßt, in seiner Wohnung anlangte und sofort in einen todähnlichen Schlaf verfiel. Am anderen Morgen weckt ihn die Wirtin mit den Worten: „Kinning, it is elwen Uhr, Sei sind je nich wach to kregen. Un wo sünd Sei west und wu süht dat Tüg ut!?“ „Meine Panthernatur bekam einen Schnupfen“, bemerkte der Dichter, wenn er dieses Abenteuer erzählte. — „Weber reist nun nicht nach Hause“, meldet Danneil im August 1834 dem Vater, „er scheut den weiten Weg und die Reisekosten, was ich ihm freilich nicht verdenken kann. Überdies genießt er in den Ferien den ganzen Freitisch.“ So blieb also der bildungseifrige Student, der es, wie wir sehen, auch ohne Kosegartens Beihilfe ermöglicht hatte, einen Freitisch zu erlangen, während der Herbstmonate in Greifswald, und als der Freund zu Anfange des Wintersemesters wieder dorthin zurückkehrte, setzte er mit ihm den alten herzlichen Verkehr fort. Aber während beide sich bis dahin von dem studentischen Treiben ferngehalten hatten, stürzten sie sich jetzt mehr und mehr in den vollen, frischen Strom des Burschenlebens. Sie traten in die Landsmannschaft „Pomerania“ ein und trugen bald mit Stolz das hellblauweiße Band. Weber wurde einer der beliebtesten Gesellen der frohen Tafelrunde. Sein ehrliches, gerades Wesen gefiel, sein poetisches und musikalisches Talent wurden nach Gebühr geschätzt, seine Klinge war gefürchtet. Die von Heine gerühmte Tapferkeit „der sentimentalen westfälischen Eichen“, die so prächtig auf dem Fechtboden standen, bewies auch Weber auf der Mensur, und manchem studentischen Gegner schrieb „er seiner

Meinung rote Runen mit der Klinge auf Stirne und Wangen". War auch sein Wesen in der Regel von einer leisen Wehmut umschattet, so offenbarte er doch an den Kneipabenden einen überraschenden Humor; er trank aber wenig, und es kam vor, daß er nach einer scharfen Zecherei noch so fest und unverworren im Kreise der Genossen dasaß, wie Sokrates und Alcibiades am Schlusse des Platonischen Symposions. Seine Kameraden hatten an ihm einen zuverlässigen Freund, der namentlich um Jüngere und Schwächere mit der Sorglichkeit eines älteren Bruders bemüht war. Für jemand, den er gern hatte, war er zu jedem Wagnisse bereit. Von den Mitgliedern der „Pomerania" war ihm besonders Emil Haslinger aus Stargard lieb, ein Jüngling von hoher musikalischer Anlage, aber zarter Gesundheit, der noch als Student an einem Brustleiden starb. Auch die beiden bereits erwähnten Fritz und Albert Berndt, ferner die Sachsen Karl Rudolf Deetz, Rudolf Edmund Kaspar und Albert Fischer und die Westfalen Wilhelm Klostermeyer und Fritz Bering waren ihm treue, anhängliche Gesellen. „Ich denke dran", ruft der Dichter dem letzteren zu:

„wie um den Tisch geschart,
Wir frohen Muts, Weltherrscher in Gedanken,
Bei Wichtendal das Schillingsdünnbier tranken,
Und du dir strichst den blonden Zwickelbart."

„Wie du durch Schweden zogst in raschem Flug;
Der Gastlichkeit der Menschen Beifall zolltest,
Doch ihr Getränk nicht minder rühmen wolltest
Als Wichtendals, — und das war schlecht genug!"

Und im Hinblicke auf des Freundes spätere ärztliche Thätigkeit fügt er hinzu:

„Du bliebst dir treu; du warst so ernst und lind,
Viel Tausenden ein Helfer und Berater;
Der Armen Trost und Schutz, der Waisen Vater,
Und fröhlich stets, wie gute Menschen sind." —

Lebhaft hingezogen fühlte er sich auch zu dem treuherzigen, humoristischen Friedrich Kunike aus Greifswald, einem aufgeweckten Kopfe und munteren Gesellschafter, und nicht weniger zu seinem jüdischen

Kameraden, Michel Marcus, der wegen seiner schlagfertigen, schneidigen Dialektik ebenso gefürchtet, wie wegen seines treffenden Witzes und seines schauspielerischen Talentes gesucht war. Noch in alten Tagen, als Marcus längst Sanitätsrat und Badearzt auf der Insel Sylt war, rühmte Weber die Fechtkunst dieses Freundes mit den Worten: „Er schlug eine Klinge wie Judas Makkabäus". — Es fehlt nicht an einem Kranze heiterer Anekdoten, der wie jedes Burschenleben auch das unseres Dichters schmückt. Die Studentenwelt fühlte sich damals als eine freie Gemeinschaft, die, wie Laube sagt, „außerhalb der bürgerlichen Lebensbedingungen lag und auch eine Art von Kommunismus zu ihren Eigenschaften zählte". Es gab unter den Greifswalder Musensöhnen Stubengenossen, die manchmal nur über ein Beinkleid verfügten. Auch Weber stand mit dem „Soll und Haben" auf gespanntem Fuße, und häufig konnte er mit Herwegh singen: „Mein ganzer Reichtum ist mein Lied". Von den Verfolgungen der Manichäer hatte auch er zu leiden, und auf seiner Stube, die er damals gerade mit einem Kameraden teilte, erschien eines Tages der Universitätspedell, Vater Kobrow, mit der dringenden Frage: „Kinnings, wo hebt Ji Jug' Geld?" Webers Genosse greift in die Westentasche und überreicht dem Vollstrecker der Universitätsgesetze mit einer graziösen Verbeugung einen Sechser, den der Häscher aber mit den Worten zurückweist: „Dat möt Ji behollen." „Kinnings", so beginnt er sein Verhör von neuen, „wo hewwt Ji Jug' Pretiosen un Kostbarkeiten?" — „Ja, Vater Kobrow," entgegnen die beiden Studiosen, auf den Stiefelknecht zeigend, „Pretiosen und Kostbarkeiten heww wi nich." — „Kinnings, wo hewwt Ji Jug' öwerfleitigen Kleder?" Mit einer würdevollen Geste nach der spärlichen Garderobe erwidert Webers Freund: „Dit is alles." „Dat möt Ji behollen," meint der pflichtgetreue, aber wohlwollende Beamte und, obwohl bereits überzeugt von dem gänzlichen Mangel an geeigneten Pfandstücken, fragt er noch einmal: „Wat hewwt Ji denn?" Die Musensöhne zeigen auf den Stiefelknecht und die Bücher. „Ja, de Bäuker, de möt Ji behollen," erklärt der Diener des Gesetzes und faßt das Ergebnis seiner Haussuchung in die

Worte: „Dann möt ick Jug' men sacht unpfandbar schrewen." — Auf dem Wege zur Kneipe begegnete Weber eines Abends seinem Freunde, dem langen Kunike. Der drollige Gesell schritt feierlich einher, angethan mit dem Schlafrocke, in der einen Hand einen Stiefelknecht, in der anderen eine lange Pfeife tragend. Auf die Frage Webers: „Woher und wohin?" giebt er die lakonische Antwort: „Ich zieh' aus, bei mir brennt's." — Als unser Dichter einst in Abwesenheit seines Freundes Albert Berndt dessen Studierzimmer betrat, bemerkte er auf dem Sofa einen prächtigen, weichgefütterten Schlafrock. In der Meinung, daß dieser das Eigentum seines Kameraden sei, zog er ihn an und wanderte vergnügt mit seiner Beute heimwärts. Wenige Stunden später herrschte im Hause des Geheimrates Berndt große Aufregung: der Schlafrock des alten Herrn war plötzlich verschwunden, und niemand vermochte über den Verbleib desselben Auskunft zu geben, bis nach Verlauf einiger Tage Albert Berndt seinen Verbindungsbruder Weber besuchte und ihn zu seinem größten Erstaunen in dem vermißten Kleidungsstücke prangen sah. Neckisch und heiter erzählte ihm der Ahnungslose die Geschichte seines studentischen Raubzuges; als er nun aber zu seiner Bestürzung erfuhr, daß der neue, schöne Flaus, der ihm so weich und warm gesessen, nicht dem Freunde, sondern dessen Vater gehöre, da war es ihm, als verwandle sich der geheimrätliche Schlafrock an seinem Leibe in das Gewand des Nessus, und schleunigst lieferte er ihn an den Eigentümer wieder ab. Dieser jedoch, der dem armen, fleißigen Studenten überaus wohlwollend gesinnt war, verzieh ihm nachsichtig die Annexionsgelüste in betreff seiner Garderobe und machte ihm noch obendrein den Schlafrock zum Geschenke. — Webers Universitätsjahre fallen in die Zeit der heftigsten Verfolgung der Burschenschaften. Im Herbste 1833, wenige Monate nach dem sogenannten Frankfurter Attentate, waren an den meisten preußischen Universitäten zahlreiche Mitglieder der Burschenschaft, unter ihnen Fritz Reuter, verhaftet worden. Auch in Greifswald, wohin die Fäden dieser studentischen „Verschwörung" reichten, ging man mit drakonischer Strenge gegen die Träger des schwarzrotgoldenen Bandes vor, und nicht allein die burschenschaft-

lichen Kränzchen, sondern auch andere studentische Körperschaften, in denen man burschenschaftliche Tendenzen witterte, z. B. die „Pomerania", traf das Verdikt des Universitätsgerichtes. Gegen Weber, Danneil, Bering u. s. w. wurde „wegen Verdachtes, sich einer landsmannschaftlichen Verbindung angeschlossen zu haben", die Untersuchung eingeleitet, und dem erstgenannten der Freitisch entzogen. In dieser Bedrängnis nahm sich Danneil brüderlich seines Freundes an und teilte mit ihm wochenlang tagtäglich sein Mittagessen. Schlimmer gestalteten sich die Dinge für unseren Dichter, als Danneil zu Ostern 1835 Greifswald verließ, um in Breslau seine Studien fortzusetzen. Bei seinen knappen Geldmitteln konnte sich Weber nur kümmerlich ernähren, und die unfreiwillige Fastenkur wurde seiner Gesundheit sehr nachteilig. Gegen Ende April befiel den geschwächten Jüngling aufs neue der Blutsturz. „Weber ist krank, sehr krank gewesen, so daß Auszehrung zu befürchten ist," schreibt Danneil am 18. Mai 1835 von Breslau aus seinem Vater. „Gott möge ihn stärken und ihn aufrecht erhalten in seinem Unglück, oder sollte sein ganzes irdisches Leben nur ein starkes Siechtum sein, so möge der Barmherzige die welke Pflanze in seinen himmlischen Garten aufnehmen; denn für diese Erde ist sie zu gut und zu zart. Eine solche Seele, ein solches Herz, hienieden gehemmt und gedrückt in der Hülle eines siechen Körpers, wie frei, groß, wie himmlisch muß es, entfesselt und befreit vom Erdenstaube, schlagen!" Doch die Befürchtungen des Freundes trafen glücklicherweise nicht ein. Die widerstandsfähige Natur des Jünglings besiegte abermals die Krankheit. Auch das Urteil des Universitätsgerichtes fiel zu seinen Gunsten aus; „per sententiam vom 25. April 1835 wurde er ab instantia absolviert" und, als sich seine materiellen Verhältnisse infolge der Wiedererlangung des Freitisches besserten, machte seine Genesung rasche Fortschritte.

Während seiner beiden ersten Studienjahre in Greifswald feierte Webers Muse nicht. Im Gegenteile, seine Lieder vermehrten sich wie die Feldblumen nach einem Frühlingsregen. Die Form dieser Poesieen gemahnt teilweise noch an ältere Muster, die

Einwirkung Schillers, Goethes, Klopstocks, Matthissons und Höltys ist auch jetzt noch an manchen lyrischen Versuchen leicht nachzuweisen, daneben macht sich bereits eine Annäherung an Uhland bemerkbar, und lange will es dem jungen Dichter nicht gelingen, dessen bewältigenden und durch eine tiefinnere Wahlverwandtschaft mit dem schwäbischen Romantiker liebgewonnenen Einfluß ganz abzustreifen und seinen Schöpfungen das entschiedene Gepräge selbständiger Eigentümlichkeit aufzudrücken. Nur wenige dieser Greifswalder Lieder sind veröffentlicht worden, und es würde zu weit führen, sie alle eingehender zu charakterisieren und auf ihre litterarischen Vorbilder zurückzuführen. Es spricht aus ihnen ein begeistertes Gefühl für Freiheit und Recht, christlicher Sinn, aber auch tiefe Wehmut und unbestimmtes, weltschmerzliches Sehnen, eine Hinneigung zu lyrischen Ergüssen düsterer Art, die allerdings auch hin und wieder von schalkhafter Laune durchbrochen wird. Einzelne dieser Verse haben einen frischen, herausfordernden Klang; es sind Fehderufe gegen das Spießbürgerliche, Philisterhafte, Alltägliche, Gemeine, und so viel Unfertiges und Burschikoses mit unterläuft — wo wäre ein Student je in Harmonie mit dem bürgerlichen Leben gewesen? —, auch aus den unreifen Erzeugnissen einer brausenden Jugendlichkeit blicken uns doch die Züge eines edlen, hochgemuten Geistes entgegen.

Die Reihe der in Greifswald entstandenen Gedichte Webers eröffnet ein am 24. April 1834 verfaßtes Lied: „Des Burschen Erstes“ betitelt, das mit dem Seufzer anhebt:

„O, wär' ich doch bei meinen Lieben
Im Land Westfalia geblieben!“

Eine noch an demselben Tage gedichtete „Frühlingsklage“ ist von gleicher Heimwehstimmung getragen, während aus dem Liedchen: „Namenloses“ v. 30. April bereits ein keckerer Ton klingt. Am 18. Mai, dem Pfingsttage, feiert der Dichter in mehreren Strophen Amerika als das Land der Freiheit, zu dem jeder fliehen soll, dem die heimatliche Erde vergällt ist. Die Europamüdigkeit, der Wahn von einem herrlichen Freiheitsidyll in den Wäldern und Prairieen der neuen Welt, dieser thörichte Traum, der unter dem politischen

Drucke der dreißiger Jahre die deutschen Gemüter ergriff und einen Lenau über den atlantischen Ocean trieb, er spricht auch aus den Weberschen Versen:

„Wo dort, vom Abendlicht umhaucht,
Der Sonne heller Brand
In goldne Meeresfluten taucht,
Dort liegt das Wunderland.

Auf unsren Feldern brütet Nacht,
Dort scheint die Sonne noch,
Dort ist die Freiheit aufgewacht,
Hier drückt das Sklavenjoch.“ —

Noch im Laufe des Mais folgen die Gedichte „Frühling“, „Schlummerlied ans Herz“, „Neues Leben“, „Sehnsucht nach R[ochs]“ und ferner „An den Mond“, eine Kopie des gleichnamigen Goetheschen-Liedes; im Juni entstanden: „Abendgebet“, „Mein Alles und genug“, „Wechsel“, „Vergänglichkeit“, „Heimweh“, „Heut' ist Sonntag“ und „Erinnerung“.

Auch in der Satire versucht sich der Student; er schreibt am 21. Juni seine „Reflexionen eines Unverliebten“, in denen er mit etwas altkluger Miene über die trüben Liebeserfahrungen seiner Freunde spottet. Am 11. Juli verfaßt er eine an Uhland gemahnende Ballade: „Sängergewalt“, und daran schließen sich noch in demselben Monate ein Sonett: „Am Meere“ und die lyrischen Poesieen: „Hoffnung“, Abendgefühl“, „Botschaft“, „Freundesklage“, während andere Erzeugnisse wie „Deutschland“, die Ballade „Treue“, „Finale“, „Aussicht“, „Die Kraniche“, „Täuschung“, „Von der Liebe“, sowie eine von Haller und Klopstock beeinflußte poetische Betrachtung „Ewigkeit“ dem Herbste und Winter des Jahres 1834 angehören. Der Frühling des folgenden Jahres zeitigte dann Gedichte wie: „Tannenwald“, „Der Harfner im Walde“, „Das größte Lied“ und andere. — Schon die bloße Wiedergabe der Titel dieser Poesieen zeigt uns, wie reich sich die lyrische Schaffenslust damals in ihm regte; diese dichterischen Versuche bilden gleichsam seine Tagebuchblätter, in denen seine Gedanken und Empfindungen,

in das Element der Poesie getaucht, getreulich zum Ausdrucke kommen. Der Aufnahme in seine „Gedichte" würdigte Weber später allerdings keines dieser Jugenderzeugnisse; weil sie uns aber einen Einblick in seine geistige Entwicklung gewähren, so hat die feinsinnige Tochter des Dichters, Elisabeth, die Herausgeberin seines poetischen Nachlasses, einige der bezeichnendsten Proben dem reichen Vorrate dieser Greifswalder Lieder entnommen und sie als „Frühlingsblüten" den „Herbstblättern" beigefügt. Es sind „Abendgebet" (S. 20), ferner das am 7. April 1834 verfaßte Gedicht: „Drei Worte" (S. 47), „Von der Liebe" (S. 49), „Lied" (S. 50), „Frühlingsklage" (S. 57), „Mein Alles und genug" (S. 58) und „Der Harfner im Walde" (S. 259).

Schon im Juni 1834 faßte der Greifswalder Student den Plan zu einem größeren Cyklus epischer Poesieen. Die alten Sagen und geschichtlichen Erinnerungen, welche sich an den Teutoburger Wald knüpfen, wollte er in einem Romanzenkranze zur Darstellung bringen. Die Arbeit an dieser epischen Studie, die er „Lieder von Teutoburg" benannte und die Walthers Wort: »Uns is erloubet trûren und fröide gar benomen«, als Motto trägt, beschäftigte ihn während des Sommers 1834 und zieht sich noch durch das ganze folgende Jahr hin. In dem Widmungsgedichte an seinen Bruder Konstanz sagt der junge Poet, er habe es begraben wollen, das Lied, das seine Seele bewegte; zum Schweigen habe er bringen wollen, was mit tausend Stimmen in seinem Herzen rief; doch da sei der Lenz gekommen mit seiner linden Pracht,

„Da dacht' ich unsrer Wälder, da ward die Sehnsucht groß,
Da brach in seinen Tiefen der Quell des Liedes los."

Nun besingt der Jüngling in drei Liedern den heimatlichen Wald, den grünen Osning, der von Hermann dem Befreier, von Kaiser Karl und Wittekind verlorene Märe rauscht; „den Wald, der stolze Eichen und Männer nährt, und Mägdlein sittig und klug und lichtschön wie die Hagerose im Lenzhauch". Dann heißt es:

„Tief aus dem Felsen sprudelt der Bäche klare Flut,
Die lärmen durch die Thäler mit jugendlichem Mut
Und plaudern mit den Erlen und hüpfen ohne Ruh'
Der liederreichen Weser, dem alten Rheine zu.

Es schläft in des Waldes Wiege das Eisen tief im Schacht,
Von Wassern eingesungen, vom Geist des Bergs bewacht;
Da wird es gereckt und gezogen zu manchem guten Schwert,
Das oft beim blut'gen Sterben den alten Glanz bewährt.

Das funkelte und sauste recht freudiglich und wild,
Als durch die finstern Schluchten die Hermannsschlacht gebrüllt;
Das hat sich sattgetrunken, als Römerstolz erlag
Und durch die dunklen Wälder der Freiheit Sonne brach."

Der vierte Gesang trägt den Namen „Veleda", die der Dichter mit einem kühnen Anachronismus in die Zeit des Varus versetzt. Der Römerfeldherr und seine Legionen schlummern in den weißen Zelten, das Lager ist still, die Feuer sind erloschen. Da tritt aus düsterem Felsenthore die Seherin, eine hohe strenge Gestalt, das Haupt umwallt von hellem Ringelhaare. Ihre Rechte trägt den heiligen Mistelstab, und während ihr blaues Auge sich zornglühend auf die schlafenden Feinde richtet, weissagt sie ihnen das nahe Verderben. Als sie verstummt und im nahen Haine verschwindet, erlischt des Mondes Schein hinter schwarzen Wetterwolken, und der Sturm läßt seine Donnerstimme durch den Wald erschallen.

„Das saust und braust dem Varus so dumpf und tot ins Ohr,
Er fährt in bangen Träumen voll Angst und Hast empor
Und sucht nach seinem Schwerte mit glanzlos starrem Blick
Und stöhnt und sinkt beklommen auf seinen Pfühl zurück."

Wie der Seherin Wort in Erfüllung geht, berichtet der folgende Gesang: „Die Hermannsschlacht." Der Dichter schildert den römischen Heereszug.

„Wie eine eh'rne Schlange, zahllos wie Sand am Meer,
So windet sich durch die Schluchten der Römer stolzes Heer,
Das war der schreckliche Lindwurm, der Drache giftgeschwellt,
Der hatte den Schweif geschlungen um eine halbe Welt."

Nun naht Hermann mit den Seinen, das Kriegslied anhebend, und über den Germanen

„Brausen die Walküren auf schwarzen Rossen vorbei
Und weihen und verfeien, wer reif zum Opfer sei.“

In vier Strophen wird dann erzählt, wie die Cherusker im Bunde mit den Elementen den feindlichen Legionen Tod und Verderben bereiten, und der sechste Gesang stellt die Siegesfeier dar, die dem blutigen Waffenwerke folgt; er zeigt uns, wie die Göttin Hertha segnend durch das befreite Land zieht. Von ihrem stillen nordischen Eilande, wo sie „auf Gras und Blumen thront“, fährt sie auf goldenem, mit schneeweißen Rindern bespanntem Wagen durch die Gaue; Freude erhebt sich, wo die Königin naht, bei frohem Zechgelage weilen die Helden, und Knaben und Mädchen, den vollen Eichenkranz um die „Stirne“, schlingen den Ringelreigen. Diesem Bilde der Freude folgt ein düsteres Trauergemälde „Hermanns Tod“, wohl der schwächste Gesang des ganzen Cyklus. Um zu schildern, wie der nationale Held, den Tacitus ehrend „den unzweifelhaften Befreier Germaniens“ nennt, der Tücke seiner Verwandten, »dolo propinquorum«, zum Opfer fällt, während sein hochgemutes, treues Weib und sein unmündiger Sohn in römischer Gefangenschaft schmachten — um dieses erschütternde Ende des Siegers in der Teutoburger Waldschlacht in seiner vollen Tragik zu erfassen und zu gestalten, fehlte es dem jugendlichen Lyriker zwar nicht an Begeisterung, aber wohl an gereifter Kunst, an Schöpferkraft und Tiefe.

Der nächste Gesang versetzt uns in die Zeit Karls des Großen, mitten in die Kämpfe zwischen den Sachsen und den Franken. Wir sehen die Iburg mit der Irmensul, folgen Wittekind auf das Schlachtfeld von Detmold, durchwandern das Heerlager des Frankenkaisers und begrüßen die zwölf Helden, die erlesenen Degen, die den allgewaltigen Herrscher umgeben. Auch Rolands wird gedacht und seines ritterlichen Todes im Thale von Ronceval. „O Ronceval in Spanien,“ singt der Dichter,

„du traurig Ronceval,
Was klingt durch deine Schluchten so heller Waffenschall!

O Ronceval in Spanien, wer schläft dort an der Wand?
Das ist in seinem Blute der kühne Held Roland."

Neben den Streitern in der Brünne feiert der Dichter die Helden des Kreuzes, die Kämpfer in der Klause, die stillen Siedler des Klosters Bathenhausen:

„Sie haben ihr Herz gerettet aus Sturm und böser Zeit
Und weinend es begraben in dieser Einsamkeit,
Sie haben um Liebe der Liebe, um Liebe dem Schwert entsagt,
Um treu und keusch zu minnen die reine Gottesmagd.

Und kommt mit frischer Kunde ein Pilgersmann von fern,
So hören sie von Schlachten im heil'gen Lande gern,
Dann flammt auf den bleichen Wangen der jugendliche Mut,
Und längst vergessenes Sehnen erwacht mit neuer Glut."

In die glänzende Epoche der Minnedichtung führt uns dann der folgende Gesang. Er zeigt uns, wie Heinrich von Veldeke, den Weber mit den Germanisten der dreißiger Jahre für einen Westfalen hält, im Weserwalde unter einem Blütenbaldachine lagert und in der Vöglein Lieder mit hellen Weisen einstimmt:

„Daß es vom Weserwalde in Schwaben wiederklang."

Dann verwirrt der Dichter mit einem Male den lockeren, epischen Faden und reiht willkürlich lyrische Stimmungs- und historische Genrebilder in buntem Wechsel aneinander. „Dorfkirchhof", „Paderborn", „Jüngling und Eiche", „Tannenwald", „Unsere Zeit", „Die Schwerter", „Mahnung", „Mainacht", „Trauriger Herbst", „Sage", „Nachklang" sind diese Lieder betitelt, die, teilweise von frischer, unmittelbarer Empfindung durchweht sind, jedoch aus dem epischen Rahmen herausfallen. Eins dieser Gedichte, „Mahnung", atmet ein trotziges Freiheitsgefühl:

„Zu Teutoburg im Walde, da liegt manch stilles Thal
Mit ernsten Buchenschatten und finstrem Heldenmal,
In seinen Hallen dämmert manch alter heil'ger Hain;
So sollte denn unter allen kein deutsches Rütli sein?

Es streift so mancher Schütze all um des Waldes Rand
Mit klarem Adlerauge und eisenfester Hand;
Sie wissen wohl zu treffen den Aar im Waldesgrund;
So wäre unter allen kein kühner Tell zur Stund'?

Wohlauf, ihr edlen Herzen, hier soll das Rütli sein,
Hier haltet wie die Väter den Rat im Vollmondschein!
Wohlauf, ihr kühnen Telle, das alte Rohr ans Licht!
Wohlauf zum frohen Jagen, an Geßlern fehlt es nicht!“

Auf den Umschlag einer Abschrift dieser „Lieder von Teutoburg“ hat der Dichter, voll Selbstironie den Kindern seiner jugendlichen Muse das Todesurteil sprechend, die Worte geschrieben: „Stoßt an! Fidibus lebe, hurra hoch!“ und ferner:

„Kling, klang, Klingelspiel und Reimerei lieben wir ja alle,
Denkt man just auch nichts dabei,
Freut sich doch am Falle,
Freut sich doch am Falle,
Denkt man just auch nichts dabei,
Kingelspiel und Reimerei lieben wir ja alle.“

Eine ruhig abwägende Kritik wird dieses Urteil Webers im allgemeinen bestätigen und ihm recht geben, wenn er seinem ersten epischen Versuche die ästhetische Bedeutung abspricht. Dieser Romanzenkranz, als dessen Vorbild Uhlands „Eberhard der Rauschebart“ unverkennbar ist, entbehrt einer einheitlichen Grundlage. Es ist eine dichterische Darstellung weltgeschichtlicher Kapitel, die mit frei erfundenen, lyrischen Episoden untermischt, lose aneinander gefügt, aber nicht zum Kunstwerke verschmolzen sind. Keine einzige Gestalt ist plastisch vertieft, die Sprache nicht frei von steifleinenen, altertümlichen Wendungen, der Fluß der Nibelungenstrophe nicht immer glatt und gefällig, wenngleich einzelne Partieen von lyrischer Schönheit überglänzt sind und aus der ganzen Studie eine warme vaterländische Begeisterung zu uns spricht. Für den Dichter des Epos „Dreizehnlinden“ sind diese „Lieder von Teutoburg“ besonders charakteristisch. Wie der Jüngling Weber den ersten Romanzenkranz gleichsam im heimatlichen Walde windet, so erscheint dem Dichtergreise auch „Dreizehnlinden“ als ein schlichter Blumenstrauß von des Osnings heidbewachsenen Bergeshalden:

„Denkt, ich böt' euch Heideblumen
Eine Handvoll, die ich pflückte,
Als mit herbstlich gelbem Laube
Sich bereits der Osning schmückte.“

Die Darstellung der Kämpfe zwischen den Sachsen und Franken, die Schilderung des Mönchslebens im Kloster Bathenhausen enthalten poetische Keime, die in Webers berühmtem Westfalenepos zu herrlicher Entfaltung kamen. — Daß in unserem Dichter mit der Genialität des selbständigen Bildners sich die Kunst des poetischen Dolmetschers früh verbunden hat, bezeugen zwei aus dem Jahre 1834 stammende Übersetzungen Webers. Er übertrug nämlich ein Minnelied von Wahsmuot von Mülnhusen: »Wâ gesach ie mannes ougen« und das reizende Walthersche Gedicht: »Under der linden an der heide« ins Neuhochdeutsche. Es ist nicht zufällig, daß sich gerade an diesen Poesieen sein erwachendes Übersetzertalent versuchte. Denn der Drang zur Erforschung unseres vaterländischen Altertums regte sich in ihm, wie wir sahen, fast zu gleicher Zeit mit der thätigen Neigung zur Dichtung, und die Kenntnis der alt- und mittelhochdeutschen, der altsächsischen, gotischen und altnordischen Grammatik hat Weber sich als Student ohne Unterweisung eines Lehrers angeeignet. Die Schriften der Brüder Grimm und Lachmanns waren seine tägliche Lektüre, und neben den Schätzen unserer mittelalterlichen Litteratur bildeten die Lieder der Edda für ihn einen Quell des Genusses und der Belehrung.

„Mit Lust umschwärmt' ich gleich dem Sommerfalter
Die Blumenfülle, die dem Nord entsprossen,
Herrn Wolfram liebt' ich und die Zunftgenossen,
Vor allen dich, du Sängerkönig Walther."

Mit diesen Worten kennzeichnet er selbst seine Stellung zu unserem altgermanischen Schrifttum. Von neueren deutschen Dichtern las er jetzt fleißig Goethe und Lessing, außerdem Geßners Idyllen und Schubarts Gedichte. Auch Petrarcas Kanzonen und Walter Scotts Balladen sind ihm damals bekannt geworden. — Noch besaß die Medizin nicht jenen Zauber für ihn, der den rastlosen Wissensdrang des Studenten dauernd zu fesseln vermochte. Das seinen bisherigen Neigungen und Beschäftigungen so entgegengesetzte Studium stieß ihn im Gegenteile anfangs vielfach ab, und er klagt seinem Freunde Danneil in einem Briefe aus dem Juni 1835, „daß er zum Mediziner eigentlich nicht geschaffen sei". Er erwägt

mit ihm den Plan, Greifswald zu verlassen und eine andere Universität zu besuchen, um sich ganz der deutschen Sprache und Litteratur zu widmen. Danneil, der an dem Geschicke seines Freundes den lebhaftesten Anteil nahm, antwortet ihm am 15. Juli desselben Jahres von Breslau aus also: „Bleibst Du Mediziner, und ich rate Dir, nur wenn Du wahrhafte Lust dazu hast (was sich in der Klinik zeigen muß), es zu bleiben, so möchte ich Dir fast vorschlagen, in Greifswald auszuharren, denn in ökonomischer Hinsicht ist es für Dich besser. Eine Assistentenstelle kann Dir nicht entgehen, Freitische hast Du, Bedürfnisse wenig, lernen thust Du dort soviel wie hier, und als Assistent mehr. Dann denke nur einzig an Deinen Beruf und schiebe die Hoffnung auf schönere Tage immer hinter Dein Quadriennium hinaus, denke, Du gehst durch einen langen dunklen Gang zu einem schönen Garten, während Dich ein hellerer Weg vielleicht vorbei in einen Sumpf führen würde; schließ Dein Herz vor allen anderen Gedanken und Bildern, wie es anderswo wohl schöner sein möchte, sei ein Mann, dessen fester Blick unabwendbar auf ein Ziel gerichtet ist, das er auch im Dunkel der Nacht nicht verfehlt. Bei Gott, viel verlangt, aber überwunden, wie groß und erhebend für den Überwinder, dann kann er sagen, ich bin ein Mann, dann kann er vom Schicksal Glück und Freude verlangen! Fühlst Du aber einen Widerwillen gegen die Medizin, zieht Dich die Philologie so an, daß die Beschäftigung mit jener wie ein Raub an dieser erscheint — dann Medizin zum Teufel, und dann wollte ich Dir raten, nach Berlin zu gehen, denn dazu ist hier doch zu wenig. Berlin hat manchen Gelehrten erzogen, der weniger hatte als Du, und widmest Du Dich ausschließlich der Philologie, namentlich der altdeutschen Sprache, so kannst und mußt und wirst Du bei solchem Eifer notwendig etwas leisten, und Leistungen in dieser Art sind selten. Berlin ist nicht so teuer, wie es verschrieen wird, namentlich für Philologen. Und bist du am Ende Deiner Studien, dann wirst Du mit den eingesammelten Kenntnissen, mit dem Feuer der Liebe für Dein Studium leicht eine Dissertation verfertigen können, die Dir den Weg zur Anstellung bahnen kann. Und gesetzt, Du müßtest

erst mit einer unteren Gymnasialstelle vorlieb nehmen, das kann nicht lange dauern, denke nur an Winckelmann und andere Leute, die es sich zuerst auch sauer werden lassen mußten. Die Liebe für das Studium söhnt ja mit so vielen kleinen Unannehmlichkeiten aus! Bedenke alles wohl, ich habe Dir geraten wie einem Fremden, ohne eigene Wünsche, aber wie einem, dessen Hauptneigung ich kenne und von dem ich fürchte, daß er, ohne ihr sein Leben zu widmen, vielleicht unglücklich würde." — Auch in einem Briefe vom 3. Januar 1836 verhandelt Danneil mit Weber über dessen Berufswahl und macht ihm jetzt im Gegensatze zu seinen früheren Ausführungen den Vorschlag, nach Breslau zu kommen und Hoffmann von Fallersleben zu hören. „Du wirst doch nicht bei der Medizin bleiben?" schreibt er. „Du hast wahrlich keine Neigung dazu, und hier kannst Du Philologie, namentlich auch das herrliche Altdeutsch, am allerschönsten studieren. Denn Hoffmann von Fallersleben, wenngleich kein großer Poet, hat doch tüchtig seine vaterländische Sprache los, und die Bibliothek besitzt einen reichen Schatz von altdeutschen Büchern und Manuskripten. Bedenk Dir die Sache!" — Zugleich ladet Danneil den Freund ein, ihn in Salzwedel zu besuchen, wenn er zu Beginne der Osterferien nach seiner westfälischen Heimat wandere. Diesem Wunsche scheint Weber keine Folge geleistet zu haben; denn Danneil spricht noch i. J. 1837 in den Briefen an die Seinigen über Weber als einen den Eltern persönlich Unbekannten. Auch siedelte unser Dichter im Sommersemester 1836 nicht nach der schlesischen Hauptstadt über, sondern kehrte wieder nach Greifswald zurück. — Er söhnte sich jetzt mehr und mehr mit seiner Fachwissenschaft aus und machte unter Anleitung Berndts erfolgreiche medizinische Studien.

Dem Burschenkreise, welchem Weber angehörte, hatte sich auch ein reicher, schwedischer Student, Olaf Rydeberg aus Rydaholm angeschlossen. Ihm trat Weber besonders nahe, erlernte von ihm das Schwedische und wurde zuerst durch ihn bekannt mit den herrlichen Dichtungen Esaias Tegnérs. Und als im Sommer 1836 Olaf Rydeberg von Greifswald schied, nahm er den liebgewonnenen westfälischen Studiengenossen mit nach seiner skandinavischen Heimat.

Sie durchkreuzten die Ostsee, fuhren an der alten Wikingerinsel Bornholm vorüber, landeten in Karlskrona und besuchten Stockholm, „die waldumkränzte Mälar-Königin", und das ehrwürdige Upsala. Zwei Monate blieb dann der Dichter auf dem elterlichen Gute seines Freundes, in Rydaholm. Mit Fischen und Jagen verbrachte er abwechselnd seine Zeit, oder er saß, wenn der stille Abend hereinbrach, träumend am flackernden Herdfeuer und lauschte den süßen schwedischen Volksweisen, die ihm die junge Tochter des Hauses, Euphrosyne, ein Mädchen mit lichtem Haar und tiefblauen Augen, zur Guitarre vorsang. Da hörte er zum erstenmale die Klänge des Liedes:

„Du hast so leichten Sinn,
Du flatterst her und hin,
Dem Vogel gleich, der fliegt im grünen Hain:
In ruheloser Qual
Durchirr' ich Berg und Thal,
Denk' ich daran, du könntest untreu sein.

Soweit die Sonne schaut,
Soweit der Himmel blaut,
Ist nichts so süß und nichts so hold als du.
Dir schickt bei Nacht und Tag
Mein Herz mit jedem Schlag,
Mit tausend Seufzern tausend Grüße zu.

Die grauen Wolken ziehn,
Die blauen Wellen fliehn:
Mag deine Liebe nicht wie sie zergehn!
Wenn deine Liebe wankt,
Wenn deine Treue schwankt,
Dann such mich, wo die Friedhofslinden stehn."

Dem jungen Minnespiele folgte Scheiden und Meiden, und es ist ein humoristischer Zug in diesem, von einem elegischen Hauche umflorten Idyll, daß das blonde Schwedenkind dem armen Sohne der roten Erde beim Abschiede ein Angebinde verehrte, das er unter seinen damaligen Verhältnissen am leichtesten entbehren konnte, einen von ihrer Hand gestrickten Geldbeutel in schwedischen Nationalfarben.

Der Dichter, der die freundliche Spenderin niemals wiedersah, hat ihre kleine Gabe bis zu seinem Lebensende aufbewahrt.

Auf seiner Rückfahrt, deren einzelne Stationen wir nicht genau angeben können, landete Weber in Kiel und marschierte von hier nach Hamburg. Nachdem er in Ottensen das Grab Klopstocks besucht und eine Zeichnung von demselben entworfen hatte, erlebte er in der Elbestadt ein seltsames Abenteuer. Im Gasthause „Zum weißen Roß" wurde er von einem Polizeibeamten verhaftet, weil er nicht im Besitze eines Passes war, und nach dem Arrestlokale abgeführt. Der Weg dahin ging über einen Marktplatz, wo gerade ein Volksauflauf stattfand, der die ganze Aufmerksamkeit des Polizisten auf sich lenkte. Diesen Augenblick benutzte der Verhaftete, um zu entwischen, und so schnell, daß der verdutzte Diener des Gesetzes ihm nicht zu folgen vermochte, lief er durch mehrere Straßen und rastete nicht eher, als bis er die Stadt weit im Rücken hatte. Er wandte sich zunächst nach Greifswald, verließ es aber bald wieder, weil ihm die Universitätsbehörde bei seiner Anmeldung Schwierigkeiten machte; er konnte sich nämlich über seinen Aufenthalt, während der letzten acht Wochen nicht ausweisen. Nun begab er sich nach Breslau. Wilhelm Danneil, der inzwischen nach Berlin übergesiedelt war, hatte ihm die Adresse eines Breslauer Studenten, Gustav Freytags, mitgeteilt und ihm geraten, sofort nach seiner Ankunft in der schlesischen Hauptstadt diesen Kameraden aufzusuchen.



Breslau. Rückkehr nach Greifswald. Berlin.

> Das ist nun gar verschollen
> Wie ein romantisch Lied,
> Was einst im jungen vollen
> Herzen so heiß geglüht.
>
> F. W. Weber.

Am 5. November 1836, spät abends, langte Weber in Breslau an und begab sich sofort nach der Wohnung Gustav Freytags. Er fand diesen nicht in seinem Quartiere, und die Hauswirtin verweigerte dem fremden, von dem langen Marsche etwas verwildert aussehenden Studenten den Eintritt in die Stube ihres Mieters. „Dann lege ich mich hier vor seiner Thüre nieder und warte, bis er kommt,“ sagte Weber resigniert, faßte an der Schwelle des fremden Zimmers Posto und schlief ein. Mitten in der Nacht weckte ihn Schlüsselklirren und das Geräusch von Fußtritten, eine kräftige Hand faßte ihn an der Schulter, und eine Stimme rief: „Kerl, Du bist entweder der Teufel oder der schwarze Weber!“ „Der letztere“, entgegnete dieser lachend und fand bei dem Kameraden eine fröhliche Aufnahme.

Breslau, welches zu jener Zeit etwa 80 000 Einwohner zählte, gefiel Weber anfangs nicht sonderlich. Es hatte etwas Fremdartiges für ihn und erinnerte mehr an eine slavische, als eine deutsche Stadt. „In den zwar geraden, aber schmalen Straßen,“ so schildert Hoffmann von Fallersleben den ersten Eindruck, den die schlesische Hauptstadt damals auf ihn machte, „zwischen hohen, finsteren Häusern bewegte sich langsam eine wühlige Volksmenge, darunter Kerle in schmierigen Schafpelzen, in alten Schlafröcken,

Bettler in zerlumpten Kleidern, nur hin und wieder ein Mädchen in sauberem, nettem Anzuge. Die öffentlichen Plätze sind viel zu klein; der schönste ist von unansehnlichen Häusern umgeben. Die Kirchen, zwar keine Kunstwerke, aber doch von bedeutendem Umfange, traten nicht recht zum Vorschein, sie waren durch Anbaue entstellt. Von den großen, öffentlichen Gebäuden gewährte nur die Universität, von der Oderbrücke aus gesehen, einen großartigen Eindruck." Mehr als die zahlreichen Renaissancedenkmäler fesselten den für alles Altdeutsche begeisterten Studenten die im spätgotischen Stile aufgeführte Elisabethkirche und das prächtige gotische Rathaus. Nach alter Städteromantik hatten die meisten Häuser noch ihre wunderlichen Namen, und die prosaische Hausnummer spielte gar keine Rolle. Charakteristisch für die Universitätsstadt waren die Bierhäuser. „In jeder Straße," so berichtet Laube, „war ein berühmtes Schild vom wilden Saukopf bis zum roten Kegel." Hier herrschte die Studentenschaft, und das edle „Landsknecht" blühte auf allen Bierbänken. Damals stand auch das Corpswesen auf seiner Höhe. Die Musensöhne der erlauchten Wratislavia genossen eine fast unbeschränkte Freiheit, die nur zuweilen durch wilde Ausschreitungen, Raufereien mit den Philistern und Händel aller Art getrübt wurde. Silesen, Borussen und Lusaten tranken um die Wette, und die Paukereien und blutigen Skandäler zwischen ihnen und den verkappten Burschenschaften, den sogenannten Ratschekkianern, standen auf der Tagesordnung.

Am 11. November wurde Weber von dem damaligen Rektor der Universität, Professor Bernstein, in die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen. Er belegte jetzt nur medizinische Vorlesungen, und zwar bei dem Hofrate Professor Dr. Otto und dem Privatdocenten Dr. Remer. Der letztere galt allgemein als ein geistreicher Chirurg, vortrefflicher Operateur und tüchtiger Lehrer, der bereits ganz der neueren Richtung der Medizin huldigte. Hofrat Otto dagegen, der über eine schlagfertige Rednergabe und einen cynischen Witz verfügte, gehörte zu jenen „Leuchten der Wissenschaft", die in ihrer nächsten Nähe eine sehr schwüle und dumpfe Atmosphäre verbreiten. In seinen Vorlesungen und praktischen Übungen, die

nicht allein von den Jüngern des Äskulap, sondern auch von Theologen und Juristen besucht wurden, ließ er oft seiner Laune die Zügel schießen und überbot sich in schlüpfrigen Scherzen, so daß im Verkehre zwischen ihm und seinen Zuhörern nicht selten Scenen vorfielen, wie jene zwischen Mephisto und dem Schüler in Goethes „Faust". — Die philosophische Fakultät hatte damals tüchtige Lehrkräfte aufzuweisen. Zwar war der interessante Norweger Heinrich Steffens bereits 1832 von Breslau geschieden und einem Rufe nach Berlin gefolgt, aber noch immer übten die Vorträge des Philosophen Braniß, des Botanikers und Naturphilosophen Nees von Esenbeck und des Historikers Wachler eine große Anziehungskraft auf die studierende Jugend. Bei dem damals 69 jährigen Ludwig Wachler, dessen litterarische Schriften für jene Zeit recht verdienstlich waren, hat Weber nicht ohne geistigen Gewinn hospitiert. Ganz anders wirkte auf ihn der Docent, der nach Danneils und Freytags Meinung berufen schien, ihn noch tiefer in die Welt des germanischen Altertumes einzuführen. Es war Heinrich Hoffmann von Fallersleben, der seit 1830 als außerordentlicher, seit 1835 als ordentlicher Professor das Fach der deutschen Sprache und Litteratur an der Breslauer Hochschule vertrat. Halb Gelehrter, halb Troubadour, unterschied er sich schon durch sein Äußeres von den gewöhnlichen Sterblichen. Eine hohe Gestalt mit einem kleinen Vogelantlitze und mit Augen, die immer schelmisch zwinkerten, trug er einen mantelartigen Rock, der die Mitte hielt zwischen einer Mönchskutte und einem Humanistentalar; sein langes, schlichtes, blondes, mit einem malerischen Zipfelmützchen bedecktes Haar wallte bis über die Schultern hinab und floß mit dem Kinnbarte zusammen. Hoffmann hatte damals schon eine rege schriftstellerische Thätigkeit entwickelt und sich namentlich durch seine »Horae Belgicae«, seine Ausgabe des „Reineke Vos" und seine „Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther" in Germanistenkreisen einen geachteten Namen verschafft. Dagegen war die erste, 1834 erschienene Ausgabe seiner Gedichte vom Publikum und von der Kritik kühl aufgenommen, obwohl in manchen dieser sinnigen Weisen die Lerche des Volksliedes ein getreues,

weithin hallendes Echo gefunden hat. Man sollte meinen, daß dieser Mann, dem seine gelehrten Studien nur als Übergang und Brücke zur Dichtung dienten, und den wenige Jahre später die akademische Jugend als politischen Märtyrer enthusiastisch auf den Schild hob, auch den poesiebegeisterten westfälischen Studenten angezogen und gefesselt hätte. Jedoch das Gegenteil war der Fall: Weber fühlte sich von den Vorlesungen Hoffmanns gar nicht befriedigt, von seiner Persönlichkeit aber geradezu abgestoßen.

Das starke Selbstgefühl des späteren politischen Sängers, „seine nicht geringe Neigung zum Krakehlen", um mit Gottschall zu sprechen, welche ihm seine kollegialischen Verhältnisse an der Breslauer Bibliothek zu einer Quelle fortwährender Nörgeleien und Ärgernisse machten, wirkten widerwärtig auf den jungen Dichter. Dieser Eindruck haftete für sein Leben, und als Hoffmann später als Bibliothekar in Corvey Weber wieder begegnete, fühlte sich dieser von dem anmaßenden Tone des ehemaligen Universitätslehrers noch ebenso unangenehm berührt wie in seinen Studentenjahren. Auch von den Dichtungen des „deutschen Béranger" dachte Weber nicht allzu hoch. Er schätzte dessen Talent, in schlichten Weisen den volkstümlichen Ton zu treffen, bemerkte aber mit Recht, daß Hoffmann nie den Versuch gemacht habe, sich über die Gattung des Liedes zu erheben und die Ode, die Elegie, die erzählende Dichtweise zu pflegen, und daß ihm niemals eine Ballade oder Romanze gelungen sei. Viel weniger noch als der „Troubadour" wollte ihm der „Volkstribun" gefallen, der mit großen Worten den „Ordenschwindel" bekämpfte, nachdem er sich selbst von der österreichischen, belgischen und niederländischen Regierung hatte dekorieren lassen; der Politiker, der erklärte, daß die „Arbeiterfrage gar keine Frage sei", der in unseren Universitäten nur „Kasernen für den höheren Staatsdienst der Bureaukratie" erblickte und auf den Bierbänken in Höxter mit Stentorstimme gegen das Philistertum wetterte. So blieb das Andenken Heinrich Hoffmanns unserem Dichter auch dann noch ein getrübtes, als der ruhelose Sänger von Fallersleben längst auf dem stillen Friedhofe der Benediktinerabtei Corvey schlummerte.

Der Verfasser der „Unpolitischen Lieder" war der einzige Vertreter der Breslauer Litteraturwelt, den Weber persönlich kennen lernte; denn Holtei und Laube hatten die schlesische Hauptstadt bereits verlassen, und Karl Schall war am 18. August 1833 gestorben. Die übrigen Schöngeister und Journalisten, die sich damals in der „Blauen Marie", einem bekannten Bierhause auf dem Neumarkte, zu versammeln pflegten und, um einen unpolierten Tisch von zweifelhafter Reinlichkeit geschart, die Gabe des Gambrinus genossen, dünkten sich selbst zwar Ritter vom Geiste, gehörten aber, wie Grillparzer sagt, zur poetischen Infanterie. Von der studentischen Geselligkeit hatte sich Weber damals schon mehr und mehr zurückgezogen. Er verkehrte am meisten mit Gustav Freytag, mit dem ihn bald eine innige Freundschaft verband. Was diese Freundschaft so frisch und lebendig erhielt, trotz mancher Verschiedenheit im Wesen beider, war das gemeinsame Heimatrecht im goldenen Reiche der Poesie, das beiden Jünglingen als köstliche Wiegengabe beschert war; es war ferner ihre tiefe Liebe zum deutschen Vaterlande, seiner Sagenwelt, seiner Dichtung, seiner Geschichte. „Weber," so berichtet Freytag in seinen Lebenserinnerungen, „hatte, als er zu uns kam, das lustige Studentenleben hinter sich und kam, um zu lernen, er war reifer und männlicher als ich, und der Ruf seiner dichterischen Begabung war bei seinen Greifswalder Freunden bereits groß. Mir erschien er als das Ideal eines Dichters, weit mehr als mein Professor (der genannte Hoffmann von Fallersleben), und ich sah mit großer Hochachtung auf ihn."

„Ob auch in reiferen Jahren," schreibt Elisabeth Weber, „die Wege der beiden Männer auseinandergingen, ob ihre verschiedenen Lebensstellungen den einen zum Süden, den andern zum Norden führten, so glühte doch auch ohne äußeres Zeichen der Funken ihrer Freundschaft unter der Asche fort. Sie wußten sich unverändert in ihrem Gemüte einander verbunden. Mit warmem Interesse verfolgte Weber die ruhmreiche Laufbahn seines Jugendfreundes. Freytags Bild hing in Webers Arbeitszimmer, und gern erzählte er von den gemeinsamen Erlebnissen in heiteren und trüben Tagen."

Als „Dreizehnlinden“ erschienen war, und der Elberfelder Schriftsteller Karl Stelter im Gespräche mit Freytag die „prächtige Dichtung“ rühmte, erzählte ihm dieser, Weber sei sein Studiengenosse und der unter den Kommilitonen einzig anerkannte, viel versprechende Dichter gewesen, von dem er zum erstenmal wieder und zwar die Prophezeiung aus der Jugendzeit Bestätigendes höre. Charakteristisch beleuchtet auch ein Brief Freytags aus dem Jahre 1885, in dem er Weber für die Zusendung einer neuen Auflage von „Dreizehnlinden“ dankt, das nahe Freundschaftsverhältnis beider Männer. „Laß Dir sagen, lieber Fritz,“ heißt es in diesem Schreiben, „daß ich seit 1836, wo ich in Breslau Dir bekannt wurde, stets Anhänglichkeit und treue Erinnerung Dir bewahrt habe. Du erschienst mir damals als eine ideale Gestalt, an Talent und Charakter gereifter, als ich war, in meinem jungen Leben der erste gute Kamerad, dessen Überlegenheit ich mit dankbarer Bewunderung anerkannte. Das Schicksal wollte, daß wir nicht auf gleichen Bahnen und nicht im Dienste derselben Partei uns auslebten. In meinem Herzen aber bin ich Dir immer gut geblieben, und Dein Bild, so wie Du Dich damals mir gegenüber gabst, bewahre ich noch heute, als einen wertvollen Besitz aus jungen Jahren“ . . . Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß der Jüngling Weber durch die Gewalt seiner Persönlichkeit noch mehr fesselte als durch seine damaligen Dichtungen, die vielfach unreif und unfertig sind. Er dürfte wohl, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, „mehr gezahlt haben mit dem, was er war, als was er schuf“. Seine ganze Erscheinung wird uns als eine edle und harmonische geschildert. Krankheiten und körperliche Entbehrungen hatten in seinem Äußeren keine dauernden Spuren zurückzulassen vermocht. Sein Wuchs ragte weit über das Mittelmaß hinaus, und der Jüngling trug sich fest und aufrecht, obwohl die allgemeine Wehrpflicht an ihm ihre stählende Zucht nicht geübt hatte. Die Züge seines Angesichtes waren einfach und offen wie sein Charakter. Leichtgewelltes, rabenschwarzes Haar umrahmte die hohe, edelgeformte Stirn, und die von starken Brauen überschatteten Augen hatten etwas Adlerhaftes, konnten aber auch wieder kindlich blicken.

Mund und Kinn waren fein modelliert, die Oberlippe bedeckte ein schwarzer Schnurrbart. So machte seine Gestalt schon damals den Eindruck eines bedeutenden, aber durch und durch einfachen Menschen, der allem Theatralischen abhold war. Seine Genossen nannten ihn kurzweg den schwarzen Friedel, während der schmucke Westfale bei der Greifswalder Damenwelt allgemein der schöne Weber hieß. —

Vielleicht unter dem Einflusse Freytags wurde Weber in Breslau ein eifriger Theaterbesucher. Die dortige Bühne stand zwar nicht mehr auf jener Höhe wie in den ersten Jahren nach den Freiheitskriegen, wo sie zu den besten Theatern Deutschlands zählte; sie verfügte aber auch jetzt noch unter dem Direktorium Haake über eine Reihe tüchtiger schauspielerischer Kräfte wie Ferdinand Reder, Alexander Hock, Frau Dessoir und Frau Schodel. So bot sich Weber nun die Gelegenheit, Shakespearesche und Schillersche Stücke in verhältnismäßig guten Darstellungen zu sehen und auch manche der damaligen Neuheiten unserer dramatischen Litteratur, z. B. Raimunds „Verschwender“ und Halms „Griseldis“ kennen zu lernen. Mozarts, Rossinis, Aubers, Donizettis, Kreutzers und Lortzings Tondichtungen erschlossen sich ihm jetzt erst, auf der Bühne verkörpert, in ihrer ganzen Eigenart. — Noch einem anderen Umstande verdankte er manchen ästhetischen Genuß. Die Universität hatte das Privilegium, daß jeder in Breslau gastierende Künstler verpflichtet war, in der für Aufführungen und Vorträge bestimmten sogenannten kleineren Aula vor der Studentenschaft aufzutreten, und hier, in der Musikhalle der Hochschule, machte Weber zuerst die Bekanntschaft berühmter Virtuosen, z. B. Karl Joseph Lipinskis. — Sein dichterisches und musikalisches Talent ward so zugleich befruchtet und angeregt. Vorübergehend tauchte jetzt in seinem Geiste der Plan zu einem Schauspiele „Heinrich VI.“ auf, über dessen Fabel er folgenden Vermerk niederschrieb: „Heinrich VI. Barbarossa. Abt. Geliebte Heinrichs. — Sie, niederen Standes, auf der Jagd ihm bekannt geworden, kennt ihn nur als Jäger. Heinrich muß Konstanze von Sicilien heiraten. Sie erkennt ihn und entsagt.“ Es ist der erste und einzige Ansatz zu

einem dramatischen Entwurfe, der sich in Webers Nachlasse vorfand. Denn, wie sehr ihn auch die Kunst Melpomenes anzog, zum Dramatiker verspürte er weder Talent noch Neigung in sich. Mit ganz anderen Augen betrachtete Freund Freytag die bunte Welt der Scene, er studierte sie bereits wie der junge Feldherr den Schauplatz, auf dem er dereinst seine Siege zu erfechten gedenkt.

In den Weihnachtsferien erkrankte Weber, als die meisten seiner Bekannten Breslau verlassen hatten und daheim bei ihren Eltern weilten. Einsam, hungrig, von allen Geldmitteln entblößt, vertrauerte er den Christabend auf seiner Stube, und seine trüben Gedanken schweiften weit hinweg nach dem stillen Hause in dem weltentrückten Thalwinkel des Westfalenlandes. Als er sich in müßiger Schwermut auf seinem Zimmer zu schaffen machte, entdeckte er in einer versteckten Schieblade eine große Düte mit Reis und den Macphersonschen Ossian. Dieser seltsame Doppelfund, den er unter anderen Umständen vielleicht kaum beachtet hätte, bot ihm jetzt eine geistige und leibliche Erquickung. Während der Jüngling den Reis bereitete und verzehrte, versenkte er sich zum erstenmale in die phantastische Nebelwelt des gälischen Sängers, dessen sanfte Melancholie mit seiner eigenen Seelenstimmung so gut im Einklange stand und schlummernde Melodieen wieder in ihm weckte. In jenen Stunden entquoll seinem heimwehkranken Gemüte das Gedicht „Christnacht“:

„Und alles ist so freudenvoll
In dieser schönen Nacht:
Christkindelein, Christkindelein,
Was hast du mir gebracht?

Ich hab' geweint in meinem Bett,
Und keiner hat's gehört:
Die Thränentropfen, schwer und heiß,
Die hast du mir beschert.

Und der mein Christbaum werden sollt',
Der steht auf Waldeshöh':
Nicht goldne Früchte glänzen dran,
Doch Silberreif und Schnee;

Und der mein Christbaum werden sollt',
Der steht im wilden Hag
Und wächst, von Geisterhand gepflegt,
Noch manchen lieben Tag.

Sein Bruder war's, der mich als Kind
In seinem Schatten barg:
Sein Vater war die Wiege mir,
Er selber wird — mein Sarg."

Noch andere lyrische Früchte wie „Wiegenlied", „Rückblick", „Zwei Sänger" und den Spruch „Paul. Röm. 8, 28" hat Webers Aufenthalt in Breslau gezeitigt. Von diesen hat der Verfasser das schlichtinnige „Wiegenlied" in seine Gedichte aufgenommen, während die anderen in den „Herbstblättern" erschienen sind. Außerdem trägt noch eine Reihe von Poesieen, die bis jetzt der Öffentlichkeit vorenthalten wurden, die Jahreszahl 1836. Ihre Titel lauten: „Die Fiedel auf dem Anger klang", „Mein Singen", „Der Strom", „Vom armen Mägdlein", „Orpheus" und „Vom jungen Ritter". Die beiden zuletzt genannten sind größere Erzählungen in Versen. Das Gedicht „Orpheus", welches das sagenhafte Schicksal des gleichnamigen griechischen Sängers zum Gegenstande hat, gemahnt in Ton und Stimmung an Schillers „Hero und Leander". Webersche Eigenart verrät dagegen die in der Dreizehnlindenstrophe gedichtete Romanze „Vom jungen Ritter", worin geschildert wird, wie ein jugendfrischer Held, taub gegen die Mahnung eines frommen, alten Einsiedlers, in einen von zauberischen Mächten bewohnten Wald reitet und sich hier, seiner ritterlichen Sendung vergessend, von schmeichlerischen Feen in ihre Wunderwelt entrücken läßt. Die Grundidee des Gedichtes: das strenge Gebot der Tugend im Kampfe mit dem entnervenden Rausche der Sinnlichkeit, gewinnt echt plastisches Leben. Vor allem schön und anschaulich ist das sinnbethörende Werben der Feen dargestellt:

„Horch! Da klingt es aus den Thälern,
Schwebt und klingt es von den Hügeln,
Ihn umwebend, ihn umflüsternd
Leis und linde wie auf Flügeln.

Herzumstrickend, sinnbethörend
Klagt und girrt es aus den Zweigen:
Sind es Blumen, sind es Mädchen,
Die sich bergen, die sich zeigen?

Sind es weiße, weiche Arme,
Die ihn sanft vom Rosse ziehen,
Wo verschlungen Ros' und Myrte
An geheimer Stelle blühen?

Sind es Lippen, die sich neigen,
Sind es glühende Korallen,
Sind es Lüftchen, sind es Locken,
Die auf ihn herunter wallen?

Elfen kommen und Sylphiden,
Duftgewebte Wunderwesen,
Die von seinen matten Gliedern
Leise Helm und Panzer lösen;

Die aus Blumenkelchen tauchend
Ihn umscherzen und umgaukeln,
Die mit seinem Schwerte spielen
Und auf seinem Schild sich schaukeln.

Nachtigallenchöre singen
Wiegenlieder in den Büschen,
Träumerische Schlummerlieder
Lullt der Silberquell dazwischen.

Und des Jünglings Auge sinket,
Und in langen, durst'gen Zügen
Trinkt er die willkommnen Töne,
Die sein müdes Haupt umwiegen."

Der Dichter schließt die Erzählung mit den Strophen:

„Ob vielleicht nach späten Jahren
Ihn ein Priester segnend weihte,
Ob ein Ritter mit dem Schwerte
Ihn von seinem Bann befreite?

Ob die Liebe einer Jungfrau
Das geheime Wort entdeckte
Und durch allgewalt'gen Zauber
Ihn von langem Schlummer weckte?

Alles weiß ich nicht zu sagen,
Eins nur habe ich vernommen,
Daß er grau und lebensmüde
Sei zum heil'gen Land gekommen."

Hatte auch Breslau den Bildungskreis Webers nicht unwesentlich erweitert und bereichert, so beschloß der Jüngling doch, vielleicht durch die Rücksicht auf seine dürftigen materiellen Verhältnisse bestimmt, nicht hier seine Studien fortzusetzen, sondern nach Greifswald zurückzukehren, wo sich bedeutend billiger leben ließ. Anfangs März 1837 schied er von der schlesischen Hauptstadt — seine Exmatrikel ist vom 28. Februar datiert — und zwei Monate später finden wir ihn wieder in dem Musensitze an der Ostsee, wo er am 12. Mai von dem Rektor Franz Niemeyer aufs neue immatrikuliert wird. Es hatte sich in ihm, wie er glaubte, eine Wandlung vollzogen. Er war zu der Überzeugung gelangt, daß er, ohne ein Unrecht zu begehen, seine Thätigkeit fortan nicht mehr in der bisherigen Weise teilen dürfe, vielmehr seine ganze Kraft dem erwählten Fachstudium widmen müsse. Mehr und mehr schloß er sich deshalb an den Geheimrat Berndt an, als denjenigen seiner Lehrer, der es wie kein anderer verstand, in den Herzen seiner Schüler das Bewußtsein von der Hoheit des ärztlichen Berufes, der Hingabe an den Dienst der leidenden Menschheit lebendig zu machen und sie mit wirklicher Freudigkeit zu erfüllen. Die Zeit des Studenten war jetzt vorzugsweise dem Besuche der Kliniken und den damit verbundenen Arbeiten gewidmet. Außerdem hörte er Vorlesungen über Augenkrankheiten bei Prof. Kneip und medizinisch-pharmazeutische Pflanzenkunde bei Prof. Hornschuh. —

Von seinen ehemaligen Verbindungsgenossen waren Michel Marcus, Rudolf Deetz, Friedrich Kunike und die Brüder Berndt der alten Alma Mater treu geblieben, und ihnen hatten sich der Greifswalder Johann Gustav Quistorp und die Westfalen Hermann Glubrecht und Anton Schwubbe zugesellt. Mit diesen Genossen blieb Weber im freundschaftlichen Verkehre, während er mit Danneil und Freytag, die jetzt in Berlin studierten, in Briefwechsel stand. Litterarische Vereine, in denen ein dichterisches Talent

Förderung fand, kannte die kleine Universitätsstadt nicht mehr, seitdem sich der Kreis, den die Gräfin Ida Hahn-Hahn um sich gebildet, mit ihrem Scheiden von Greifswald aufgelöst hatte. Dieser femme supérieure, die nach Wolfgang Menzels Versicherung damals einer reizenden Soubrette glich und nur das Mißgeschick hatte, daß ihre schönen, blauen Augen in schiefer Richtung standen, war Weber i. J. 1834 begegnet, ohne aber im entferntesten den Versuch zu machen, sich der schriftstellernden Aristokratin zu nähern. Ihre falsche Genialität, ihr ganzes Wesen überhaupt erfüllte den schlichten Studenten mit einer Abneigung, die auch dann noch vorhielt, als die Verfasserin der „Faustine" längst den Weg von „Babylon nach Jerusalem" gefunden hatte. — Am 28. August 1837 wurde Weber „wegen Sekundierens bei einem Duell" zu acht Tagen Karzer verurteilt, und die gleiche Strafe traf ihn am 12. Februar 1838 „wegen Hilfeleistung bei einem Duell als Arzt". In dem Poëm, in welchem er dieses große Ereignis seines akademischen Lebens feierte, heißt es:

„Drauf bin ich ins Verhör geführt
Vor Rektor und Senat
Und ward mit Karzer absolviert
Und väterlichem Rat.

Ich beiße in die Stange nicht,
Ich bisse mich nicht frei,
Ich bohre an den Wänden nicht,
Ich bohrte sie nicht entzwei.

Doch meine Füchse harren schon
Heut' Nacht bei Regen und Wind,
Sie wissen's noch vom alten Ton,
Wo Rektors Fenster sind."

Während Cervantes im traurigsten aller Gefängnisse das lustigste aller Bücher, seinen unsterblichen „Don Quijote", begann, verfaßte Weber im fröhlichsten aller Kerker eins seiner traurigsten Gedichte, „Der Wanderer", jenes rührende Bild der schmerzgebeugten Mutter an der Wiege ihres toten Kindes. Auch das empfindungstiefe,

gehaltreiche Gedicht „Die Wallfahrer“ entwarf er im Karzer, arbeitete es jedoch in späteren Jahren völlig um und gab dem Gedankengange hie und da eine andere Wendung, der Form mehr Geschlossenheit, der Stimmung eine individuellere Farbe. Überhaupt war ihm die Muse damals günstig, obwohl er den Vorsatz gefaßt hatte, ihr vorläufig völlig zu entsagen und nur seiner Fachwissenschaft zu leben. Die Vorgänge auf dem deutschen Parnasse verfolgte er mit lebendiger Teilnahme, und hatte er bisher namentlich für Schiller geschwärmt, an Uhlands frühlingsklarer Lyrik sich erbaut, Lenaus seelenvollen Klagesängen gelauscht, Freiligraths sprachgewaltige Tropen- und Geusenlieder bewundert, daneben aber fleißig aus den Quellen unserer mittelalterlichen Dichtung getrunken, so lernte er jetzt Börne und Heine, sowie die Männer des „jungen Deutschlands“ kennen, die Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt u. a., welche eine Litteratur-Revolution herbeizuführen bestrebt waren. Seine Aufzeichnungen beweisen, welche Beachtung er den charakteristischen Merkmalen und Gestalten dieser schriftstellerischen Bewegung schenkte, wie er sich aber von der freudlosen Entwicklung unserer Dichtung in den dreißiger Jahren angewidert fühlte und in ihr jeden Zug von Hoheit und Größe vermißte. Wenn die Wortführer des „jungen Deutschlands“ unsere Klassiker als ihre Vorläufer und Quartiermacher betrachteten, so sah Weber in den Bannerträgern der neuen Litteraturepoche nur schwächliche Epigonen der großen Meister, die sie befehdeten.

„Es geht unserer Poesie,“ so schreibt er i. J. 1839, „wie einem Weinfasse. Wenn der reichliche Strom des edlen Feuergeistes verronnen ist, folgen sparsame und saure Hefen nach. Wo sind die großen Ideen, die gigantischen Figuren, die Schiller, Goethe, Klopstock, Lessing und all die anderen an unserer Seele vorüberführten? Wie sind wir klein geworden und schwach! Unsere Poesie sieht aus wie ein Nürnberger Kinderspielzeug. Ein Lied, das keins ist, ein kleines, gnomisches, epigrammatisches Ungetüm, eine Ausgeburt des H. Heine, zwölf Linien groß, auf drei Reimpaaren fortkriechend mit einem Stachel am hinteren Ende, das wie die Heuschrecken im Alten Testamente alle Blätter und Blüten

unseres Bardenhains abfrißt, ersetzt uns alle Schiller, Goethe, Herder u. s. w. Man möchte sagen, die deutschen Waldsänger sind eingefangen und in Käfige gesperrt und über der Toilette aufgehängt, um ihren Damen etwas Süßes, Schalkhaftes, Pikantes vorzuzwitschern."

Die proteusartige Gestalt des Pariser Aristophanes flößte ihm zugleich Bewunderung und Abscheu ein. Er bewunderte den Dichter Heine, der in der Zauberwildnis der Romantik, vom Dufte der blauen Blume berauscht, herrliche, melodische Lieder sang; er verachtete dagegen aufs tiefste den lachenden Satyr Heine, der die duftigen Blüten seiner eigenen Poesie höhnend in den Staub trat, dessen faunischer Bocksgeschmack weibliche Schönheit nur unter dem Gesichtspunkte des sinnlichen Genusses betrachtete, den Begeiferer alles Christlichen, den vaterlandslosen Politiker, der mit der Heuchlermiene eines nationalen Märtyrers am liebsten Zerrbilder deutscher Ohnmacht und deutscher Schmach schuf und im Gewühle leidenschaftlicher Tageskämpfe mit Kot um sich warf. Ein Spottgedicht Webers auf Heine als den Verkünder eines neuen ästhetischen, politischen und socialen Evangeliums schließt mit den Worten:

„Ich bin ein Mann voll Hohn und Haß
Aus Düsseldorf am Rheine,
Parforce-Poet und sonst noch was
Und heiße Heinrich Heine."

Und in seinen Aphorismen heißt es: „Die Alten glaubten, daß eine Schlange, wenn sie von den Kräutern des Helikon gegessen habe, ihr Gift dadurch verlöre. Die Neueren haben Gelegenheit, das Gegenteil zu beobachten. Welche Viper wäre so giftgeschwollen wie Heinrich Heine, und niemand hat doch mehr Recht, auf dem Helikon zu wohnen, als er."

Der Sänger des „Buches der Lieder" spricht einmal von „tausend armen Jungen, die ihm verzweifelt nachgedichtet hätten". In der That weckte die Heinesche Muse ein vielstimmiges Echo im deutschen Dichterhaine; am vernehmlichsten aber klang dieses vom Strande der Spree herüber, von Berlin, „berühmt durch seinen Fritz und seinen Sand und tausend Dichter, welche niemand kennt",

um mit Geibel zu sprechen. In den dortigen Journalen und poetischen Taschenbüchern wurde die Heinesche Weise mit ihrer weltschmerzlichen Klage, ihrem Liebesleide und ihren cynischen Pointen bis zum Überdrusse weitergeleiert. „Poeten giebt's hier entsetzlich viele," so berichtet G. Freytag im Herbste 1837 an Weber, „wenigstens nennen sie sich so, die schmieden und schmieden, haben auch belletristische Zeitungen in Menge, in denen sie sich loben können, fallen auch wohl über einen Fremden her und suchen ihn zu zerstechen, aber es ist meistens jämmerlich Volk, schlechte Kartoffeln, die ihre Kraft aus dem Sande ziehen und an ihrer Pflanze kleben bleiben, am jötterjleichen Heine und jungen Deutschlande, und die schwer zu verdauen sind, weil sie dem Leser den Bauch auftreiben." Gegen diese stümperhaften Nachahmer des genialen jüdischen Liederdichters richtete sich Webers Satire. Er schrieb einen Cyklus Spottgedichte, in denen er die Heinesche Manier geistreich parodiert und die Berliner Jünger und Anhänger des Meisters dem Fluche der Lächerlichkeit preisgiebt. Weber war nicht der erste, der die Heinesche Art karikierte, schon zu Anfange der zwanziger Jahre veröffentlichten H. Anselmi, J. B. Rousseau, Hermann Schiff und W. v. Schilling und i. J. 1828 Wilhelm Neumann mehr oder minder gelungene Pasquille auf die Heinesche Muse. Auch Hoffmann von Fallersleben und Moritz Haupt verfaßten i. J. 1836 scherzhafte Lieder, „Poetische Manieren" betitelt, in denen sie die Weise des Düsseldorfer Sängers ironisierten. Keiner von diesen aber hat nach meiner Meinung den Ton des Spottvogels im deutschen Dichterwalde so witzig getroffen wie Weber. Sein mit satirischen Dornen durchflochtener Liederkranz, den er „Liederlust und Liebesleben in Berlin" benannt und, mit Friedel unterzeichnet, den Berliner Freunden zugesandt hatte, fand den vollen Beifall Gustav Freytags. „Deine Carmina," so antwortet ihm dieser, „hab' ich durchgelesen und mich unbändig gefreut, 's soll ein höllischer Spaß werden, wenn die Leute kucken und fragen, wer? wie? was? wer ist der Friedel? unde viae! Ein Teufelskerl — ein poetisierendes Ungeheuer, ein, ein — ein — kein Berliner? jar kein Mensch? O Jott, o Jott, . . . der Kerl

hat ja auch ganz verdammte Redensarten am Leibe: Und starb zu derselbigen Stund. Ha, Hm! Hu! Juchhei! Das soll den Burschen einsalzen. An Mann werden wir sie schon bringen (d. h. die Carmina). Am besten wär's, sie besonders herauszugeben in einem kleinen einbogigen 8°. Bande. Wir wollen nächstens Anstalten treffen, den Verleger zu finden, die Gründe, aus denen mancher sich weigern möchte, giebst du richtig an. Denn diese After- oder Steißpoeten bilden zusammen eine ganz wunderliche, verzwickte Sorte filziges Wasserunkraut, was so dicht zusammenhängt und so schnell jede freie Fläche überschwemmt, daß es ordentlich ein Jammer ist. Aber wir wollen sie schon kriegen."

Diese satirischen Lieder sind, wie mir Weber selbst mitteilte, im Jahre 1837 in einem Berliner Journale erschienen, dessen Titels sich aber der Dichter nicht mehr zu entsinnen vermochte. Alle Bemühungen, das verschollene Blatt ausfindig zu machen, blieben leider erfolglos. Einige Proben aus dem Liederkranze, der in einer Handschrift Webers v. J. 1837 vorliegt, lasse ich hier folgen:

1.

„Wir sind die Berliner Poeten,
Wir singen gar frank und frei
Und retten in ihren Nöten
Die deutsche Poeterey.

Wir tirilieren so feine
Und tirilieren so fein,
Wir glauben, wir pfiffen wie Heine
Mit unsern Stimmelein.

Seine Lieder, die tiefgefühlten,
Haben wir fleißig studiert,
Was wir zufällig behielten,
Das singen wir ungeniert.

Uns wuchsen vom Horchen die Ohren
Fast über Maß und Gebühr:
Keine Note ging uns verloren
Von seiner Kunst und Manier. — . . .

2.

Du bist so kalt, du fertigst mich ab
Mit schnippischer, schnöder Gebärde,
Was sagst du aber, mein kühles Kind,
Wenn ich berühmt erst werde?

Was sagst du aber, du kühles Kind,
Wenn du siehst in Berliner Blättern,
Wie sie mich und meine Poeterei
Und meine Liebe vergöttern!

Was sagst du, wenn sie um jeden Strich
Von meiner Feder sich zanken,
Um den alten Flausch, in dem ich gedacht
Die ewigen, großen Gedanken!

Dann magst du wohl seufzen in bitterer Reu'
Und sprechen in deinen Nöten:
O wär' ich kühles, ich kleines Kind
Die Frau des großen Poeten!

3.

Fragt nicht, warum ich weine,
Nun hab' ich sie selber gesehn
Im Mondschein unter den Linden
Mit einem Lieutenant gehn.

In seinen Soldatenmantel
Hat er sie halb gehüllt,
Mit seinen mavortischen Armen
Umschlingt er das süße Bild.

Schon hat er zu ihr hinunter
Sein kriegerisch Haupt gebückt,
Schon hat er die bärtigen Lippen
Auf ihren Mund gedrückt: — —

Nein, nein, ich trag' es nicht länger!
Ein Sprung! — vorbei bin ich schnell! —
Behüte mich Gott vor Soldaten,
Vor Straßenskandal und Duell.

4.

Ich konnte nicht ruhen, nicht rasten,
Es trieb mich gewaltig hinaus
Durch die stillen dunkeln Straßen
Bis vor ein einsames Haus.

Ich blickte durchs offene Fenster
Ins enge Stübchen hinein,
Ach Gott! da sah ich sie sitzen
Die arme Verlorne mein.

Mit ihren verweinten Äuglein
Starrt sie in das flimmernde Licht,
Die braunen Locken umwallen
Das süße bleiche Gesicht.

Mit ihren verweinten Äuglein
Blickt sie mich so traurig an,
So schmerzlich, als wollte sie sagen:
‚Was willst du, du guter Mann?‘

Auf Ehre! ich bin kein Philister,
Ich trage kein Herz von Stein!
Vergessen sind Mantel und Lieutnant —
Zum Fenster spring' ich hinein.

Schon lag sie in meinen Armen,
Schon lag sie an Brust und Mund:
Da sah ich den Himmel offen
Und starb zu derselbigen Stund'.“

Im Juni 1838 ward Weber von einem letzten Anfalle seines alten Brustübels heimgesucht. Seine Erkrankung war dieses Mal so heftig, daß er von den ihn behandelnden Professoren Berndt und Kneip aufgegeben wurde. Auch er selbst glaubte nicht mehr an seine Genesung und blickte mit gefaßtem Mute seinem vermeintlich nahen Ende entgegen. Und doch überwand seine zähe Naturkraft noch einmal das tückische Leiden. Aber nur langsam und unter manchen Schwankungen besserte sich sein Zustand, und kaum hatte der Kranke die Krisis überstanden, so regte sich auch

schon wieder in ihm sein unermüdlicher Thätigkeitsdrang, und noch während der Monate seiner Genesung verfaßte er seine Dissertation und bereitete sich zur mündlichen Doktorprüfung vor. »De struma« betitelt sich die in gewandtem Latein geschriebene, seinen beiden Lehrern Berndt und Kneip gewidmete wissenschaftliche Abhandlung, die er im Herbste der medizinischen Fakultät einreichte. Am 4. Oktober bestand er dann das Rigorosum mit großem Lobe, und am 20. Dezember wurde er von dem Dekan Berndt zum Doktor der Medizin promoviert. Bald darauf verließ er Greifswald, nachdem ihn noch wenige Wochen vor seiner Abreise der Zufall mit einem jungen Manne zusammengeführt hatte, der einige Jahrzehnte später die Augen von ganz Europa auf sich lenkte. Auf einem Spaziergange um die Stadt hatte Weber die Bekanntschaft des stattlichen, sechs Fuß hohen Jünglings gemacht, dessen frisches, frankes Wesen ihm ungemein wohlgefiel. Es war Otto v. Bismarck, der damals zum Studium der Landwirtschaft die Akademie in Eldena besuchte und zugleich beim pommerschen Jägerbataillon in Greifswald seiner Dienstpflicht Genüge leistete. In angeregtem Gespräche unterhielten sich die beiden jungen Männer über die Kulturzustände Westfalens, und Bismarck offenbarte ein solches Interesse für diese ihm völlig fremden Verhältnisse und in ihrer Beurteilung einen so klaren Blick, daß sein Begleiter schon bei dieser flüchtigen Begegnung einen tiefen Eindruck von der Persönlichkeit des späteren Reichskanzlers empfing. „Es fiel mir auf, daß er schon damals ganz andere Interessen hatte als wir Knaben," bemerkte der greise Dichter einmal, als er dieses ersten Zusammentreffens mit dem großen Staatsmanne gedachte.

Im Februar 1839 siedelte der junge Doktor nach Berlin über, um seine wissenschaftliche Ausbildung zu vollenden und die große medizinische Staatsprüfung abzulegen. „Fritz Weber," schreibt Danneil von Berlin am 3. März 1839 an seinen Vater, „ist schon ein paar Wochen hier und wird am Dienstag wieder abreisen. Mit seiner Gesundheit steht es besser denn jemals, wie mir es wenigstens vorkommt. Vorigen Sommer war er von den ersten Ärzten Greifswalds schon aufgegeben. Er hat im Dezember

promoviert und ist leider durch Familienverhältnisse genötigt, statt jetzt hier zu kursieren, wozu er schon Erlaubnis hat, nach Hause zu gehen. Er denkt, sich im Sommer auf verschiedenen Universitäten der Rhein- und Maingegend ꝛc. aufzuhalten und da die ersten Lehrer der Medizin zu hören; sich einzuschränken versteht er schon am besten. Dann kommt er zu Anfang des Winter-Kursus zurück nach Berlin und ist dann etwa Ende Januar oder Anfang Februar fertig." Webers Abreise verzögerte sich indessen noch, wie aus einem Schreiben seines Freundes vom 13. März 1839 ersichtlich ist, worin es heißt: „Weber ist noch hier . . . Er ist unverändert der alte, herrliche Junge, hat manche rauhe Außenseite abgethan, aber den edlen Kern unversehrt bewahrt . . . Obwohl Medizin nie seine vorherrschende Neigung gewesen ist, hat er doch in ihr viel, sehr viel geleistet, und unbedenklich würde ich mich, im Falle schwerer Erkrankung, seiner Behandlung allein anvertrauen."

Den Sommer dieses Jahres verbrachte Weber in seinem Geburtsorte bei den Eltern; denn seine treue Anhänglichkeit an Haus und Heimat hatte sich während seiner Studienzeit nicht verringert. Das Bild der Mutter, die daheim in Sorgen des fernen Sohnes gedachte, blieb ihm allzeit gegenwärtig. Und jedesmal, wenn er helleren Hauptes und erweiterten Herzens in den kleinen, engen Kreis der guten Menschen trat, die ihm auf Erden die liebsten waren, dann war es ihm, als müsse er allen ehrgeizigen Träumen entsagen, und dankbar segnete er die karge Kost des Vaterhauses. Als er einmal nach langer Abwesenheit die Eltern besuchte, trat ihm seine von schwerem Siechtume kaum genesene Mutter an der Thürschwelle mit den Worten entgegen: „Ich war so krank, daß ich sterben konnte, wenn ich gewollt hätte. Aber ich wollte nicht sterben, ich mußte dich wiedersehen!" und weinend schloß sie den so lange und schmerzlich Vermißten in ihre Arme.

Erst im Winter 1839 begab der junge Doktor sich wieder nach Berlin, um die unterbrochenen medizinischen Studien zum Abschlusse zu bringen. Er arbeitete jetzt in Gemeinschaft mit seinem Freunde Michel Marcus, der sich gleichzeitig mit ihm dem Staatsexamen unterwerfen wollte. Je näher der Termin der Prüfung

heranrückte, um so größer wurde der Eifer der beiden Kandidaten. War doch die Strenge ihrer Examinatoren mit Recht gefürchtet und durch folgende Verse charakterisiert:

„Wer sich nicht stößt an den Ecken [Professor Eck],
Wer nicht bleibt im Kote stecken [Geheimrat Kothe],
Wer glücklich kommt durch den tiefen Bach [Dieffenbach],
Den frißt der Wolf doch hintennach“ [Geheimrat Wolff],

wozu der letzte die witzige Bemerkung gemacht hatte: „Der Wolf frißt nur die Schafe.“

Beide Freunde bestanden glücklich die Staatsprüfung, Weber sogar mit der höchsten Auszeichnung. Seine vom 20. Mai 1840 datierte Approbation besagt, daß er „vor der königlichen medizinischen Ober-Examinations-Kommission sehr gute medizinische und chirurgische Kenntnisse bewies“. —

„Jetzt ist alles vorbei,“ heißt es in seinem Tagebuche, „die Fidelität hat ein traurig Ende, und man ist angewiesen, dem kläglichen Philisterium armselige und magere Vergnügen und Zweckfreuden abzugewinnen, daß sich ein Stein erbarmen mag. O Meerschaumpfeifenkopf, nüchternes Emblem der Steifleinenheit! — Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr!“ — Mit rührender Treue hegte Weber das Andenken an seine Studentenzeit und die fröhlichen Genossen, die sie mit ihm durchlebten. Auch als manche Ideale, die den Musensohn begeistert hatten, längst zerronnen waren, hielt er die Bande heilig, die ihn mit den einstigen Gefährten verknüpften. Die meisten von ihnen, selbst seine vertrautesten Freunde, Wilhelm Danneil und Gustav Freytag, hat er nicht wiedergesehen. Mit Michel Marcus führte ihn der Zufall nach mehr als vierzig Jahren in Berlin wieder zusammen. „Wir trafen uns Leipzigerstraße 111,“ schrieb Weber am 2. Dezember 1882 an eine Freundin, „und plauderten von alten Zeiten und den Menschen aus alter Zeit. Ich fragte nach diesem, dem und jenem? „Tot!“ Und der Vierte und Fünfte? „Tot, tot, alle tot!“ Es war wie Grabgeläute. Wir tranken Kulmbacher, rauchten Cigarren — und mir deucht, wir beiden alten Esel hatten nasse Augen.“

Eine Südlandsfahrt.

„Gewandert bin ich durch die weite Welt
Von Bajäs Bai zum Seinestrand und Belt.
Des Stadtgetümmels wie des Meeres Wogen
Hat meiner Jugend flotter Kiel durchzogen."
F. W. Weber.

Schicksal und Neigung wiesen den Dichter bisher nach Norden. Die Bildungswelt, welche dem reifenden Jünglinge sich erschloß, war wesentlich eine norddeutsche, und nach Greifswald, wo er mehrere für seine geistige Entwicklung bedeutungsvolle Jahre verlebte, wirkten skandinavische Einflüsse herüber. Es ist bezeichnend für den Dichter Weber, daß er längst schwedisches Volkstum kannte, als ihm Land und Leute am Rheine und an der Donau noch völlig fremd waren. Jetzt erst, an der Schwelle einer neuen Lebensepoche, noch ehe die Berufspflicht ihn an die heimatliche Scholle fesselte, war es ihm beschieden, seinen geistigen Horizont auch nach Süden hin zu erweitern und in Italien, dem gelobten Lande der Kunst, durch mächtige Anregungen seine Seele zu erfrischen und zu erheben.

Der junge Arzt weilte noch in Alhausen bei seinen Eltern, als er im August 1840 von Dr. Quistorp aus Greifswald brieflich aufgefordert wurde, ihn auf einer Reise nach Italien und Frankreich zu begleiten. Die Kosten dieser Fahrt, bemerkte der Briefschreiber, werde er allein bestreiten; er erwarte Weber in Wien. Kein willkommeneres Anerbieten konnte unserem Dichter gemacht werden; denn eine Reise nach der hesperischen Halbinsel war damals noch ein Bildungsmittel, das nur wenigen vom Glücke bevorzugten Menschen zu teile wurde. — Am 2. September begab

sich Weber nach Kassel, fuhr von dort am anderen Tage nach Halle und benutzte hier die neuerbaute Eisenbahn zu seiner Weiterreise nach Dresden. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er sich „vom Vulkan ins Schlepptau nehmen ließ“. Von Elbflorenz, dessen Kunstschätze er wegen Mangels an Zeit nicht besichtigen konnte, brachte ihn die Post über Peterswalde, Teplitz und Prag nach Wien, wo er am Abende des 8. Septembers eintraf. Hier harrte seiner eine herbe Enttäuschung. Voll freudiger Erwartung eilte er nach der Wohnung seines Freundes in der Josephsstadt und erfuhr dort zu seiner Bestürzung, daß dieser bereits vor etwa 3 Wochen abgereist sei und ihn bis zum 20. September in Mailand erwarte. „Ich fühlte die Stelle nicht mehr, wo ich stand,“ schreibt Weber; „es war kein Traum, es war Wirklichkeit, daß ich in Wien war, allein, ohne Mittel in der wüsten Stadt. Zwar hatte mir Quistorp in seinem Briefe gesagt, ich sollte ihm nach Mailand folgen. Mein Vermögen aber bestand in 10 fl. und morgen in noch weniger, und bis zum 20. September sollte ich in Mailand sein. Es blieb mir also keine Wahl, und ich beschloß hier zu bleiben.“ Weber benachrichtigte nun den Freund von seiner hilflosen Lage und mietete sich dann für den Preis von monatlich 4 Gulden ein ärmliches dunkles Zimmer in der Rokransstraße. Er hatte Muße genug, die vielen Sehenswürdigkeiten der schönen Donaustadt in Augenschein zu nehmen, und die Zeit, welche ihm deren Betrachtung übrig ließ, verbrachte er, eine Beute trüber Gedanken, in seiner elenden Behausung. Hier begann er seine bisherigen Reiseerlebnisse aufzuzeichnen. Diese tagebuchartigen Skizzen, welche auf grobem Konzeptpapier mit blasser Tinte geschrieben sind, und die er später in Italien und Frankreich fortsetzte, berichten anfänglich über alles und jedes, was ihn äußerlich und innerlich beschäftigte. In ihrem Verlaufe tritt jedoch das subjektive Moment mehr und mehr zurück, und die Schilderung erhebt sich nur noch selten über den Ton eines einfachen, flüchtig hingeworfenen Referates. Die Reiseblätter sollen daher nicht in ihrem vollen Umfange mitgeteilt werden. Es mag genügen, wenn wir den Weg des Wanderers verfolgen und hie und da mit ihm

stehen bleiben, wo die Umgebung oder besondere Vorkommnisse ihn zu allgemeinen Betrachtungen anregen. — Es waren traurige Wochen, die der Dichter in der österreichischen Hauptstadt verlebte, und sie hätten sich noch trostloser für ihn gestaltet, wenn nicht ein jüdischer Kaufmann in Wien, Namens Ferdinand Mathias, mit dem er zufällig auf seiner Reise bekannt geworden war, sich seiner angenommen hätte. Mit diesem Manne und dessen Freunde Jacobi verbrachte Weber manche Abende, spazierte mit ihnen im Prater, besuchte in ihrer Gesellschaft Theater und Konzerte und lernte das fröhliche Volksleben der alten Kaiserstadt kennen. Diese heiteren Stunden mit ihren Zerstreuungen und Kunstgenüssen ließen ihn sein Mißgeschick zwar auf Augenblicke vergessen, um so fühlbarer machte aber nachher die Wirklichkeit wieder ihr Recht geltend. Seine Lage wurde immer verzweifelter, sein Geld ging zur Neige, der Hunger stellte sich ein, und Hilfe war fern. Die Reflexionen seiner Reiseblätter gewähren uns einen ergreifenden Einblick in seine damalige geistige und körperliche Bedrängnis. Er schreibt u. a.: „Ach was die Menschen träumen! Eine schöne, wunderbare Kunde hat sich vererbt von Geschlecht zu Geschlecht, eine uralte Jugenderinnerung der alternden Menschheit, die süßwehmütige Sage vom Paradies. Wie lieblich sie ins Ohr tönt, wie sanft sie sich um das bange Herz legt und die heiße Sehnsucht erweckt, das verlorene wieder zu gewinnen. Hin gen Osten ziehen sie scharenweise dem ersehnten Ziele entgegen. Mit den Bildern ihrer Träume beleben sie die schweigende Nacht der Zukunft und schwärmen und hoffen, und wenden gläubig ihr Antlitz gegen Aufgang. — Ein schöner Wahn, aber doch nur ein Wahn! Da, wo du bist, da bleibe; da baue dein Feld und deinen Garten mit Fleiß und Treue und du wohnst mitten im Paradies. Ergreife den Augenblick und fessle ihn durch eine gute That, und die schönste Zukunft ist dein!

„Den 21. September. Wieder ein Tag meiner Leidensgeschichte! Aber die Zeit, wo es besser werden kann, rückt näher. — In Obersekunda las ich in „Nigels Schicksalen“ v. W. Scott: ‚Geduld ist das einzige Mittel' gegen die Unbilden des Lebens.‘ Der

Ausspruch frappierte mich so, daß ich ihn nie vergessen konnte. O geht, ihr Philosophen, die ihr dem Leiden trotzen wollt. Eure prahlerische Seelengröße ist nur ein eitler, stolzer Name für Geduld.

„Tegnér ist wahnsinnig! Darum also mußte er die schönsten Blüten der Dichtkunst vom Baume des Lebens pflücken und um seine Schläfe winden, daß der duftende Kranz seine Sinne umnebele und seinen hellen Geist umdunkele? Das Schicksal herrscht in der Finsternis. Ein Adler ließ einen Stein aus seinen Klauen herabfallen, um die Schale einer Schildkröte zu sprengen, und der Stein zerschmetterte das Haupt eines Dichters! (Äschylus.) —

„Der Mensch soll sich sammeln, nicht sich zerstreuen. Seine Gedanken gehen ohnehin immer auseinander und verlieren sich in eitle Träume und Spekulationen; darum suche er sie zusammen zu halten, und vereinige die Strahlen seines Geistes in einen Brennpunkt, und benutze sie zur guten That.

„Yorik führt die verschiedenen Klassen der Reisenden auf; doch würde es ihm schwer fallen, mich in einer von ihnen unterzubringen. Der angeführte Reisende hat die traurige Ehre, seine eigene und besondere Klasse zu bilden.

„Den 22. September. Wie mild und klar die Sonne scheint! Welch schönes Reisewetter! Narren kommen immer entweder zu früh oder zu spät, und ich bin zu spät gekommen. Stets klarer fühle ich, was ich versäumt habe. Rom sollte ich sehen und Paris, die alte und neue Welt. Rom, die stolze, andächtige Matrone, die in gedankenloser Trauer hinbrütet über den Trümmern von dritthalb Jahrtausenden und jeden Lichtstrahl haßt, der ihren dunkeln Witwenschleier durchdringen will; Paris, das feurig klopfende Herz der verjüngten Welt, der wiedergeborene Phönix, der aufsteigend aus Rauch und Asche sein klingendes Gefieder frei und freudig über die ganze Erde schwingt; das Mekka, wohin die Geschlechter der Gläubigen wallfahren, um das Dankfest des entfesselten Menschengeistes zu feiern.

„Den 23. September. Gestern Nachmittag bin ich wieder in Belvedere gewesen und habe ausschließlich die Gemälde aus der

alten deutschen Schule besehen. Es war alles recht schön. — O daß man so stumpf ist!

„Den 24. September. Gestern Abend wurde ich von Mathias in das Theater an der Wien geführt, wo ein neues Stück „Wer wird Amtmann?“ von Kaiser gegeben wurde. Es war ein fast Ifflandsches Rührspiel mit manchen guten Späßen untermischt; und hätte das Publikum nach dem ersten Akt sich entschließen können, 1000 Gulden zusammen zu schießen, so wäre der zweite weggefallen. Scholz und Nestroy sind zwei Komiker, die für Wien unbezahlbar sind. Das Theater an der Wien ist nur fürs Volk, ebenso das Leopold- und Josephstädtische. Berlin ist viel aristokratischer wie Wien und das Publikum ist hier genußsüchtiger und läßt sich's was kosten, während der Berliner Philister mit Frau und Kind nach Stralau oder Pankow hinauszieht, sich breit niederläßt, schmauchend „eene kleene Weeße“ verlangt und wohlgefällig schnarrt: „Na, Kinnerkens, nu wollen wir mal recht vergnügt sind. Na, sonen scheenen Dag haben wir och inn ganzen Monat noch nich gehabt“ u. s. w.

„Den 25. September. Von Jacobi bin ich gestern Abend ins Leopoldstädtische Theater geführt; ein albernes Lustspiel von Scribe ging voran und dann folgte eine wirklich wahnsinnige Pantomime: Harlequin als Lehrjunge Vulkans. Da geht der Menschenverstand kopfüber und schlägt die halsbrechendsten Purzelbäume. Man denke sich plötzlich ein Publikum aus Athen unter Perikles vor der Scene versammelt. Die guten Leute würden heulend davonlaufen und alle Götter um Rettung vor den schrecklichen Dämonen da droben beschwören. — Aber so ist einmal unsere Zeit. Die Sinne müssen gekitzelt werden, der Geist mag verhungern. In Berlin kam selbst die Königsstadt nie so tief herunter. Ich bin neugierig auf das Burgtheater, welches das vorzüglichste hierselbst ist.

„Den 27. September. Walther von der Vogelweide erzählt: Ze Ôsterrîche lernte ich singen unde sagen. — Mir ist Singen und Sagen in Österreich vergangen, und überhaupt ist mein Mund mit den anderen Organen in einen ziemlich unwillkommenen

Ruhestand versetzt, der mir zu den seltsamsten Schwärmereien den ganzen Tag, oft sogar des Nachts übrige Muße giebt.

„Die Sache fängt an verwickelt zu werden. Es ist heute der dritte Tag, daß ich den Mittagstisch aufgegeben habe. Wann kommt Hilfe?

„Mit den Schwalben gedachte ich südwärts zu ziehen; sie sind längst fort, und ich muß bleiben. — So geht es mit allen unsern Freuden. Wie Wandervögel eilen sie vor uns hin, und wir hören ihre lustigen Gesänge und ziehen ihnen nach, weiter und weiter bis an die unendliche See. Die Vögel fliegen fort und verschwinden am fernen blauen Himmel, und wir stehen einsam am öden Strande.

„Die Chinesen (Falklandsbewohner) denken sich das Universum als ein Viereck, in welches ein Kreis gelegt ist. Den Kreis füllt ihr Reich, und die vier Ecken, die der Kreis übrig läßt, gehören der andern armseligen Welt. Es soll schwer halten, den Egoismus besser zu veranschaulichen. Aber so machen's nicht die Chinesen allein!

„Den 28. September. Sollte das wahr werden, womit trübe Ahnungen mir drohen? Sollte ich hier noch ins Elend geraten? Wie leicht, wenn mein Brief nach Alhausen zu spät, vielleicht gar nicht angekommen wäre. Ich fange an matter zu werden an Leib und Seele. Gestern Abend ging ich mit Mathias und Jacobi in eine späte Abend-Konversation auf dem Laimgraben. Da kommen die Bürgersleute zusammen und trinken miteinander samt Weib und Kindern und speisen „z' Nacht", während durch Straußsche Walzer, komische Scenen aus dem Volksleben, besonders aber durch muntere Lieder im hiesigen Dialekt, die fast alle Wienerische Gemütlichkeit und das Glück, a Wiener zu sein, zum Gegenstande haben, das Ohr ergötzt wird. Dies ungenierte vergnügte Beisammensitzen ist etwas dem finstren, ernsten und abgeschlossenen Norddeutschen ganz Fremdes. — Wie gesagt, einen Freund und etwas Geld gebraucht man, um sich hier behaglich zu fühlen. Mir fehlt alles!"

In dieser Not sollte die Muse Webers Retterin werden. Vielleicht auf den Rat seiner jüdischen Bekannten Mathias und

Jacobi begab er sich in das Redaktionsbureau der „Allgemeinen Theaterzeitung", an deren Spitze damals Dr. Adolf Bäuerle stand. Diesem Genossen Saphirs, gegen den Grillparzer einige scharfe Epigramme richtete und den Eduard Bauernfeld i. J. 1837 in seinem Lustspiele: „Der litterarische Salon" portraitiert und gegeißelt hat, legte der hungernde Dichter einige seiner lyrischen Erzeugnisse vor und ersuchte Bäuerle, sie in sein Blatt aufzunehmen und zu honorieren. Der vielbeschäftigte Journalist zeigte sich dem Fremdlinge entgegenkommend, er bat sich nur Zeit zur Prüfung der Gedichte aus und versprach ihm eine baldige schriftliche Antwort. Doch noch ehe diese in Webers Besitz gelangt war, hatte sein Geschick bereits eine Wendung zum besseren genommen. Hören wir darüber die Reiseskizzen:

„Endlich ein Brief von Quistorp! Welche plötzliche Umgestaltung. Lahm und schmächtig kam ich eben aus der Rauhensteingasse vom Comptoir der „Allgemeinen Theaterzeitung" nicht eben mit den besten Aussichten zurück, und hatte, mein Mittagsmahl in der Tasche tragend, allerlei trübe Gedanken im Kopf: Da fand ich den Brief! — Wenn ich nur erst in Venedig bei ihm wäre!! — Alles nimmt heute eine bessere Wendung; denn soeben erhalte ich einen Brief von Bäuerle, worin er mir Honorar bietet und zugleich die zugesandten Gedichte aufzunehmen verspricht. Es sind folgende: 1. Ostseesage. 2. Der Harfner im Wald. 3. Kreuzfahrers Abendlied. 4. Gäogonie. 5. Lied der Schmiedegesellen. 6. Menschenherz ist ein spielend Kind. 7. Lebensbild. 8. Lied in Trauer zu singen. Eine Novelle will der Mann haben. Ja, eine Novelle gehört nicht zu meinem Genre.

„Den 30. September. Der 28. September 1840 war für mich ein Tag, der mit einem weißen Stein bezeichnet zu werden verdient. Was Kamill für Rom war, wurde Quistorps Brief für mich. Auch der Abend sollte noch freudenreich werden, denn Jacobi legte einstweilen 4 fl. 30 kr. W. W. für die Manessische Sammlung für mich aus, so daß einer meiner besten Wünsche erfüllt wurde."

In der „Allgemeinen Theaterzeitung", in der auch Anastasius

Grün zu Anfang der dreißiger Jahre seine Jugendpoesieen veröffentlichte, sind die ersten Weberschen Gedichte ernsteren Inhaltes erschienen. In diesem Blatte las man am Mittwoch den 30. September 1840 die „Ostseesage", am 3. Oktober „Kreuzfahrers Abendlied" u. s. w. Zwei der ihm von Weber übergebenen lyrischen Versuche „Das Lied der Schmiedegesellen" und „Gäogonie" hat Bäuerle nicht abgedruckt. Weber erzählte später, daß er dem Herausgeber der „Allgemeinen Theaterzeitung" auf dessen besonderen Wunsch noch einige kürzere, mit dem Namen Friedel unterzeichnete Novellen zusandte, die sich folgendermaßen betitelten: „Die Polin", „Sängerkrieg auf der Wartburg", „Fahrende Schüler", und „Skizzen aus dem deutschen Studentenleben". Diese Erzählungen hat jedoch die „Allgemeine Theaterzeitung" nicht gebracht. Wie und wo Bäuerle sie litterarisch verwendete, vermag ich nicht anzugeben. Das Honorar für Webers Erstlinge in Prosa soll er diesem im Dezember 1840 nach Paris geschickt haben, wo es ihm jedoch von der Postbehörde nicht ausbezahlt sei. Die Reiseskizzen schweigen hierüber, und meine Forschungen nach dem Schicksal dieser Weberschen Musenkinder führten, wie gesagt, bisher zu keinem Ergebnis. —

Am Sonntag den 4. Oktober um 6 Uhr morgens verließ Weber Wien und reiste desselben Weges, auf welchem neunzehn Jahre vorher Franz Grillparzer nach Italien gefahren war, über Schottwien, Gräz, Laibach nach Triest. „Die Gegend ist öde und langweilig," schreibt er, „bis nach Schottwien, was interessant ist. Das Städtchen nämlich liegt in einer engen Schlucht. Ein Paar Felsenberge halten es zwischen ihren steinernen Armen und sehen kalt und grimmig auf das erschrockene herunter wie zwei mordlustige Geieraugen in das Nest einer Turteltaube. Von da beginnt die Chaussee sich den Semmering hinauf zu winden. Es war Abend und wurde Nacht. Tiefe Stille in der Bergwildnis; hie und da in den Thälern freundliche Lichter. . . . Den 6. Oktober — Dienstag — abends näherten wir uns Laibach; der Himmel war rein, und gegen Nordwesten ragten die Julischen Alpen mit ihren riesigen, schneebedeckten Häuptern in die weiche mondhelle Luft.

Meine ganze Seele wurde still, denn die kleinen Schmerzen verstummen vor den Wundern einer erhabenen Natur. In Laibach mußten wir übernachten. Den 7. morgens um 6 Uhr ging es weiter nach Triest; die Gegend zuerst flach, nachher gebirgig. Die Grotte zu Adelsberg war verschlossen. Vor Triest passierten wir das Felsenmeer, wieder in herrlicher Mondbeleuchtung. 8 Uhr war es, als der Wagen hielt; ich sah zum Schlage hinaus, und mit den 10 000 Griechen rief ich: „Θάλαττα, θάλαττα!“ Da lag vor mir die hadriatische See tief unten und Triest weit und groß mit seinen tausend und tausend Lichtern und seinem Leuchtturme, über alle Beschreibung herrlich. . . . Wer von dort aus Triest sah, hat nicht vergeblich gelebt!“ — Die Wogen des adriatischen Meeres trugen den Dichter nach Venedig, und als er hier erfuhr, daß Quistorp bereits in Rom angelangt sei, setzte er die Meerfahrt nach Ancona fort, wo er am 9. Oktober landete. In diesem Hafenorte wurde das Gepäck der Reisenden von den päpstlichen Zollbeamten durchsucht. „Signore, avete voi dei libri? Signore, dove sono i vostri libri?« so ging das Fragen bei allen Passagieren, und Webers Manessische Liedersammlung wäre mit Beschlag belegt worden, wenn er nicht rechtzeitig erklärt hätte, das gefährdete Buch enthalte Preisgesänge auf die heilige Jungfrau. — Am 10. brachte ihn die päpstliche Diligenza über Loreto, Foligno, Spoleto, Terni nach Rom. Am Morgen des 13. Oktober c. 5 Uhr lag die ewige Tiberstadt vor ihm. „Die Piazza del popolo mit den Napoleonischen Anlagen und dem flaminischen Obelisk waren die ersten Gegenstände, die kaum bemerklich im dämmernden Morgenhimmel auftauchten.“ Noch an demselben Tage fand er endlich im Hotel d'Allemagne seinen Freund Quistorp und bei ihm zwei Deutsche, Dr. Rehfeld aus Prenzlau und den Fabrikanten Kock aus Hamburg. Beide machten fortan die Reise mit Weber und Quistorp gemeinschaftlich.

Nur drei Tage weilte unser Dichter in Rom. Von früh bis spät durchschweifte er die Siebenhügelstadt, und all die Wunderwerke der Kunst, die erhabenen Stätten einer großen Vergangenheit, zogen in buntem Wechsel wie glänzende Traumgesichte an seinem

Blicke vorüber, und seine Seele wurde geradezu überwältigt von der Flut der sie bestürmenden Eindrücke. „Dies und vieles andere habe ich gesehen,“ so schließt er seinen Bericht über die Herrlichkeiten Roms, „leider aber nur zu flüchtig und ebenso flüchtig — den Papst.“ Es war ihm also nicht vergönnt, den Zauber der ewigen Stadt still und langsam auf sich wirken zu lassen. „Und doch ist das eben das Schöne und Fesselnde Roms,“ sagt Levin Schücking mit Recht, „daß es, je länger man darin weilt, je mehr man es kennen lernt, immer mehr wächst, einen immer reicheren Inhalt gewinnt und immer fester an sich bindet, während andere Weltstädte in den ersten Stunden aufregen, verwirren können und dann mit jedem Tage nüchterner erscheinen.“ — Wie aber selbst bei flüchtiger Betrachtung die ernste Majestät der „Niobe der Nationen“ den westfälischen Dichter ergriff, kündet beredt die mehr als vierzig Jahre später entstandene, von einem klassischen Hauche durchwehte Elegie „Der Obelisk“, in welcher das Bild der Tiberstadt zugleich mit dem Hintergrunde ihrer großartigen Geschichte plastisch vor uns erscheint:

„Gingst du, nordischer Wandrer, den Weg vom lieblichen Arno
  Tuscische Fluren entlang, umbrische Hügel vorbei;
Wehten die Eichen dir Kühlung zu an der rauschenden Nera,
  Winkte Soracte dir Grüße vom alten Horaz;
Führte dich dann nach Rom in der Nacht die flaminische Straße,
  Nordischer Wandrer, nicht rechts wende das Auge, nicht links.
Eile vorüber an Neros Grab, an Thermen und Tempeln:
  Schauspielhaus und Palast schlafen in Moder und Schutt.
Sieh nach dem Marsfeld nicht und den kapitolinischen Quadern,
  Nicht nach dem Steinlabyrinth, das die Cäsaren getürmt.
Lange verstummte des Volks Mahnruf an den blutenden Fechter,
  Lange des Rhetors Wort und der Augure Gesumm.
Wo in der Toga schritt auf dem Forum stolzer Quiriten
  Völkerbeherrschende Schar, dehnt sich das träumende Rind.
Blicke nicht rechts; nicht links; fern dort die gewaltige Kuppel
  Sei dir im Straßengewirr einzig das leitende Ziel.
Spute dich über den gelblichen Strom; in der dämmernden Stille
  Hält dich des Krämers Geschrei, hält dich der Bettler nicht auf.
Säume nicht staunend am Engelskastell; die geeignete Stunde
  Flieht, wenn sinnend du erst deutscher Betrachtungen pflegst.

Hurtig und nur gradaus! Steh still und erhebe das Antlitz
Vor dir liegt, ein Gebirg', Peters gigantischer Dom,
Fels auf Felsen gebaut, ein Koloß, unermeßlich und endlos,
Den tiefsinnige Kunst schuf mit dem Glauben im Bund.
Hüben umfahn und drüben den Vorplatz schimmernde Hallen,
Marmorner Wald, den einst Meister Bernini gepflanzt;
Hüben und drüben ergießt sich des Springquells glimmendes Silber,
Heller erglänzt es, der Mond tritt aus dem Dämmergewölk.
Doch in der Mitte des Raums wie ein riesiger mahnender Finger
Ragt ein Granitobelisk still in die schweigende Nacht."

Am 16. Oktober setzte Weber die Reise nach Neapel fort. Hier, wo er am folgenden Tage eintraf, verlebte er selige Wochen. Der malerische Reiz Parthenopes, der langgedehnte Hafen mit dem Treiben der Marinari, das leuchtende Meer und darin die Insel Capri, die schöngeformten mit unzähligen Ortschaften übersäeten Gestade, der rauchende Vesuv, das alles bildet ein Panorama, das ihn immer von neuem entzückte. „Ich habe nie etwas Schöneres gesehen," ruft er aus, „welch ein Himmel, welch ein Land und — welche Menschen!" Alle Stätten der Umgebung Neapels durchwanderte er mit seinen Reisegefährten, besuchte das Grab Vergils, bestieg den Vesuv und belauschte den Berg bei seiner Hephaistosarbeit, er durchschweifte die Trümmerwelt Pompejis und gedachte in Sorrent des unglücklichen Tasso. Doch wie sehr ihn auch die Pracht des italischen Südens entzückte, über dessen Bewohner vermag er wenig Gutes zu berichten. Er nennt Neapel „einen Himmel auf Erden, aber von Teufeln bewohnt". „Gleich bei meinem Einrücken stahlen sie mir die Handschuhe von der Stube, gestern auf der Straße Quistorp das Buch aus der Tasche, und heute attrapieren wir einen jungen Kerl dabei, der in Kocks Rocktasche faßt."

Am 29. Oktober fuhr Weber mit dem Dampfer Lykurg nach Civitá Vecchia und von dort unter heftigem Sturme nach Marseille. Nicht ganz einen Monat hatte er auf der hesperischen Halbinsel zugebracht. Die Fontana Trevi, aus der er getrunken, bewährte an ihm nicht ihre Zauberkraft, denn er hat weder Rom noch Italien wiedergesehen.

Hier tritt uns, ehe wir den Weg des Reisenden weiter

verfolgen, die Frage nahe: wie wirkte das Land der klassischen Kunst auf die Entwicklung unseres Dichters? Italien läßt ja in jedem, der es einmal besucht hat, unvertilgbare Spuren zurück, und Weber müßte keine Künstlernatur gewesen sein, wenn nicht noch jahrelang die Erinnerung an die dort verlebte Zeit mit verklärendem Schimmer vor seiner Seele gestanden, wenn die Herrlichkeit der italienischen Kunst nicht seine Sinne gefangen genommen hätte. Er war reif genug, um zu verstehen und zu genießen, was die hesperische Halbinsel ihm darbot. Aber widrige Umstände zwangen ihn, wie wir sahen, hastig in sich aufzunehmen; er vermochte manche Eindrücke nicht mit gesammelter Seele zu verarbeiten. Ein Bad der Wiedergeburt ist ihm der Aufenthalt in Italien nicht geworden. Der sächsische Dichter erscheint mir immer, wenn ich einen Vergleich gebrauchen darf, als zufälliger Teilnehmer an einem Prunk- oder Festmahle, nicht als der traute Tischgenosse des edlen Gastfreundes, zu dem jahrelang seine Gedanken und Wünsche gegangen sind. Inmitten der heiteren Kunstgestalten Italiens schwieg seine Muse, und unter seinen poetischen Schöpfungen aus den nächsten Jahren suchen wir umsonst die Denk- und Merkzeichen dieses Landes, das tiefe Kolorit und den heiteren Hintergrund seiner Natur und Sitte. —

„Das Geheimnis der Form hat mich der Süden gelehrt“

konnte Geibel von sich sagen. Weber fand niemals Gefallen an den leichten, spielenden, südlichen Klangformen:

„Auch welscher Reime zartverschlungne Kette
Terzinen, Glossen, Stanzen, Triolette,
Wie konnte sie der herbe Sachse lieben!“

So sind die in den achtziger Jahren entstandene Elegie: „Der Obelisk“ und ein in den Werken Webers nicht enthaltenes Gedicht: „Der Schwan“, das in prächtigen Rhythmenwogen das Bild der neapolitanischen Küste widerspiegelt, die einzigen Denkmäler, die an die Wanderung des westfälischen Sängers durch Italien gemahnen. — Unter unendlichem Regen landete Weber in Marseille und reiste von dort über Sisteron und Grénoble nach Lyon. Der Anblick der Provence bereitete ihm eine herbe Enttäuschung. Er

hatte sich das Land, in dessen „Thälern der Minnesang entsprossen ist“, in dessen zerfallenen Burgen er noch einen Wiederhall von den Liedern der Troubadours zu hören hoffte, als ein grünes Eden vorgestellt und fand statt dessen sonnverbrannte, mit spärlicher Vegetation bekleidete Gegenden. „Was soll ich,“ schreibt er, „von der Provence sagen? Es ist das traurigste, unfruchtbarste Land, das ich gesehen habe. Enge steinige Thäler, öde und unbebaut, und nackte Felsenberge — meist aus aufgetürmter Nagelfluh, an dem hie und dort eine Buchsbaumstaude, ein Rosmarinstrauch im kalten Winde bebt. Ich weiß nicht, woher die schönen Vorstellungen, die sich jeder von dem lieblichen Südfrankreich macht, in Umlauf gekommen sind. — Der Wein ist billig — aber er hat auch kein neapolitanisches Feuer, keine römische Glut. Ich bin froh, aus dem Lande heraus zu sein.“

Beim Anblick Sisterons dachte er an Lenaus Romanzenkranz: „Klara Hebert“. „Sisteron, das Städtchen an dem Ufer der Durance“, heißt es in seinen Skizzen, „wie wahr Lenau seine Lage schildert zur Seite des kalten, bösen Felsen:

„Wie zu des Gebieters Füßen
Weinend eine Sklavin lieget.“

In Grénoble, wo Weber und seine Gefährten am 12. Oktober Rast hielten, bezogen sie dasselbe Zimmer, „in dem laut Inschrift Napoleon nach seiner Rückkehr von Elba zwei Tage gewohnt hatte“. Rasch ging dann die Reise weiter über Lyon, Macon, Châlons durch Dörfer, welche die Überschwemmung der Saone zerstört hatte, nach Autun, Auxerre, Sens und Melun. Am 18. November begrüßten sie Paris.

Der Aufenthalt in der französischen Hauptstadt war für Weber nicht ohne Bedeutung. Mit offenen Augen und unermüdlicher Wißbegierde sah er vieles, was ihm Belehrung gab: die mächtigen Werke mittelalterlicher Architektonik, von denen die finstere, schnörkelhafte Notre-Damekirche am tiefsten auf ihn einwirkte, die Pinakotheken, die Sammlungen, die königliche Bibliothek, die Theater, die Kammer der Abgeordneten und die prächtige Umgegend von Paris. In seinen Reiseskizzen findet sich manche interessante

Bemerkung über die Sehenswürdigkeiten der Seinestadt und die Stimmung, welche sie in dem jungen Westfalen erregte. „Großartig ist," so schreibt er, „die Vendômesäule auf der Place de Vendôme, oben drauf Napoleon. Wir haben sie bestiegen. Hat man sich in ihrem ungeheuren, über Erwarten weiten Bauche auf der ehernen Wendeltreppe mühsam hinaufgewunden und steht oben auf der Plattform der Säule und sieht über seinem Haupte den goldnen auffliegenden Freiheitsgenius, der seine Ketten zerrissen hat, und zu seinen Füßen die ungeheure Weltstadt, so gehen einem Dinge durch den Kopf, von denen man in Deutschland keine Ahnung hat. — Und doch, ihr Franzosen — seid ihr glücklicher, als wir, weil ihr freier seid? —

„Das Schloß zu Versailles ist ein ungeheures Gebäude, und die Menge von Gemälden und Skulpturarbeiten ist unglaublich. — Die Scenen aus dem Leben Napoleons nehmen kein Ende und ermüden zuletzt, wenn sie nicht von der Meisterhand eines Horace Vernet (Schlacht bei Wagram) oder eines David (Kaiserkrönung, Verteilung der Adler, Passage über den St. Bernhard) entworfen sind. Von der Revolution überall keine Spur. Schämen sich die Franzosen derselben? — Die Sammlung ist ungeheuer; man eilt, um alles zu sehen — und sieht nichts. So kamen wir nach einem vierstündigen Wettrennen heraus, froh — daß wir alles gesehen hatten. Hinter dem Schloß liegt der unermeßliche Garten mit langweiligen Statuen, Fontänen, Bassins, Bosquets, so altfranzösisch steif, wie der Reifrock der Pompadour." Unser Dichter war auch Zeuge, wie die Gebeine Napoleons nach dem Pantheon überführt wurden; doch scheint dieses Ereignis keinen tieferen Eindruck in ihm hinterlassen zu haben.

Wie seine den Reiseskizzen beigefügten „Analekten aus den Spitälern von Paris" beweisen, war Weber eifrig bemüht, den Kreis seiner medizinischen Kenntnisse und Erfahrungen in der französischen Hauptstadt noch zu erweitern. Er arbeitete in den größten Pariser Krankenhäusern, hörte die Vorträge der berühmten Pathologen Andral und Gendrin und wohnte den Operationen des bedeutenden Chirurgen Velpeau und des Orthopäden Guerin bei.

Dagegen blieben die litterarischen Salons der Seinestadt dem jungen Arzte verschlossen. Weber mit irgend einem französischen Dichter, noch mit den vielen in Paris lebenden deutschen Schriftstellern und Flüchtlingen, deren bekanntester Heinrich Heine war, kam er in Berührung. Der Name des letzteren wird nur einmal in Verbindung mit Freiligrath in den „Skizzen" erwähnt. Es heißt darin: „Heine will sterben: er hat sich schon eine Grabstätte auf dem Friedhofe Mont Martre gekauft — und Freiligrath will leben; denn er hat sich verlobt (wie die „Augsburger Allgemeine Zeitung" sagt). Deutschland kann nicht verderben; wenn die alten stumm werden, pfeifen die Jungen um so heller. — Wie froh und glücklich werde ich sein, wenn ich erst wieder deutschen Boden unter den Füßen habe. Es gefällt mir nicht zwischen diesen gecken-haften Menschen."

Am Mittwoch den 16. Dezember verließ Weber Paris und fuhr über Cambray, Valenciennes nach Brüssel, um von dort seine Reise nach Antwerpen fortzusetzen. Über Mecheln und Löwen, Aachen und Köln ging's dann der Heimat zu. Zwei Tage vor dem Christfeste war er wieder bei den Eltern in Alhausen. In Köln hatte ihn die erhabene Majestät des Domes zur Bewunderung hingerissen. „Großartig," so schließt er seine ‚Reiseskizzen' „wird stets in meiner Erinnerung die Ruine des Kölner Domes bleiben, rein gotisch gebaut und restauriert mit Sinn und Verstand, wie es nur Preußen können. Wenn das Werk vollendet ist, wie man hofft, wenigstens wünscht, so werden die Italiener zu uns wallfahrten, und Rom wird vergessen sein."



Der Arzt in Driburg.

Inserviendo consumor . . .

Ein Städtchen dann im trauten Heimatland!
Mit Not und Tod ein unablässig Kämpfen,
Um Schmerz zu lindern, Fieberglut zu dämpfen
Durch Gottes Huld mit Sinn und leiser Hand;
Schlaflose Nächte, ruhelose Tage;
Dank, Undank auch; viel Harm und keine Klage.

F. W. Weber.

Wir stehen jetzt an einem Wendepunkte in des Dichters Entwicklung. Die Lehr- und Wanderjahre liegen hinter ihm, und in dem Maße, als sein Leben an äußeren, interessanten Begebenheiten ärmer wird, gestaltet es sich innerlich reicher und mannigfaltiger. Seine Jugend war von Entbehrungen, Kümmernissen und Krankheiten übervoll. Er glich den Hochlandstannen, welche in den Granit des Gebirges ihre Wurzeln schlagen und erst das feste Gestein durchdringen müssen, ehe sie Kraft und Nahrung aus der Erde ziehen können, die dafür aber auch ihr Wipfelhaupt in einen reineren und höheren Äther emporrecken, als die im fetten Boden der Niederung wurzelnden Bäume. Inmitten aller Not und Bedrängnis hatte er sich jenen Idealismus bewahrt, der sein ganzes späteres Leben, sein ärztliches Wirken und sein poetisches Schaffen mit milder Wärme durchleuchtet. Webers dichterisches Werden und Wachsen trägt durchaus nicht den Charakter der Frühreife. Zwar bemächtigte er sich rasch der lyrischen Form, aber es gelang ihm bisher nur selten, sich selbst darin abzubilden, sein wahres Wesen bestand neben und über seinen Versen, und die wirklich schöpferischen Keime in ihm harrten noch der Erweckung

und Erfüllung. Wie Annette von Droste und Reuter tastete und suchte er jahrelang, ehe er seine Eigenart fand — ganz im Gegensatze zu Geibel und Freiligrath, die schon im Jünglingsalter Gedichte von einer Reife und Formvollendung schufen, welche sie später kaum übertroffen haben. Während aber dem Detmolder und dem Lübecker Sänger schon auf der Sonnenhöhe ihres Lebens der Quell der Dichtung spärlicher zu fließen beginnt, ist Weber bis ins höchste Greisenalter schaffensfreudig und schaffenskräftig geblieben. Für unseren westfälischen Epiker, dessen Natur Zeit brauchte, sich zu sammeln und sich selbst zu erkennen, war es zum Segen, daß er in ländlicher Stille, in der Schule harter Arbeit sein Inneres auszubauen und zu vertiefen vermochte, unberührt von dem Treiben des litterarischen Marktes nur dann gestaltend, wenn der Gott ihn rief, und daß er erst in voller gesättigter Reife aus seiner stillen Werkstatt in die litterarische Welt hinaustrat.

Die ersten Monate des Jahres 1841 verlebte Weber in Alhausen. Er übte hier ärztliche Praxis aus, ohne jedoch in dem kleinen Walddorfe genügende Beschäftigung zu finden. Da brach in dem benachbarten Driburg eine Typhusepidemie aus, die sich bald über die umliegenden Ortschaften Altenbeken, Herste, Schwaney und Reelsen verbreitete und einen so bösartigen Charakter annahm, daß ganze Familien von ihr hinweggerafft wurden. In dieser Zeit der Not machte die Mutter dem jungen Doktor den Vorschlag, sich als Arzt in Driburg niederzulassen. „Dort fehlt die Hilfe," so sagte sie, „und du mußt Arbeit haben." Weber folgte ihrem Rate, und, ausgerüstet mit einem großen eichenen Koffer aus dem Heiratsgute der Mutter, der seine Garderobe, seine Bücher und medizinischen Instrumente barg, zog er eines Tages über den Rosenberg nach der neuen Stätte seines ärztlichen Wirkungskreises, wo er in dem der Kirche gegenüberliegenden Hause des Seifensieders Defry Wohnung fand. Die durch ihre Heilquellen berühmte kleine Stadt am östlichen Abhange des Teutoburger Waldes, welche damals etwa 1500 Einwohner zählte, ist ihm gewissermaßen eine zweite Heimat geworden; mit diesem Orte verknüpfen ihn teure Erinnerungen: das Andenken an seine schönsten Mannesjahre, die

Gründung des eigenen Herdes, das Glück der jungen Ehe und die Geburt seiner Kinder.

Der junge Arzt fand bald reichliche Gelegenheit, seine Kunst zu erproben. „Wie eine Lawine stürzte“ — nach seinen eigenen Worten — „die Arbeit über ihn.“ Die Typhusepidemie hatte immer größere Ausdehnung angenommen, es fehlte an allen Maßregeln zur Linderung der Not und zur Bekämpfung der Seuche. Die sanitätspolizeiliche Gesetzgebung war damals noch recht mangelhaft, und freiwillige Krankenpflege, dieses gesegnete Gut der Neuzeit, gab es nicht. Da kam es unserem Doktor zu gute, daß er in Berlin, Wien und Paris alle sanitären Einrichtungen kennen gelernt hatte, die damals als die besten galten. Es gelang ihm zunächst, den Herd der Seuche zu beschränken, indem er an jedem Hause, in welchem sich ein Typhuskranker befand, ein Schild befestigen ließ und so vor der Ansteckungsgefahr warnte. Diese Maßregel erregte anfangs viel Ärgernis, zumal ein älterer in Driburg ansässiger Kollege Webers längere Zeit hindurch eifrig bemüht war, die Bevölkerung gegen den neuen Arzt einzunehmen. Aber die Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit und Umsicht Webers siegte bald über alle Intriguen, und seine seltene Berufstreue gewann ihm rasch die Herzen des Volkes. Schon vor Tagesanbruch wanderte der ärztliche Samariter von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, manchmal meilenweit über Land auf beschwerlichen, durch die rauhe Jahreszeit oft grundlos gewordenen Wegen zu seinen Kranken, „ein Helfer hier, ein Tröster dort, mit heilendem Trank, mit linderndem Wort“. Wenn er dann abends todmüde, aber doch in gehobener Stimmung nach seiner Wohnung zurückkehrte, fand er noch keine Ruhe; denn es waren ihm während seiner Abwesenheit neue Patienten gemeldet, und so mußte er oft, notdürftig erquickt, in die dunkle Nacht und den wirbelnden Schnee wieder hinaus, um den letzten Anforderungen an seine Hilfe zu genügen. Als die Typhusepidemie im Dezember 1841 erlosch, war der Ruf des neuen Arztes in der ganzen Driburger Gegend fest begründet, und von Jahr zu Jahr steigerte sich jetzt die Zahl der Leidenden, die, vielfach aus weiter Ferne herbeieilend, bei ihm Heilung suchten.

Das medizinische Lehrbuch des Susruta giebt dem indischen Arzte die Vorschrift: „Du mußt der Liebe und dem Hasse, dem Neide und dem Zorne, der Trägheit, der List und der Habsucht entsagen. Du sollst allen denen, die sich an dich wenden, die gleiche Hingebung widmen wie deinen Eltern." Die erhabene Auffassung von der Pflicht und Heiligkeit des ärztlichen Standes, welche sich in diesen Worten ausspricht, und die alle wahren Jünger der Heilkunde von Hippokrates bis auf unsere Tage bethätigt haben, sie beseelte auch Friedrich Wilhelm Weber. Die ärztliche Pflicht blieb ihm zeitlebens die erste und höchste, der alle seine Interessen und Liebhabereien sich unterordnen mußten wie ihrer rechtmäßigen Herrscherin. Drei Klassen von Ärzten pflegte er zu unterscheiden. „Diejenigen," sagte er, „welche die Medizin als ein Handwerk, als eine Art Gewerbe betreiben, sind gänzlich unbrauchbar. Andere üben ihren Beruf wie eine edle Kunst aus; sie sind besser, aber sie sind kalt . . . Der rechte Arzt betrachtet sein Amt als ein Priestertum, er thut Tempeldienst, wenn er sich um seine leidenden Brüder müht . . ." Eingedenk der großen Verantwortlichkeit seines Standes, war Weber rastlos bestrebt, dem Gange der medizinischen Wissenschaft zu folgen und die neuen Erfindungen und nützlichen Verbesserungen auf allen Gebieten seines Faches nach Möglichkeit sich zu eigen zu machen. Sein lebendiger Wissensdrang wurde unterstützt von einer hohen Begabung, mit der ihn die Natur für alle Aufgaben des Arztes ausgerüstet hatte. Was das holländische Sprichwort von dem Jünger Äskulaps verlangt, ein Falkenauge, ein Löwenherz und eine Jungfernhand, besaß er in vollem Maße. Er hatte jenen Seherblick, der von den äußeren Zeichen der Krankheit rasch und sicher zu deren Sitz und Quelle dringt, und dabei die Entschlossenheit, die das Übel bei der Wurzel anzufassen sich getraut. Gleich bewundert wie die Sicherheit seines Urteils wurde die Gewandtheit und Entschiedenheit seiner Operationen, seine fast graziös zu nennende Kunst, das Messer zu handhaben.

Zu diesen hervorragenden Eigenschaften gesellte sich eine umfassende Menschenkenntnis und eine seltene Begabung in der

schwierigen, aber gerade für den Arzt so unendlich wichtigen Kunst der Menschenbehandlung. Er wußte Zartheit mit Festigkeit, Herablassung mit Würde so in seinem Benehmen zu vereinigen, daß die Patienten mit Achtung, Vertrauen und Liebe zu ihm emporsahen. Nie fehlte ihm das freundliche Wort, der teilnehmende Zuspruch, der den Leidenden so wohlthut, und durch welchen der Arzt manchmal mehr, als durch seine Kunst und Mittel wirkt. Oft genügten wenige Worte, ein herzlicher, zuversichtsvoller Blick, ein freundlicher Händedruck, um irgend einen Kranken von der Notwendigkeit einer schweren Operation zu überzeugen, nachdem andere Ärzte alle Überredungskunst vergeblich versucht hatten. „Schon sein bloßes Erscheinen," erzählt Therese Treu, „erfüllte die Kranken und deren Angehörigen mit Mut und Hoffnung. Auf eine Stunde voll banger Sorge um eine teure Kranke, die ihn als Arzt ins Haus rief, muß auch Schreiberin dieses ihre erste persönliche Erinnerung an ‚Doktor Weber' zurückführen. Wohl liegt jene Zeit schon fern, doch steht sein Bild, wie einst das Auge des Kindes es wahrgenommen, noch lebhaft vor ihrem Geiste: eine hohe, imponierende Gestalt mit dunklem Haar und Bart und auffallend scharfblickenden dunklen Augen; noch glaubt sie seine volltönende Stimme zu hören, sein entschiedenes und würdevolles Benehmen zu gewahren. Auch ein gewisses Charakterbild des großen Mannes prägte sich schon früh der Seele des Kindes ein. Dies ist leicht erklärlich, hörte es doch den Namen ‚Doktor Weber' nie anders als mit der größten Hochachtung nennen, sein Wort galt im elterlichen Hause und seine Aussprüche wurden dort Sprichwörtern gleich citiert und beherzigt. Die Gabe zu belehren war ihm schon damals eigen. Dieselbe scheint überhaupt eine besondere Anlage dieser bevorzugten Natur zu sein. Jene Didaktik, welche kompetente Kunstrichter in den Dichtungen Webers so sehr bewundern, setzt niemand in Staunen, welcher den Dichter persönlich kennt; übt dieser doch im Verkehr mit seinen Patienten und Bekannten seine Lehrkunst täglich aus. Niemand verläßt ihn, ohne einen Spruch seiner Lebensweisheit oder ein Wort der Ermutigung oder des Trostes mit auf den Weg zu nehmen...

In bewunderungswürdiger Weise weiß er sich jedem, auch dem einfachsten Manne, verständlich zu machen und bedient sich dabei gern der Bilder und Vergleiche aus dem Anschauungskreise des Betreffenden. Er versteht und wird verstanden, weil er den Herzschlag des Volkes kennt."

Was Weber vor allem zum Landarzte geeignet machte, war sein tiefes Mitgefühl mit allen denjenigen, die auf der Schattenseite des Lebens stehen. Für ihn gab es keine reichen und armen Patienten, er kannte nur den Leidenden, dem er helfen wollte. Wenn der Vornehme und der Geringe zugleich seine Hilfe begehrten, so ging er zuerst zu dem Geringen. Denn der Arme, so meinte er, pflege in der Regel nur im Notfalle den Beistand des Arztes anzurufen. Die Wohlthätigkeit Webers beschränkte sich aber nicht bloß auf die Erteilung des ärztlichen Rates. Unzählige Male lieh er gerade dürftigen Patienten noch über das Krankenbett hinaus seine Unterstützung und verschaffte ihnen die Mittel zu ihrer weiteren Genesung und Stärkung. Es war ihm ein Herzensbedürfnis, Thränen zu trocknen. Er war ein Menschenfreund im edelsten Sinne des Wortes.

Noch in anderer Weise betrachtete Weber seinen Beruf als ein Priestertum. Es war seine Überzeugung, daß die Ausübung der ärztlichen Kunst ihre echten Jünger religiös mache. Denn wenn der Tod der erhabene Lehrer des Lebens sei, so habe keiner so viel Gelegenheit, ihm zuzuhören und von ihm zu lernen, wie der Arzt, und keinem werde wie diesem die Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens und Könnens so erschütternd vor die Seele geführt. Darum wollte Weber seine Wissenschaft nicht losgelöst haben von dem ewigen Urgrunde der Dinge und sah sich selbst nur als ein schwaches Werkzeug an in den Händen eines Höheren. Mit einem Segensspruche begann er jedes neue Krankenjournal und beschloß es mit dem Worte: »Soli deo laus et gloria!« Nie unternahm er eine wichtige Operation ohne einen Aufblick zu Gott, und wenn er am Krankenbette alle Mittel seiner ärztlichen Kunst vergeblich erschöpft hatte, wenn jede menschliche Hilfe versagte, so wußte er mit einer solchen Herzenswärme und einer so

schlichten eindringlichen Beredsamkeit das niedergedrückte Gemüt des Leidenden auf das Walten einer göttlichen Vorsehung hinzuweisen, daß der Kranke sich innerlich gehoben fühlte. „Niemand konnte Weber in solchen Augenblicken sprechen hören, ohne auf das tiefste davon ergriffen zu werden," erzählte mir ein langjähriger Kollege des Dichters, der gemeinsam mit ihm an manchem Sterbelager gestanden hat.

Aus dem Berufsleben Webers erzählen sich die Bewohner Driburgs noch heute manchen rührenden und heiteren Zug. Der vielbeschäftigte Arzt wurde einst, wie Ludwig Wattendorff berichtet, in dunkler Nacht zu einem Schwerkranken nach Neuenheerse gerufen. Da Weber damals noch kein Reitpferd besaß, so mußte er zu Fuße dem Boten folgen. Dieser wollte den Weg über den Klusenberg einschlagen, den er auch auf seinem Gange nach Driburg genommen hatte. Weber wußte jedoch einen näheren Pfad. „Aber Sie werden in dem feuchten Waldgrase nasse Füße bekommen, Herr Doktor," meinte der Bote. „Es gilt ein Menschenleben zu retten," antwortete Weber, „da werden mich die nassen Füße wenig kümmern."

Ein anderes Mal führte die Berufspflicht unseren Arzt zur Abendzeit in eine abgelegene, verfallene Hütte. Das matterleuchtete Innere der niederen Behausung mit ihrem ungedielten Lehmboden, ihren nackten, rauchgeschwärzten, von Wind und Wetter durchlöcherten Wänden bot einen unheimlich trostlosen Anblick dar, und in einer Ecke des armseligen Raumes ruhte auf einer Strohschütte, in Lumpen gehüllt, die abgezehrte Gestalt einer bleichen Frau, die ihrer schweren Stunde entgegensah. Es war ein Bild unbeschreiblichen Elendes; nicht einmal etwas Linnenzeug fand sich, um das neugeborene Kind damit zu bekleiden. Da ging der menschenfreundliche Arzt hinaus unter den gestirnten Himmel, „in den Vorsaal eines Reichen," wie er einem Vertrauten gegenüber äußerte, riß ein Stück von seinem eigenen Hemde ab, umhüllte damit den weinenden Säugling und legte ihn in die Arme seiner Mutter. —

Der berühmte Hallenser Professor der Medizin, Friedrich Hoffmann, sagt in seinem 1738 erschienenen Buche: „Politischer Medicus": „Der Arzt soll nicht nur der wahrhaft Leidenden

Tröster, sondern auch böswilliger Menschen und Simulanten strenger Richter sein." So konnte auch Weber, den inniges Mitgefühl für das vielgestaltige menschliche Leiden beseelte, der im Verkehre mit den Kranken die liebevollste Teilnahme und Geduld zeigte, herbe und strenge sein, wenn ihn mildes Nachgeben für seinen Patienten verderblich dünkte, wenn Widerspenstigkeit oder Eigensinn seinen guten Absichten entgegenwirkten, oder wenn er gar auf Heuchelei und Verstellungskunst stieß. Als er einst — es war an einem Sonntagnachmittage — zu einer in Driburg wohnenden Näherin gerufen wurde, fand er in ihrem Schlafzimmer mehrere Frauen, die mit allen Zeichen abergläubischer Teilnahme das Bett der angeblich Kranken umstanden und diese selbst mit Heiligenbildern belegt hatten. Mit finsterem Ernste näherte sich Weber dem Lager der seltsamen Patientin, welche scheinbar in Krämpfen lag und Visionen hatte. Alle Rücksicht beiseite setzend, stemmte er einen Fuß gegen den Bettrand, stützte den Arm darauf und musterte in dieser Stellung die vor ihm Liegende einige Minuten lang mit seinen durchdringenden Augen. Dann, als er all ihr Gebaren als eitel Trug und Verstellung erkannte, rief er in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete: „Wird's bald?! — Weg mit den Bildern! Weg mit den Krämpfen!" Durch dieses Donnerwort erschreckt, erhob sich die hysterische Näherin und war fortan von ihren Krämpfen und Visionen befreit.

Noch ein anderer Fall aus Webers Praxis, der das mutige, unerschrockene Wesen unseres Arztes kennzeichnet, sei hier mitgeteilt. Im Jahre 1848 verbreitete sich in der Driburger Gegend das Gerücht, ein junges Mädchen in dem Dorfe Lütgeneder habe die Stigmata und nehme keine Nahrung mehr zu sich. Die Heuchlerin hatte es verstanden, die Ortsgeistlichkeit über ihren Zustand zu täuschen, und in Scharen zog bereits das Volk nach der Wohnung der angeblich Begnadeten. Der Fall kam zur Kenntnis der Behörden, und der Kreisphysikus Dr. Pieper in Paderborn und Dr. Weber wurden mit der Untersuchung der Sache beauftragt. Sie erkannten sofort den Betrug, und als Weber darüber offen seine Meinung aussprach, war das Volk, welches das Haus der

vermeintlich Stigmatisierten umlagerte, so empört, daß Dr. Pieper für sich und seinen Begleiter das Schlimmste befürchtete und ihn zu schweigen bat. Aber er ließ sich nicht durch Drohungen einschüchtern, sondern machte sofort amtliche Anzeige und sorgte dafür, daß das Mädchen barmherzigen Schwestern zur Bewachung und Pflege übergeben und den Wunden desselben ein versiegelter Verband angelegt wurde. Nach wenigen Tagen kam nun die Wahrheit ans Licht: die Wunden vernarbten, und flehentlich bat die entlarvte Heuchlerin um Brot.

Webers Wirkungskreis vergrößerte sich, wie ich schon vorhin bemerkte, von Jahr zu Jahre. Durch die schlechten Landwege wurde aber dem unermüdlichen Arzte die Ausübung seiner Praxis sehr erschwert, ja mitunter gefährlich, und die Unmöglichkeit, seine zahlreichen Krankenbesuche zu Fuße zu machen, nötigte ihn, sich ein Reitpferd anzuschaffen. Er kaufte sich einen Braunen, der ihm mehrere Jahre lang gute Dienste leistete, und mit dem er manches kleine Abenteuer erlebte. Als Weber eines Abends, von einer Schwerkranken kommend, über den Waldkamm hinter der Iburg heimwärts ritt, vernahm er plötzlich die Glocken seines nahen Heimatdorfes. In der Besorgnis, daß dort Feuer ausgebrochen sei, lenkte er sein Rößlein auf eine Waldlichtung zu, von wo er das Dorf Alhausen überschauen konnte. Er sah es in tiefem Frieden vor sich liegen, und als er nun, dem Glockenklange lauschend, gedankenvoll in die schneebedeckte, von einem klaren Sternenhimmel überfunkelte Winterlandschaft hinausschaute, fiel ihm plötzlich ein — was er bisher im Drange der Arbeit ganz vergessen hatte — daß es der Abend vor dem hl. Weihnachtsfeste war. Da zog der Reiter seinen Hut und begann das alte Kirchenlied zu singen: „Gelobt seist du, Herr Jesu Christ." „Nun war," so erzählte Weber, „mein Brauner vorn etwas stumpf, auch mochte ich ihm wohl die Zügel etwas locker gelassen haben beim Bergabreiten — kurz, ehe ich mich's versah, stolperte das Pferd, und wir lagen alle drei im Schnee: ich, mein Gaul und sogar mein Hut. Schaden hatten wir nicht gelitten. Das ist der böse Feind, der sich über dein Singen geärgert hat, dachte ich; das soll ihm aber wenig

nützen. Ich stieg nicht wieder auf, sondern nahm mein Pferd am Zügel, ging nebenher und fing nun das Lied von neuem zu singen an, nur um so lauter und andächtiger. Das war meine Christmette!" —

Den Braunen, mit dem Weber an jenem Christabende zu Falle kam, hat er später verkauft und sich dafür einen Schimmel angeschafft, ein kräftig-gebautes sicheres Tier, das in der ganzen Driburger Gegend Weg und Steg kannte und seinem Herrn manchmal das Leben gerettet hat. Als Weber einst bei stockfinsterer Nacht über die Bürgerheide nach Hause ritt, merkte er plötzlich, daß sein Pferd seitwärts abbog. Vergeblich bemühte er sich, es auf den rechten Weg zurückzuführen; das sonst auf jeden Schenkeldruck gehorchende Tier sträubte sich vorwärts zu gehen. Weber stieg ab, wickelte dem Pferde den Mantel um den Kopf, um es zu blenden, führte es dann am Zügel im Kreise umher, umsonst, der Schimmel wollte die frühere Richtung nicht wieder einschlagen. Nun schwang sich Weber von neuem in den Sattel und gab dem Pferde mit Gewalt die Sporen, worauf dieses einen mächtigen Seitensprung machte, dann einen Augenblick zitternd und schnaubend stillstand und schließlich, als ob nichts geschehen wäre, ruhig weiter ging. Am anderen Morgen mußte der Arzt desselben Weges reiten und fand auf der Stelle, wo der Schimmel in der Nacht gescheut hatte, einen breiten, tiefen Erdspalt, an dessen Rande die Hufspuren des Rosses noch bemerklich waren. Das kluge Tier hatte die Gefahr gewittert und war ihr ausgewichen.

In der Einteilung seiner Zeit beobachtete Weber die strengste Ordnung. Er blieb sich darin während des ganzen Jahres gleich, nur daß er an den dunklen Wintertagen seine ärztliche Thätigkeit später begann. Im Sommer stand er morgens schon um drei Uhr auf, stieg zu Pferde und besuchte seine Kranken auf den umliegenden Dörfern. Es war ein prächtiger Anblick, den stattlichen Mann auf seinem Schimmel einhertraben zu sehen, unterwegs zuweilen stille haltend, um einem Ackersmann oder einer fleißigen Frau einen Gruß zuzurufen und sie durch irgend einen Spruch in westfälischer Mundart zu erfreuen und zu ermuntern. Die

heißen Tagesstunden verbrachte er dann zu Hause, mit dem Empfange und der Behandlung der Patienten beschäftigt. Sein Mittagsmahl nahm er beim Postverwalter Georg Zengerling ein, dessen Frau, wie bereits erwähnt, mit Weber verwandt war. Der Spätnachmittag gehörte wieder der pflichtmäßigen Thätigkeit des Arztes. In den einförmigen Gang dieses Tagewerkes brachten Sonn- und Feiertage wenig Abwechslung. Dann wohnte er dem Frühgottesdienste bei; im Turme der Driburger Kirche hatte er seinen Standort, wo jeder, der rascher Hilfe bedurfte, ihn zu finden wußte. — Seine Studien und dichterischen Liebhabereien betrieb Weber abends und nachts. Wie oft, wenn der Schimmer seiner Lampe vor dem Lichte des jungen Tages erblich, wenn der frohe Schlag der Lerche sein stilles Denken störte, empfand er jenen Zauber des anbrechenden Morgens, welchen er später mit Vorliebe besungen hat. Sein früh erschlossener Natursinn trieb überhaupt während dieser stillen, arbeitsvollen Jahre neue Blüten, und die liebliche Landschaft mit ihren waldgekrönten Berghöhen bot ihm auf seinen einsamen Ritten und Wanderungen immer neue Bilder zu sinnender Betrachtung. Weber war nicht der erste Dichter, der den Reiz dieses Bergpanoramas empfunden hat. In den schönen schattigen Alleen und freundlichen Parkanlagen am Driburger Brunnen lustwandelten schon im 17. Jahrhundert lateinisch dichtende Poeten wie Johann Rotger Torf, Commirius und die Franzosen Jean Baptist Santeuil und Leonard Frizon. Wie Horaz den Quell Bandusiens, so feierten sie den heilbringenden Born am Fuße der Iburg und die Schönheit der Berglandschaft in lateinischen Oden. Auch der als Dichter bekannte Paderborner Fürstbischof Ferdinand Freiherr von Fürstenberg erholte sich hier von den Sorgen seiner Regierungsgeschäfte und besang den verjüngenden Lebensquell und seine malerische Umgebung. Noch vor Annette von Droste-Hülshoff durchschweifte im Jahre 1797 der westfälische Poet Gottfried Büren die Driburger Berge und pries das holde Thal, „die laubumkränzten Felsenhänge“ und die graue Ruine des Schloßberges:



Driburg.

„Hier fühl' ich Gottes sanften Seelenfrieden
Im Säuseln stiller Lüfte um mich her,
Ich wähn', als wär' mir Sterblichen hienieden
Die Seligkeit, die himmlische, beschieden,
Und Leid und Gram dem Staubessohn nicht mehr,"

heißt es in einer seiner Oden. So hat Driburg neben seiner reichen historischen Vergangenheit, die bis in die Römerzeit zurückreicht, seine litterarischen Erinnerungen, und wie die Muse der Dichtung, fand auch die der Malerei hier ein freundliches Asyl. Das gräflich Sierstorpffsche Schloß bewahrte nämlich eine wertvolle Gemäldesammlung, und Kunstkenner, welche die vier Gemächer im oberen Stocke dieses Edelsitzes durchschritten haben, waren einst, wie Levin Schücking erzählt, im hohen Grade überrascht von der ungeahnten Welt der Schönheit, die, von Künstlerhänden offenbart, sie hier in einem stillen westfälischen Bergthale umgab. Im übrigen bot die kleine Landstadt ihren Bewohnern wenig geistige und gesellige Anregung, und nur in den Frühlings- und Sommermonaten, wenn der Strom der Badegäste und Wanderlustigen sich in diese Gegend ergoß, entwickelte sich in dem idyllischen Thalwinkel ein regeres Leben, das allerdings im Vergleiche mit dem geräuschvollen Treiben in anderen Badeorten den Charakter ländlicher Einfachheit trug. In den Kreisen der Kurgäste fand Weber manchen interessanten Patienten, wenngleich er niemals, wie fälschlich in allen seinen Lebensskizzen zu lesen ist, als Badearzt in Driburg angestellt war. Der damalige Brunnenarzt war vielmehr Dr. Theobald Brück.

Verschlangen auch die ernsten Anforderungen des Berufes seine beste Zeit, so wurde Weber doch nicht ganz der Dichtung abtrünnig. Diese blieb vielmehr die unterirdische Quelle, welche selbst die ödesten Strecken seines alltäglichen Wirkens befruchtete. Seine Verse schuf er meist zu Pferde, mitten in Feld und Wald, wie die Gunst des Augenblickes sie schenkte. Gerade seine einsamen Wanderungen und Ritte durch Berg und Flur haben manchen schönen poetischen Gedanken in ihm geweckt, wie ja auch Robert Burns während seiner Streifereien im Walde sich zu seinen Liedern begeisterte.

„Nur Funken, die beim heißen Drang
Der Arbeit mir vom Amboß sprühten,"

nennt Weber diese Weisen, welche ihm der Naturgeist der Heimat in die Seele hauchte. „Oft," so singt der Dichter,

„Oft wenn ich nachts durch Busch und Berge ritt,
Gethaner Arbeit froh, auf stiller Straße,
Erquoll mir Reim auf Reim, und fest im Maße
Des Verses klang des Schimmels muntrer Schritt.
Verrauscht, vergessen! Was die Nacht geboren,
Hat in des Tages Wirrsal sich verloren."

„Ich hatte in jenen jungen Jahren einen heißen Kopf," sagte Weber einmal zu mir. „Manches Lied zog hindurch. Wo sind sie jetzt? Verflogen wie wilde Tauben." Die meisten dieser Lieder und Sprüche sind uns also nicht aufbewahrt. Wie Grabbe, so pflegte auch Weber seine Verse auf alle möglichen Papierstreifen, Zeitungsfetzen, Briefumschläge oder auf die Rückseite von Krankenbriefen zu schreiben, ohne sich weiter um das Schicksal seiner Musenkinder zu kümmern. Das schöne Gedicht: „Sei still, mein Herz" fand sich auf einer Tabaksdüte. Was uns von seinen kleineren lyrischen Erzeugnissen erhalten ist, verdanken wir im wesentlichen der Sorgfalt seiner Frau und seiner Tochter, die später jeden von seiner Hand beschriebenen Zettel pietätvoll aufhoben und manches Lied, das bereits im Papierkorbe lag, vor der Vernichtung gerettet haben. Während der vielen Jahre aber, da Weber einsam in seinem Junggesellenheim hauste, kümmerte sich wohl kaum jemand um die poetischen Neigungen des Arztes, und nur einer seiner damaligen Vertrauten, Karl Bobbert, der Sohn eines Gutsbesitzers aus der Nähe von Driburg, hat einige der Weberschen Lieder aufgezeichnet. Die Sorglosigkeit des Dichters um seine poetischen Erzeugnisse kennzeichnet ihn als ein echtes Talent, das, voll Lust am Schaffen, vor seinen fertigen Schöpfungen keinen übertriebenen Respekt hat, sich nicht mit Unsterblichkeitsgedanken plagt und, in der Kraftfülle schwelgend, mit den Produkten seiner Kraft so leicht wie möglich umspringt. Diese Naivität des Genius nähert sich der Gleichgültigkeit der Natur, welche, wohin immer sie einen Keim verstreut, blühendes Leben hervorruft, ganz unbekümmert darum, ob es gedeiht oder unter ungünstigen Bedingungen dahinwelkt.

Nur einige der älteren während seiner Studienzeit entstandenen Gedichte hat Weber damals veröffentlicht. Im Dezember 1841, in demselben Jahre, wo sein Freund Gustav Freytag mit dem Erstlingsdrama: „Kunz von Rosen oder die Brautfahrt" sich die Pforten des deutschen Theaters erschloß, sandte der junge Arzt vier Gedichte: „Lied der Schmiedegesellen", „Menschenherz, ein spielend Kind", „Lebensbild" und „Mein Hort" an das „Sonntagsblatt, eine vaterländische Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung", die der Regierungs- und Medizinalrat Nicolaus Meyer in Minden herausgab. Man kann nicht sagen, daß die Wahl dieses Organs eine glückliche war; denn das Mindener Sonntagsblatt, das in einer sehr bescheidenen Ausstattung erschien, hatte nur provinzielle Bedeutung. Die Gesellschaft der Mitarbeiter, zu denen anfangs der dreißiger Jahre auch Ferdinand Freiligrath gehörte, der in dieser Zeitschrift mit einigen seiner berühmten Wüstenbilder, z. B. „Der Mohrenfürst" hervortrat, war sehr gemischt, und der Redacteur auf Beiträge gar verschiedenen Wertes angewiesen, um nur notdürftig seine Spalten zu füllen. Da er den Gedichten Webers bereitwilligst Aufnahme gewährte, so schickte ihm dieser am 18. April fünf weitere poetische Erzeugnisse: „Ostseesage", „Gäogonie", „Wiegenlied", „Kreuzfahrers Abendlied" und „Die Not der Zeit" denen er zu Beginn des Novembers noch vier andere Kinder seiner Muse: „Zwei Trompeter", „Lebensbild", „Am Scheidewege" und „Glück und Glas" folgen ließ. Alle diese Gedichte, von denen einige, wie wir wissen, schon im Jahre 1840 in der „Wiener Theaterzeitung" erschienen waren, sind im Jahrgange 1842 und 43 des Sonntagsblattes veröffentlicht. Das „Lebensbild" wurde sogar durch ein Versehen des Herausgebers zweimal abgedruckt, es findet sich nämlich in der Nummer vom 3. April 1842 S. 105 und in dem Blatte vom 27. November desselben Jahres S. 376. Der bedeutendste dieser Beiträge ist zweifellos: „Zwei Trompeter". Weber hat dieses prächtige epische Situationsbild fünfundvierzig Jahre später, im Dezember 1887 umgearbeitet und namentlich die drei ersten Strophen farbiger und plastischer gestaltet. Auch das Gedicht: „Am Scheidewege" verbesserte und feilte er im Juni

1854; es erhielt in der neuen Fassung die Überschrift: „Dunkler Tag“.

Für die nächsten Lebensjahre Webers fließen die biographischen Quellen recht spärlich. Im Drange der Arbeit fand er kaum Zeit zu korrespondieren, und die wenigen Briefe, die er an seine Freunde richtete, sind uns nicht aufbewahrt. Die in seinen Notizbüchern enthaltenen sonstigen Aufzeichnungen sind zumeist medizinischer und geschäftlicher Natur und haben geringes allgemeines Interesse. Nur einzelne von diesen Bemerkungen seien hier mitgeteilt, weil sie die Charakteristik seines Geistes- und Gefühlslebens in dieser Epoche in etwa ergänzen helfen: „‚Post hoc, ergo propter hoc!‘ Das ist die Spindel, um die sich die eitlen Schlüsse und Erfahrungen der meisten Praktiker drehen.

„Ich habe Sterbende gesehen, die die Erde aufgebend, ihren Anker ins Ewige werfend, in der Siegesfreudigkeit ihrer Seele lächelten, die in der festen Zuversicht, aus der Finsternis ins Licht, aus der Sklaverei in die Freiheit zu gelangen, leise hinüberschlummerten. Solches Lächeln ist das Frührot des aufdämmernden Jenseits. — Ich habe Sterbende gesehen, bei denen jede Faser sich ans Leben klammerte, die blind für ihren Zustand lachten, um sich und die Umstehenden zu täuschen, um zu beweisen, daß sie noch lachen könnten. Solches Lachen ist das letzte zuckende Strahlen der Sonne, ehe sie von schwarzen Gewitterwolken verschlungen wird. — Dort lacht die Seele — hier lacht das Fleisch!

„Der Grundsatz: ‚Sei gegen deinen Freund, als könntest du [sein] Feind, und gegen deinen Feind, als könntest du [sein] Freund werden,‘ ist, wenn auch praktisch nützlich, dennoch unwürdig und unmoralisch. Ein rechtschaffener Deutscher liebt und haßt gleich gründlich, gleich ehrlich.

„Jeder hat den Wert, den er sich selber giebt. Wer sich zum Dreier einsetzt, gilt stets nur einen Dreier, dagegen der Dukaten seinen Goldwert behauptet. Indes glückt es nicht jedem, sich einen hohen Preis beizulegen, wenigen, ihn geltend zu machen, und fast keinem, ihn zu behaupten. In Bezug auf vorstehende Anmerkung giebt es auch Falschmünzer.

„Welche Ungleichheit die Gesetzgeber scheinbar auch unter civilisierten Menschen begründet haben: die Vorsehung beweiset ihre Gerechtigkeit in einer geheimen Gleichheit, die durch nichts aufgehoben ist, in der Gleichheit der Seelenleiden, die meist in demselben Verhältnisse größer werden, in welchem die körperlichen Entbehrungen sich verringern. — Die Natur ist gerechter als das menschliche Gesetz.“ —

Im Frühjahre 1844 traf den Dichter ein harter Schlag: er verlor seine Mutter. Als die schlichte, starkmutige Frau am Abende des ersten Mai ihr Ende nahe fühlte, bat sie den Sohn, um ihm den Anblick ihres Sterbens zu ersparen, er möge nicht ihretwegen seinen übrigen Kranken die ärztliche Fürsorge entziehen, und bewog ihn, sie zu verlassen und seinen Berufspflichten nachzugehen. Als Weber in der Morgenfrühe des anderen Tages das elterliche Haus wieder betrat, war die Mutter bereits verschieden, und erschüttert stand er an der Leiche der Teuren, deren Herz für ihn ein überströmender Born der Liebe gewesen war. Er hat ihren Verlust lange und schmerzlich empfunden. Von der tiefen Wehmut und seelenvollen Trauer, welche er dem Andenken der edlen Verblichenen noch nach Jahren widmete, giebt uns das am 17. März 1876 entstandene ergreifende Gedicht: „Beim Tode meines Bruders“ rührende Kunde. Da bittet er den Dahingeschiedenen, „der Mutter Gruß auf Gruß zu bringen und ihr zu sagen, daß sein Lieben ihr treu geblieben“. — Auf dem lindenumschatteten Friedhofe an der Kirche zu Pömbsen hat die Mutter Webers ihre letzte Ruhestätte gefunden. Ihr einfacher Grabstein trägt die Inschrift: „Gerecht, mild, offen, ohne Falsch, voll Rat und Weisheit, unermüdlich, stark und ohne Furcht, im Leiden voll Mut und Geduld, die sorgsamste, liebevollste Mutter — so war sie. Sie ist gestorben, aber sie lebt.“

Einen Zug sinnender Schwermut zeigte schon das Antlitz der jugendlichen Muse Webers. Den Jubelruf der glücklichen, freudig sich aufschwingenden Seele vernehmen wir selten oder nie in der Lyrik seiner poetischen Frühzeit, vielmehr geht durch die meisten seiner Jugendpoesieen, bald gedämpft, bald lauter, ein elegischer

Klang. Die Schatten, welche schon das Gemüt des Jünglings leise umflorten, wuchsen und verdichteten sich in den nächsten Jahren nach dem Tode seiner Mutter, und es scheint, daß die Melancholie, die unholde Genossin strebender, genialer Menschen, damals vorübergehend von seiner Seele Besitz nahm. Trübe Herzenserfahrungen dürften dem Dichter in dieser Zeit nicht ganz erspart geblieben sein, denn es läßt sich wohl annehmen, daß Weber in den Gedichten: „Abschied“ und »El último suspiro del Moro«, von denen das erstere im Jahre 1846, das andere drei Jahre später entstanden ist, individuelle Erfahrungen und Empfindungen niedergelegt hat. Noch andere Ursachen, die kleinbürgerliche Beschränktheit der Landstadt, worin er lebte, aber für den hohen Flug seines Geistes und für die feinsten und tiefsten Regungen seines Herzens kein volles Verständnis fand, der Mangel an geistiger Anregung und Förderung und noch mehr als alles die Art seiner Berufsthätigkeit, mögen mitgewirkt haben, seine Stimmung zeitweilig zu verdüstern. Denn keinem enthüllt sich die Nachtseite des menschlichen Lebens in so erschreckender Weise, wie dem Arzte, der, wie Hippokrates sagt, „τὰ δεινά“, das Furchtbare, schauen muß. Die vier grauen Weiber, die nach der Sage an Fausts Thüre kamen, der Mangel, die Schuld, die Sorge und die Not, der Arzt trifft sie tagtäglich auf seinen Berufswegen, und all die Bilder des Elendes, die peinvollen Stunden am Krankenbette, wenn er oft die teuersten Geheimnisse, die jahrelang im Herzen verschlossen waren, aus dem Munde hilflos Daliegender vernehmen muß, endlich die erschütternden Scenen am Sterbelager — wie konnten sie ohne Einfluß bleiben auf ein Gemüt, das so tief, weich und mitfühlend war, wie das unseres Dichters! Seine Lieder bezeugen es, wie ihn der Anblick all des menschlichen Leidens ergriff; selbst durch die frohen Jubelchöre der erwachenden Natur vernimmt er die Stimme der Not, den Schrei der Angst und das Seufzen der Sterbenden:

„Ich wandle durch die Frühlingsau,
Die Erd' ist grün, der Himmel blau,
Die Taube lockt, die Drossel schlägt,
Mein Herz ist traurig und bewegt.

Mein Herz ist schwer und kummervoll,
Daß nun so mancher sterben soll,
Daß bei des Lenzes Auferstehn
So mancher muß zu Grabe gehn.

Und draußen ruht der goldne Tag
Auf Wald und Feld, auf Busch und Hag,
Und drinnen perlt der Todesschweiß
Von einer Stirne kalt und heiß.

Und draußen jauchzt der Vögel Lied,
Die Wiese prangt, der Garten blüht,
Die Fiedel ruft zu Tanz und Scherz,
Und drinnen bricht ein Menschenherz.

Wie stimmt zu Lust und Lerchensang
Der Todtenglocke dumpfer Klang?
Wie paßt des Bahrtuchs Mitternacht
Zu Sonnenschein und Rosenpracht? —

Du große Meisterin, Natur,
Du baust und formst aus Trümmern nur?
Zerstörst die Frucht und schaffst daraus
Zum Schmuck dir einen Busenstrauß?

Webst du die Eiche stolz und stark
Aus Jünglingssehnen, Männermark?
Aus Mädchenaugen, fromm und licht,
Die Veilchen und Vergißmeinnicht?

Bedarf's der Witwenklage erst,
Daß du die Nachtigall belehrst?
Muß jammern erst das Waisenkind,
Eh' deine Quelle rauscht und rinnt?" —

Neben diesen Anfechtungen des Gemütes trugen geistige Kämpfe dazu bei, den Keim der Melancholie damals in seiner Seele zu nähren. Weber war kein Freund unfruchtbarer philosophischer Spekulationen; auf die wechselnden Doktrinen der Philosophie legte er wenig Gewicht. Das Denkerwort eines großen Dichters, ein poetisch geformter Satz ewiger Wahrheit war ihm von höherem

Werte als alle Grübeleien. Aber er müßte doch keine tiefer angelegte Natur gewesen sein, wenn die dunklen Rätsel des Daseins, die finsteren Hamletfragen ihn nicht berührt, wenn er an allen Geheimnissen des Lebens mit den geschlossenen Augen der Entsagung vorbeigeschritten wäre. Nein im Gegenteil, er hat die herben Widersprüche des Lebens in ihrer vollen Schwere empfunden, und erst nach harten inneren Kämpfen fand er jene Versöhnung, die der Gedankenarme, der Oberflächliche mühelos erreicht. Zwei bisher unveröffentlichte Gedichte aus dieser Epoche mögen als Zeugnisse seines inneren Ringens hier ihre Stelle finden:

„Hirtenfeuer.

Ich reite tief im Thale
Einsam durch Rohr und Moor,
Ich suche die rechte Straße,
Die ich im Dunkel verlor.

Da droben hat der Schäfer
Sein Feuer angefacht,
Das winkt und wankt im Winde
Und dämmert durch die Nacht.

Das war mein Herz, das brannte
In heil'ger Opferglut,
Das war mit seinen Flammen
Mein jugendlicher Mut.

Das war des Glaubens Fackel,
Die gab so milden Schein,
Das war mein heißes Lieben,
Das glühte so heilig und rein.

Das Feuer ist gesunken,
Der Schäfer hat's nicht bewacht,
Der Herbstwind rauscht und schauert,
Und sternlos ist die Nacht.

Ich reite tief im Thale
Einsam durch Rohr und Moor,
Ich suche die rechte Straße,
Die ich im Dunkel verlor."

„Krank zum Sterben.

Nun mag mein Mut in steter Trauer wanken;
Wie käm' ein froher Gast ins Haus der Schmerzen,
Wie kehrte Freude ein in meinem Herzen,
Der düstren Herberg' nächtlicher Gedanken! —
An meiner Seele zehrt ein tief Erkranken,
Von dem sie nie und nimmer wird gesunden,
Wieviel auch Blumen blühn und Kräuter sprießen,
Wieviel auch Zauberkräfte sich erschließen
Aus Salz und Stein für alle Weh'n und Wunden.
O quält mich nicht mit Trost und linden Strafen,
O häuft nicht neue Last zu alter Bürde!
Das Wort, das eine, das mich retten würde,
Bleibt ungesagt, bis meine Pulse schlafen.
Nun laßt mich sterben, einsam, wie ich lebte. —
Ein Blatt! Was gilt's, ob eines mehr, ob minder
Der Millionen hoffnungslosen Kinder
Vom herbstlich dürren Ast des Daseins bebte!"

Erinnert das letztere lyrische Bekenntnis nicht an Lenaus dunkle, wehevolle Weisen oder an Hölderlins schwermutvolle Klage: „Du bist verwelkt wie ein abgefallenes Blatt, das seinen Stamm nicht wiederfindet, das umhergescheucht wird von den Winden und das der Sand begräbt"? Diese lyrischen Ergüsse, sowie das i. J. 1852 verfaßte Gedicht „Der Schwan", zeigen uns deutlich, daß Weber von jener geistigen Epidemie nicht ganz verschont blieb, die seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Edelsten und Besten vielfach umstrickte, jener seelischen Krankheit, welche in unserem Jahrhundert den Namen des Weltschmerzes erhielt, und als deren Philosophen wir Schopenhauer kennen. Dieser Verzweiflungspoesie, die in allen europäischen Sprachen und Litteraturen ihre Vertreter fand, der Lord Byron den eigenartigsten, kühnsten und unerschrockensten Ausdruck lieh, der Musset in Frankreich, Leopardi in Italien, Puschkin und Lermontoff in Rußland, Heine und Lenau u. a. in Deutschland huldigten, hat also auch Weber vorübergehend seinen Tribut entrichtet. Jeder ist ein Kind seiner Zeit, und ihren Einflüssen kann sich niemand auf die Dauer vollständig entziehen, am wenigsten der Dichter, der zum »vatum

irritabile genus« Gehörige. Finden sich doch fast bei allen neueren Schriftstellern, selbst bei einer Dichterin wie Annette von Droste-Hülshoff, vereinzelte weltschmerzliche Klänge. Es wäre aber ganz verkehrt, wenn man, nach dem Vorgange einiger Kritiker, aus der Thatsache, daß über so manche Dichtungen Webers der Schleier sinnender Trauer gebreitet ist, die Folgerung ziehen wollte, der Pessimismus habe die Grundlage seiner Weltanschauung gebildet. Die von mir oben mitgeteilten bisher unveröffentlichten lyrischen Gedichte bestätigen zwar scheinbar diese Annahme; aber wir dürfen nicht vergessen, daß sie nur augenblicklichen dunklen Stimmungen ihre Entstehung verdanken, und daß der Dichter diese weltschmerzlichen Anwandlungen siegreich überwunden hat. Denn wohl spricht noch aus manchen späteren Schöpfungen Webers ein tiefes Leidgefühl, dieses aber hat mit dem modernen Pessimismus nichts gemein. Während nämlich der echte Pessimist an der Unzulänglichkeit alles Irdischen ein gewisses Behagen empfindet und mit Begierde alles Schmutzige und Niederträchtige zusammenträgt, um recht zu behalten mit seiner Behauptung, daß alles gemein und verderbt sei, während er in der Abwendung des Gedankens vom Leben die einzig mögliche Rettung sieht und ihm in weiter Ferne als Erlösung das mystische Nirwana winkt, die Rückkehr in das reine, eigenschaftlose Sein, der Widerruf des Weltirrtums, die Aufhebung des Willens und damit der Qualen eines besonderen Seins, steht Weber auf einem anderen, sittlich und ästhetisch weit höheren Standpunkte. Zwar will auch er von dem ruchlosen Optimismus, der das Diesseits als die bestmögliche aller Welten ansieht, nichts wissen; auf christlichem Boden fußend, ist auch sein Denken erfüllt von der Idee der Vergänglichkeit, der Hinfälligkeit alles Irdischen, der Notwendigkeit, es aufzugeben. Aber er hadert nicht mit seinem Geschicke, er lehnt sich nicht mit bitterem Hohne gegen die feindlichen Mächte des Lebens auf; als echt humanistischer Dichter zeigt er uns das Leiden, aber er belehrt uns auch, wie es überwunden werden kann, und mit welchen Kräften es überwunden werden muß. Er entwickelt den Mut der Selbstbeschränkung, pflegt Milde und Liebe im Herzen, die dem Bruder willig sein Unrecht vergiebt, die Einsicht, die schon aus

eigener Mangelhaftigkeit reine Duldung ableitet, und er erhebt sich so zu dem christlichen Ideale, nicht der Weltverneinung und Weltvernichtung, sondern der Weltversöhnung und Weltverklärung.

„Es ist schon lange, daß ich bittre Früchte
Mir brach und aß vom Baume der Erkenntnis:
Durch Irrtum gehn wir alle zum Verständnis,
Und durch die Finsternis des Wahns zum Lichte.
Wie gerne mag ich jetzt die herben Trauben,
An Erdenglück den trügerischen Glauben,
Den Kindern und den Thoren überlassen!
Nicht viel, doch Eines lernt' ich klar erfassen,
Daß auf der Fahrt im wüsten Lebensmeere
Allein Gebet und Arbeit Trost gewähre.
Nun will ich, bis erlahmen meine Nerven,
In hartem Dienste fort und fort mich mühen
Und, da so hoffnungsreich die Sterne glühen,
Im Sternenmeer vertrauend Anker werfen."

So heißt es in dem i. J. 1853 entstandenen Gedichte: „Erdentrost", das ich als den Abschluß seiner geistigen Kämpfe betrachte.

Weber wäre nicht der Dichter geworden, den wir heute bewundern; jene gereifte, milde Weisheit, die immer geneigt ist, die menschlichen Dinge nicht zu beweinen, nicht zu belachen, sondern zu verstehen, die von aller Einseitigkeit freie Empfindung für alles Große und Schöne wäre nicht sein eigen, wenn die Elemente seiner Natur nicht miteinander gerungen und gekämpft hätten, wenn er eines jener idyllischen, von allen ernsten Konflikten verschonten Gemüter gewesen wäre. Zwar bin ich weit entfernt von jenem Wahne, den prometheischen Trotz, die titanische Gebärde, das bittere Lächeln und die zuckende Lippe, das Kainszeichen des Toten von Missolunghi, als Merkmale des echten und großen poetischen Genius zu betrachten. Aber wenn die Proteusnatur, die Gabe, mit tausend Zungen zu reden, eine wesentliche Dichtertugend bleibt, so muß der Dichter die Gebrechlichkeit der Welt, den Jammer der Kreatur, das Wehen der Leidenschaft stark und tief empfunden, er muß nicht allein an den stillumfriedeten Siedeleien frommer Gläubigkeit geweilt, er muß auch seinen Blick gerichtet haben in die trostlose Öde der

Skepsis. Wenn er ein wahrer gottbegnadeter Künstler ist, so wird er aus all diesen inneren, geistigen Kämpfen Kraft schöpfen für ein höheres Dasein; denn dem echten Genie wohnt, um mit Carlyle zu sprechen, jene Alchimie inne, welche alle Metalle in Gold verwandelt, welche aus Leiden Kraft, aus Irrtum klare Weisheit zu gewinnen weiß. »Et quod nunc ratio est, impetus ante fuit«, das läßt sich auch von Webers Dichtung sagen.

Während jener stillen, arbeitsvollen Jahre in Driburg befand sich Weber in einer hochgradigen, nervösen Spannung. Eine übermächtige Naturgewalt des Vorstellungsvermögens beglückte und peinigte ihn zugleich. Gestalten tauchten vor seinem inneren Auge auf, traten ihm in den Weg, wo er ging und stand, in körperlicher Fülle, in beängstigender Nähe. Es würde ein Zug in seinem Charakterbilde fehlen, wenn ich hier unerwähnt ließe, daß Weber die Gabe des zweiten Gesichtes zu besitzen glaubte, jenes bis zum Schauen oder mindestens deutlichen Hören gesteigerte Vorahnungsvermögen, dem Second-Sight der Hochschotten ähnlich, das von allen deutschen Stämmen am meisten den Söhnen der roten Erde und von diesen wieder besonders den stillen, ernsten Bewohnern des Münsterlandes eigentümlich ist. Die merkwürdige Erscheinung, daß der Dichter ein „Seher" in dem angedeuteten Sinne zu sein meint, findet sich nicht gerade selten; ich erinnere nur an Tassos Zwiegespräch mit seinem Schutzgeiste, an die Selbstvision Goethes, an Schubarts, Kerners und Geibels Geisterseherеien, an die seltsamen Träume Lord Byrons und Freiligraths und an die Vorgesichte Annettens von Droste. Auch Weber glaubte fest an Ahnungen und an die Fähigkeit des Vorschauens, der Deuteroskopie bei manchen seelisch dazu besonders veranlagten Menschen. Er versicherte mit vollem Ernste, daß ihm selbst mehr als einmal künftige Begebenheiten, welche durch Kombinationen und Schlüsse unmöglich von ihm vorhergesehen werden konnten, mit allen selbst ganz unbedeutenden Nebenumständen vor die Seele getreten seien. Zwei Vorfälle dieser Art, die ich aus seinem Munde gehört habe, will ich hier erzählen.

Von den Kindern des Postverwalters Zengerling in Driburg, in dessen Hause Weber täglich verkehrte, war ihm ein kleines nied-

liches Mädchen, Emilie mit Namen, besonders ans Herz gewachsen. Wenn der junge Arzt von seinen Krankenbesuchen heimkehrte, sprang ihm die freundliche Kleine schon von weitem entgegen, und nie fand sie die Hand ihres Beschützers leer. Bald brachte er ihr einen Strauß hübscher Feldblumen mit, bald Nüsse, Äpfel oder andere Näschereien. Wenn Weber sich dann, ermüdet von seinen Berufsarbeiten, im Wohnzimmer des Zengerlingschen Hauses auf das Sofa legte und rauchte, so saß die kleine Emilie zu seinen Häupten, spielte und tändelte mit ihm und quälte „Fritzönkelchen", wie sie ihn nannte, mit tausend kindlichen Fragen. Als sie eines Tages in gewohnter Weise mit ihm gescherzt hatte, hüpfte sie plötzlich vom Sofa fort und lief nach der Thüre, die in die anstoßende Hausflur führte. In diesem Momente sah Weber, der dem Kinde mit seinen Augen gefolgt war, zu seiner Überraschung durch die halboffene Thür einen kleinen Sarg in der Hausflur stehen. Er blickte schärfer hin, aber die Erscheinung blieb. Nun eilte er nach der Stelle, wo er den Kindersarg gesehen hatte, aber jetzt war dieser verschwunden. In der Meinung, daß das Ganze eine Sinnestäuschung gewesen sei, kehrte Weber nach dem Sofa zurück, nahm seine frühere liegende Stellung wieder ein und schaute abermals durch die halbgeöffnete Thür. Aber das Gesicht kehrte nicht wieder, und Weber suchte vergeblich nach einer natürlichen Erklärung dieser merkwürdigen Vision. Bei den Eltern des Kindes, denen er das seltsame Erlebnis mitteilte, fand er keinen Glauben. Bald darauf erkrankte die kleine Emilie an den Masern und starb nach zwölfwöchentlichem Leiden am 15. August 1845. Am Tage ihrer Beerdigung, als der Leichenzug eben das Sterbehaus verlassen wollte, fügte es der Zufall, daß die Träger den Sarg an derselben Stelle niedersetzten, wo Weber ihn früher gesehen haben wollte. Es war der erschütterte Vater, der, mit der Hand dorthin zeigend, den Dichter auf die Erfüllung des Vorgesichtes aufmerksam machte.

In einer Herbstnacht saß Weber einsam auf seinem Studierzimmer und las in den Werken des Bombastus Theophrastus Paracelsus. Da vernahm er plötzlich draußen gedämpfte Rufe, dann ein Geräusch, wie wenn ein Fenster geöffnet würde, und

hörte deutlich die Stimme eines Mannes sagen, seine Mutter habe ein Bein gebrochen; er sei mit einem Wagen gekommen, um den Doktor zu holen. Weber sprang auf, ergriff Rock, Hut und Mantel und trat in das dunkle Nebenzimmer, wo er ein Fenster aufriß und fragte, ob jemand draußen sei. Keine Antwort erfolgte. Alles lag still und tot, nur der Herbstwind zog raschelnd um das Dach der gegenüberliegenden Kirche, und das dunkle Bild des Turmes hob sich scharf von dem monderhellten Nachthimmel ab. Nach einigen Minuten vergeblichen Wartens kehrte Weber in sein Arbeitszimmer zurück und nahm die unterbrochene Lektüre wieder auf. So mochte eine Stunde verflossen sein, als er draußen abermals eine Stimme rufen hörte. Er eilte ans Fenster und sah jetzt wirklich auf dem Kirchplatze einen Mann stehen. Es war ein Bauer aus der Nachbarschaft von Driburg, der ihn um seinen ärztlichen Beistand bat. „Ihre Mutter hat wohl vor einer Stunde ein Bein gebrochen?“ fragte Weber, und als der Mann eine zusagende Bewegung machte, erkundigte sich der Arzt weiter: „Sie haben einen Wagen mitgebracht?“ Der Bauer bejahte auch dies und bezeichnete die Stelle, wo sein Gefährt hielt. Dorthin folgte ihm nun der Arzt, und beide fuhren in die Nacht hinaus. Als sie in der Nähe seines elterlichen Gehöftes angelangt waren, fragte der bisher so schweigsame Begleiter unseren Dichter: „Herr Doktor, wie wußten Sie, daß meiner Mutter ein Unfall zugestoßen war?“ „Das habe ich mir so gedacht,“ entgegnete Weber ausweichend. „Nein, das konnten Sie sich nicht denken,“ erklärte jetzt mit Bestimmtheit der Bauer und warf zugleich einen scheuen, aber vielsagenden Seitenblick auf den Arzt, der ihm mit geheimnisvollen Kräften begabt schien.

In eine Kritik der erzählten Vorfälle will ich nicht eintreten. Von diesem ganzen mysteriösen Gebiete gilt, was Schopenhauer sagt: „Um über alle geheime Sympathie oder magische Wirkung vorweg zu lächeln, muß man die Welt gar sehr, ja ganz und gar begreiflich finden. Das kann man aber nur, wenn man mit überaus flachem Blicke in sie hineinschaut, der keine Ahnung davon zuläßt, daß wir in ein Meer von Rätseln und Unbegreiflichkeiten

versenkt sind und unmittelbar weder die Dinge noch uns selbst von Grund aus kennen und verstehen."

Wirkend im engen Kreise, verlor der Dichter die großen Ereignisse, die sich damals auf der Weltbühne vorbereiteten, nicht aus den Augen. An der gewaltigen politischen Bewegung der vierziger Jahre, welche auf die staatliche und sociale Wiedergeburt Deutschlands hinzielte, nahm er lebendigen Anteil. Unseres Dichters Ideal war ein starkes, einiges, auf konstitutioneller Grundlage ruhendes deutsches Reich, und die elende Kleinstaaterei in unserem Vaterlande, die Niederhaltung des nationalen Gedankens, für den das Volk gegen Napoleon zu Felde gezogen war, die stumpfe und dumpfe Reaktion der heiligen Allianz, welche jede freiheitliche Regung in Wort und Schrift mit Gewalt unterdrückte, wurde schon von dem Jünglinge Weber auf das tiefste empfunden. Er war empört über die unwürdige Stellung Deutschlands im Völkerareopage, über die Schwäche, die der Bundestag gegen das Ausland zeigte, als ob ihm alles Gefühl für die Ehre des deutschen Namens fehlte. Noch jetzt muß ja jedem Deutschen die Schamröte ins Gesicht steigen, wenn er an die Sprache zurückdenkt, die damals das kleine Dänemark gegen uns zu führen wagte, an die Ohnmacht, mit welcher die angebliche deutsche Centralgewalt selbst die klarsten und dringendsten Forderungen unseres Rechtes dem Auslande gegenüber nicht durchzusetzen wagte. Ein solcher Zustand der Erbärmlichkeit anstatt des mächtigen Vaterlandes, von dem Ernst Moritz Arndt gesungen, erschien Weber unerträglich, und es bildete sich in ihm allmählich die Überzeugung, daß die Verwirklichung des Ideals, dem seine heißesten Wünsche gehörten, die Errichtung eines einigen und freien Reiches, keine stärkeren Feinde habe als die bestehenden Staatsgewalten. Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., in dessen patriotischem Sinne das Streben aller volkstümlichen Staatskunst, Deutschlands Einheit, Halt und Anklang zu finden schien, in dem die deutsche Kunst einen warmherzigen Förderer und eifrigen Pfleger sah, erfüllte ihn mit neuer Hoffnung. Wie so viele andere vaterlandsbegeisterte Männer glaubte Weber, daß der hochsinnige Monarch sich an die Spitze der deutschen Einigungs-

bestrebungen stellen und eine freiheitliche Verfassung bewilligen werde. Das Fehlschlagen dieser Erwartung bereitete ihm eine herbe Enttäuschung und erzeugte in ihm ein Gefühl des Unmutes. Von nun an stand der Dichter wie Ludwig Uhland mit seinen vollen Sympathieen auf der Seite der Linken; denn wie sehr auch demagogische Ausschreitungen seinen maßvollen Künstlersinn anwiderten, die demokratische Richtung konnte sich, um mit Treitschke zu sprechen, „einiger Tugenden rühmen, die vielfach die Herzen der Edelsten und Tüchtigsten zu dieser Partei hinzogen“. Wie Uhland, so erfreute auch Weber die menschliche Teilnahme der besseren Demokratie für die Armen und Leidenden und der willige Opfermut, den diese Partei — wie er damals meinte — allen anderen voraus zu haben schien. Er verfocht ihre politischen Forderungen mit Eifer und Wärme in seinem Kreise, und die Oppositionsdichtung, welche der Revolution wie ein Sturmvogel voranzog, begrüßte er mit lebhaftem Interesse. Die Freiheitslieder Herweghs und Anastasius Grüns, die Weckrufe des kosmopolitischen Nachtwächters Franz Dingelstedt, Hoffmanns sarkastische Gassenhauer und leichtgeflügelte Epigramme auf Kleinstaaterei, Polizei- und Censurwesen, die Sturmgesänge Karl Becks und Robert Prutz', am allermeisten aber Ferdinand Freiligraths düster-prächtige Hymnen des Aufstandes fielen mit zündender Wirkung in seine Seele. Auch Webers Leier entlockte die fieberhaft bewegte Zeit einige wilde Weisen. Veröffentlicht hat er sie nie, da er es nicht liebte, seine Muse in den Dienst des Tages zu stellen. Einige dieser politischen Lieder gemahnen mit ihren Pointen und Refrains an Herweghs schwungreiche Lyrik; das packendste derselben ist aber zweifellos das Gedicht „Nachtwolke“, ein Anklage- und Rügelied, dessen markige Strophen an Ferdinand Freiligrath erinnern. Weber hat dieses Gedicht schon i. J. 1838 in Greifswald begonnen und es erst 1853 vollendet. Es hat folgenden Wortlaut:

„Laß ab, du, der mich treibt! Hier muß ich trauern:
Die dunkeln Flügel senk' ich schwer und matt,
Mein Gram umdüstert deine Riesenmauern,
Du große, stolze, schlafversunkne Stadt.

Da liegst du sinnlos, gleich dem greisen Zecher,
Dem, beim Gelag vom Firnen unterjocht,
Ein wüster Traum, ein unverschämter, frecher,
Wie siedend Blei in Hirn und Adern kocht.

Mein Herr und deiner ist es, der mich sandte.
Ich rufe, mahne, warne dich: Sei wach!
Mein Feuer war's, das Sodoma verbrannte,
Mein Donner war's, der zu Gomorrha sprach.

Weh deinen Richtern, die das Recht verkaufen!
Ihr Herz ist feig, ihr Mund voll Hohn und Trug.
Weh deinen Schergen, deinen Mietlingshaufen:
Weh dir, o Kaïn, der den Abel schlug.

Weh deinen Priestern! Ihre Netze flattern
Von Pol zu Pol. Als Beute gilt die Welt,
Im Nest der Taube brüten schwarze Nattern,
Zum Lämmerhirten ward der Wolf bestellt.

Weh deinen Fürsten, die mit Bürgerschädeln
Sich in des Nachruhms Tempel einzubaun,
Die mit dem Blut der Märtyrer, der edeln,
Den morschen Thron zu leimen sich getraun.

Weh deinen Töchtern, die der Rosen pflegen,
Wie ihnen auch die weiße seltsam steh'.
Weh dir, o Babel, deiner Lüste wegen,
Weh dir um deine Hoffart, Ninive!

Weh deinen Schwelgern, die beim reichen Mahle
Im Goldpalast der Überdruß beschleicht,
Indes den nackten Bettler vom Portale
Ein feister Vogt mit Geißelhieben scheucht.

Weh deinen Wuch'rern, weh der ekeln Rotte,
Die Tag auf Tag der Arbeit Schweiß verzehrt.
Der Witwen Thränen schrein zum ew'gen Gotte,
Der Klageruf der Waisen wird erhört.

Ein Rächer kommt, und grimmig wird er lohnen
Jedwede Unthat, die durch dich geschah,
Ob deiner Laster will er dein nicht schonen,
Wie Amos weint, der Hirt von Thekoa.

Schon klirrt die Wage in der Hand des Richters,
Die Berglast deiner Frevel wägt er drauf.
Dein Tag ist nah! Denk an des flücht'gen Dichters
Prophetenwort. Er warnt: „Von unten auf!“*

Von unten auf wird dein Geschick dich fassen! —
So lag Pompeji in des Schlummers Schoß:
Da barst der Berg, da brach sein altes Hassen,
Die rote Lava seines Zornes los.

Horch! Unter deinen Türmen gärt das Feuer,
Nach Freiheit glüht es, die kein Bann mehr zähmt:
Du zitterst bis hinab ins Grundgemäuer,
Du wankst, du fällst, du bist verflucht, verfemt.

Die Zwingburg deiner Mächt'gen liegt zertrümmert,
Dein stolzer Dom zerschmettert und zerschellt,
Des blassen Mondes Leichenfackel schimmert
Auf deinen Schutt — Ruinen einer Welt.

Doch wie nach Ragnarök aus Flut und Flammen
Verjüngt die Erd' in frischer Grüne schwebt:
Ein rein Geschlecht dann brüderlich beisammen
Nach alter Tafeln frommer Satzung lebt:

So wird aus deinem Staub zu neuem Lichte
Ein freies Volk erblühn voll That und Macht.
Erhobnen Griffels harrt sein die Geschichte:
Dich deckt die Schmach mit des Vergessens Nacht.

Vorbei, vorbei! Von drüben seh' ich winken
Den grünen Wald, den ewig jungen Freund.
In seine Arme will ich weinend sinken,
Wie ich auf Baalbeks Trümmern einst geweint.“

* Freiligrath.

Als der langverhaltene Vulkan im März 1848 endlich seine Feuer zu werfen begann, als in Frankreich, Deutschland, Italien und Ungarn die Revolution zum Siege gelangte, da glaubte der Dichter, der ersehnte Völkerfrühling sei gekommen, und ein niegekanntes Hochgefühl erfüllte seine Brust, als er das verfemte schwarz-rot-goldene Banner im Glanze der neuen Sonne sich entfalten sah. Ein Funken aus dem großen Revolutionskrater war auch in den Driburger Thalwinkel gefallen, und wie in tausend anderen weltentlegenen Landstädtchen und Dörfern unseres Vaterlandes, in welchen bis dahin kaum der Lichtstrahl eines öffentlichen Interesses die Gedanken der Menschen hinweggelenkt hatte von den Sorgen und Kämpfen ihres engen häuslichen Daseins, bemächtigte sich auch in dem stillen westfälischen Badeorte ein allgemeiner Freiheitsrausch der Gemüter und machte sich oft in grotesker Weise Luft. Wie Stavenhagen seinen Reformverein, den Fritz Reuter eine Zeitlang als Vorsitzender leitete und später in seiner „Stromtid“ mit unwiderstehlicher Komik verewigte, so hatte Driburg damals seinen demokratischen Volksverein, in dem mancher Biedermeier seine politische Weisheit zum besten gab. Auch unser Dichter trat in diesem Vereine öfter als Redner auf, nicht sowohl um die erregten Gemüter anzufeuern, als vielmehr sie zu beschwichtigen und Ausbrüchen der entfesselten Volksleidenschaft mit Besonnenheit und Klarheit vorzubeugen. Als einmal ein Haufen Driburger Leute sich zusammenrottete, um das Haus eines jüdischen Kaufmannes zu stürmen und zu plündern, trat ihnen der volksfreundliche Arzt mit der ganzen Überlegenheit und Sicherheit seines Wesens entgegen, und sein ernstes, mahnendes Wort genügte, die aufrührerische Menge zur Besinnung und zur Ruhe zu bringen. Selbstverständlich erweckte seine damalige politische Richtung unserem Dichter manchen Widersacher, ja, ein eifernder Kaplan in Driburg machte ihn von der Kanzel aus zum Gegenstande seiner Angriffe. Trotzdem blieb der „rote Weber“, wie er damals hieß, der Mann des allgemeinen Vertrauens in seinem Kreise, und schon dachte man im Januar 1849 daran, ihn nach Berlin als Volksvertreter für die zweite Nationalversammlung zu entsenden, als ein Ereignis

eintrat, welches mit einem Male das Interesse Webers von der Politik ablenkte. Während nämlich die Weltlage sich verfinsterte, die großen staatlichen Angelegenheiten an allen Punkten dunkles Gewölk zusammentrieben, hellte sich mancher Widerspruch in dem Gemüte des Dichters auf, und mitten in dem Sturme der Revolution war ihm das Glück beschieden, den eigenen Herd zu begründen.



Die Heirat des Dichters. — Sein Wirken in Lippspringe.

> Beglückt, wem ruhig liebend ein frommes Weib
> Am eignen Herd in friedlicher Heimat lebt,
> Es leuchtet über festem Boden
> Schöner sein Himmel dem sichren Manne.
>
> Friedrich Hölderlin.

An einem Julitage des Jahres 1848 ritt Weber nach dem ungefähr eine Meile von Driburg entfernten Dorfe Altenbeken. In unmittelbarer Nähe dieses Ortes, da, wo der Fahrweg an einer Eisenhütte vorbei nach dem in der Thalmulde lang sich hinstreckenden Dorfe hinabführt, blickt aus prächtiger Waldung ein von einem hübschen Garten umgebenes Landhaus, welches damals von dem Leiter des benachbarten Eisenwerkes, dem Direktor Simmersbach, bewohnt wurde. Da Weber dessen Hausarzt war und auch sonst zu ihm und seiner Familie in freundschaftlichen Beziehungen stand, so wollte er die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, bei ihm vorzusprechen. In dem Augenblicke, als er sich dem Hause näherte, wandelte zwischen den sonnenbeschienenen Beeten des Gartens eine schlanke Mädchengestalt, die einen Knaben an der Hand führte. Die junge Dame vernahm den nahenden Hufschlag, und aufblickend gewahrte sie den Reiter, in dem sie sofort nach den Schilderungen, die man ihr von Doktor Weber gemacht hatte, den volkstümlichen Driburger Arzt vermutete. Als sie eine Weile nachher in das Haus zurückkehrte, wurde ihr der Doktor im Familienzimmer vorgestellt, und Weber sah nun zum erstenmale diejenige, welche bestimmt war, seine treue Lebensgefährtin zu werden.

— Sie hieß Anna Gipperich und war damals 22 Jahre alt, eine anmutige, gewinnende Erscheinung von zierlichem Wuchse und lebhaftem Wesen. Reiches braunes Haar umrahmte ihr feines blasses Antlitz, aus dem zwei freundliche Augen blickten. Als Tochter des königlichen Bergbeamten Anton Gipperich und seiner Frau Lisette geb. Volheim war sie am 8. Juni 1826 zu Düren in der Rheinprovinz geboren und hatte den größten Teil ihrer Kindheit in Meschede verlebt, wohin ihr Vater nach einjähriger Thätigkeit in Brilon versetzt war. In jenem lieblichen, im Ruhrthale gelegenen Gebirgsstädtchen des Süderlandes wuchs sie neben ihren jüngeren Geschwistern Friederike und Otto heran und erhielt eine vortreffliche Erziehung, zu deren Vollendung sie sich mehrere Jahre auf einem Gute ihrer Großmutter in der Eifelgegend und später bei einer Tante in Aachen und in Deutz aufhielt.

Früh verriet sie Begabung für Musik und Empfänglichkeit für die Dichtkunst; dabei besaß sie einen lebhaften Geist, ein liebevolles Herz und wirtschaftlichen Sinn, den sie schon als junges Mädchen in ihrem elterlichen Hauswesen fleißig und geschickt bethätigte. Sie war der erklärte Liebling ihres Vaters, dem sie in ihrem herzlichen und geraden Wesen am meisten glich, während in der zweiundeinhalbes Jahr jüngeren Schwester Friederike, die zu einer hervorragenden Schönheit erblühte, mehr die geistige Eigenart der Mutter fortlebte. — Im Juli 1848 war Anna Gipperich zum Besuche der ihren Eltern befreundeten Familie Simmersbach nach Altenbeken gereist, und hier, auf dem stillen Landsitze bei der Eisenhütte, fand ihre obenerzählte erste Begegnung mit Doktor Weber statt. Er trat ihr nicht mehr als völlig Unbekannter gegenüber; aus dem Munde ihrer Schwester, die schon früher mit ihm in dem Simmersbachschen Hause zusammengetroffen war, hatte sie viel Rühmliches von dem „schönen, schwarzen Doktor“ gehört. Seine einnehmende Persönlichkeit, sein ganzes Auftreten blieb nicht ohne Eindruck auf sie, und auch er fühlte sich vom ersten Augenblicke an lebhaft zu ihr hingezogen. In dem warmen Gefühle für Musik und Dichtung begegneten sich ihre Herzen, und es ist bezeichnend, daß das erste Gespräch, welches sie miteinander führten,

sich auf Schillers „Don Carlos“ bezog, dessen freiheitliches Pathos so gut zu Webers Stimmung in jenen politisch bewegten Tagen paßte. Der angeregten Unterhaltung folgte eine Partie Whist im Familienkreise, bei der Weber sich so zerstreut zeigte, daß seine Partnerin ihm erklärte, fortan nicht mehr mit ihm spielen zu können. Der Abschied war ziemlich förmlich, da die Befangenheit, welche die erwachende Neigung zu begleiten pflegt, sich dem Wesen beider bereits mitgeteilt hatte. Nun sahen sie sich während mehrerer Wochen nicht wieder. Inzwischen begab sich Frau Simmersbach zur Kur nach Driburg, und die Leitung ihres Hauswesens lag während dieser Zeit in den Händen ihrer Besucherin. Weber kam öfter nach Altenbeken, doch war es ihm nur einmal vergönnt, den Gegenstand seiner stillen Neigung dort zu begrüßen. Erst im Herbste bot sich den Liebenden Gelegenheit zu regerem Verkehre miteinander, und nun wurden die Beziehungen zwischen ihnen allmählich vertrauter. Des Dichters Herz war seit dem Tode seiner Mutter vereinsamt; um so tiefer fühlte er den beglückenden Segen der jungen Liebe. Alle Schatten wichen aus seinem Gemüte, und frühlingshaft wuchs ein neues Empfinden in seiner Seele empor. Diese schöne Zeit des Hoffens und Bangens erreichte ihr Ende, als die junge Freundin Webers auf Wunsch ihrer Eltern im November heimkehrte. Da sandte er ihr kurz vor ihrer Abreise ein von ihm übersetztes Gedicht Esaias Tegnérs: „Entsagung“, in dessen Schlußstrophe das Sehnen nach dem Glücke der Liebe tiefinnig sich ausspricht, und machte so den schwedischen Dichter zum Dolmetsch seiner eigenen Gefühle:

„Hör mich, du Herr der Welt! Hier liegt zu deinen Füßen
Mein Glücksanspruch: o nimm ihn hin!
Ich fordre nichts, ich will nur dulden, harren, büßen
Und hoch dich preisen, weil ich bin.
Eins gieb mir nur, eh' mich des Grabes Nächte rauben,
Ein Wesen, das mich liebt, sich selbst vergißt für mich,
Ein Herz voll Zärtlichkeit und Glauben
An Menschentugend und an dich.“

Noch einmal sahen sie sich dann, ohne jedoch ein offenes Geständnis ihrer Neigung auszutauschen. Erst als die Freundin

wieder im Elternhause weilte, wandte sich Weber brieflich an ihren Vater und bat ihn um die Hand der Geliebten. Dieser übergab seiner Tochter den Brief, und sie, die kurz vorher einen von ihren Eltern begünstigten reichen Bewerber zurückgewiesen hatte, erklärte einfach und bestimmt, sie werde niemals einen anderen als Doktor Weber heiraten. „Es sei ihr Ideal, einen ihr geistig überlegenen Mann zu besitzen, zu dem sie emporschauen könne."

Der Dichter wurde nun von seinen zukünftigen Schwiegereltern eingeladen, sich ihnen vorzustellen. Am 4. Januar 1849 traf er in Meschede ein, erhielt das Jawort der Geliebten und die Einwilligung ihrer Eltern, und am 6., dem Dreikönigstage, fand die öffentliche Verlobung statt. Schon am folgenden Tage rief die Berufspflicht den Bräutigam nach Driburg zurück, und monatelang war er wieder von der Erwählten seines Herzens getrennt. Die Briefe, welche er während dieser Zeit an seine Braut richtete, atmen das reinste Glück. Es sind keine Ergüsse eines jugendlich überspannten Schwärmers, sondern es klingen in ihnen die schönsten Töne echter und wahrer Mannesliebe. „Ich lebe nur für Dich und durch Dich," so schreibt er am 28. Januar 1849 an seine Verlobte, „und ich kenne kein süßeres Streben, als Dir zu dienen. Darum ist Dein Wille immer der meine. Welche Freude empfand ich, als ich Deinen lieben Brief, den ersten von Deiner teuren Hand, empfing. Erinnerst Du Dich, wie angenehm Du bewegt wurdest, wenn Du nach langem, trübem Winter die erste Lerche schlagen hörtest, oder das erste Veilchen, den ersten Schmetterling, die erste Schwalbe sahest? Sie waren Dir liebe Boten künftiger Frühlingsfreude; ein neuer Glaube, ein neues Hoffen ging in Deiner Brust auf. So auch geschah mir, als ich Deinen lieben Brief in der Hand hielt. Er war mir eine heilige Botschaft künftigen Glückes. Ein langer Winter voll Unmut und Klage liegt hinter mir, und heraufdämmert ein schöner, sonnig-warmer Frühling — und die Sonne ist meine Anna.

„Ich habe mir erlaubt, mein gutes Kind, eine geringe Kleinigkeit für Dich beizulegen. Es ist alles nicht so, wie ich es wünschte

leider wohne ich hier in einem so verlorenen Winkel der Erde, wo ich die Welt nur vom Hörensagen kenne und von dem, was es außer Dir Schönes in ihr giebt, nichts gewahr werde. Welch eine traurige Hauptstadt ist die Hauptstadt Paderborn! — Was wirst Du sagen, wenn Dir der Ring viel zu weit ist, und Du nicht einen Finger hast, an den er paßt. Liebe, gute Anna! Es ist nicht meine Schuld; die Paderborner Goldarbeiter haben auf die breiten Hände ihrer Landsmänninnen und nicht auf Dein liebes, kleines Händchen Rechnung gemacht. Nun verzeihe mir, und nimm alles mit gutem Willen hin, so wie es von gutem Willen kommt. Ein Paar hierauf bezügliche Verse habe ich gestern Abend spät für Dich niedergeschrieben. Was von Herzen kommt, wird auch wieder den Weg zum Herzen finden.

„Wie freundlich Du bist, mein frommes Mädchen, daß Du mir das vergessene Lied nachgesandt hast! Die Melodie hatte ich ganz, die Worte teilweise im Gedächtnis behalten, und ich sang fort und fort daran. Es ist auch gar zu schön! — Du ängstigst Dich über mein nächtliches Reiten? Meine Anna! Das läßt sich in diesen kurzen Tagen einmal nicht ändern. Aber sei unbesorgt! Ich kenne jeden Stein auf meinen Wegen, und mein Schimmel ist treu und sicher. Mag es regnen und stürmen, mag die Nacht noch so finster und grauenvoll sein: ich bin froh und voll Mut, denn Du, mein süßer Engel, bist bei mir und Gott auch! Du glaubst nicht, welcher Frieden, welche Freudigkeit in mir ist, seit ich Dich liebe und Deiner Liebe gewiß bin. Allen Menschen bin ich seitdem doppelt gut. Und nicht mich allein hast Du gerettet, Du bist auch, ohne es zu ahnen, die stille Wohlthäterin der Leidenden geworden, die meiner Hilfe bedürfen. Wie mancher derselben, der Trost suchend mir ins Auge sah, begegnete sonst meinem finstern Blicke — wenn der Unmut über meine Seele gekommen war — Du aber hast jeden Mißton meines Herzens aufgelöst — und ich fühle, daß ich durch Dich edler, besser und menschlicher geworden bin. Die politischen Angelegenheiten nehmen mich noch immer in Anspruch. Mein Volksverein hat hier die herrlichsten Früchte getragen; am 22., dem Wahltage, wurden von acht Wahlmännern

sieben Demokraten gewählt, darunter Dein Freund. Man bestürmt mich jetzt von allen Seiten, für unsern Kreis als Deputierter nach Berlin zu gehen. Ich habe das Anerbieten, so ehrenvoll es ist, abgelehnt. In einer anderen Zeit hätte ich mich vielleicht eifrig darum beworben. Jetzt aber habe ich Kopf und Herz voll von anderen Dingen als Steuerverteilung und bäuerlichen Lasten und Arbeitsschutz und Gewerbeordnung und dergleichen politischen Fragen. . . . Verlobungskarten also wünschest Du nicht. Es freut mich unendlich, denn nichts ist mir in innerster Seele so widerwärtig als dieses inhaltslose Ceremoniell. Heiratsanzeigen wollen wir drucken lassen. Gebe Gott, daß sie kein allzuspätes Datum tragen!“...

Das in diesem Briefe erwähnte Gedicht hat folgenden Wortlaut:

„Darf ich Dir nahn mit also dürft'ger Gabe?
Ist Bettlers Spende reicher Liebe Lohn?
Nun bin ich arm! Das Beste, was ich habe,
Mein Herz, Du weißt es, hast Du lange schon!
Denn probehaltiger als Stein und Erz,
Das schönste Kleinod ist ein treues Herz.

Dir hat ein Gott an Tugend, Gnad' und Ehre,
An Huld und Reiz ein Übermaß verliehn!
Ein Diadem, das Deiner würdig wäre,
O, könnt' ich Dir es um die Locken ziehn!
Doch eitel bleibt mein Forschen allerwärts:
Das schönste Kleinod ist ein treues Herz.

Nimm denn das Wenige, das ich gefunden,
Feldblumen nur, ein farblos schlichter Strauß —
Ich bringe Dir — will's Gott — in künft'gen Stunden
Noch manchen reichen Blütenstrauß ins Haus!
O, Du mein Glück, mein Trost in Freud' und Schmerz,
Das schönste Kleinod ist ein treues Herz.“

Noch andere Liederblüten wie die Gedichte: „Der Reiter“, „Am Ende der Welt“ und „Ὡς θάλαττα“ weckte der junge Liebeslenz in seiner Seele. „Kennst Du das Meer“, so fragte er die Geliebte,

„das sanft am Myrtenhain
Von Bajä schläft? Der Tiefe Rätsel alle
Erforscht Dein Blick im funkelnden Krystalle:
So liegt mein Herz vor Dir: o schau hinein!

O wolltest Du Dich seiner Flut vertraun,
Wie würd' es leis' an Wang' und Mund sich schmiegen,
Wie würd' es Dich auf weichen Wogen wiegen
Zu einer Friedensinsel sel'gen Au'n.

Mein Lieb, mein Herz ist eine finstre See;
O zeig' ihm einmal seine Sonne wieder;
Du blaues Auge, lächle einmal nieder
Voll Huld und Mitleid in mein tiefes Weh!"

Auch die reizende Übertragung des neckischen Tegnérschen Liebesliedes: „Die Küsse" ist damals entstanden; die bedeutendste Gabe seiner Muse jedoch aus jenen beschwingten Tagen seines Herzensfrühlings ist die Übersetzung von Tegnérs „Axel", welche beredtes Zeugnis ablegt für das Erstarken der poetischen Schöpferkraft Webers. Er widmete diese Romanze seiner Braut zu ihrem Geburtstage am 8. Juni. In den Begleitversen heißt es:

„Es ist ein Kranz, den ich im Nord gefunden
Am fernen Strand, Schneeglocken, bleich und trübe,
Ihn hat mit süßem Leid die treue Liebe
Der Liebestreu' und, Anna, Dir gewunden."

Das dichterische Brautgeschenk fand begeisterte Aufnahme, und als die Verlobte Webers das schöngeschriebene zierliche Büchlein in Händen hielt, da überkam es sie wie eine frohe Ahnung künftigen Glückes. —

Während der Herbstmonate traf man die Vorbereitungen zur Hochzeit; alles zur Gründung des neuen Hausstandes Nötige wurde beschafft und eingerichtet. Eine Wohnung in der Langen Straße in Driburg hatte Weber gemietet; das Haus lag der Kirche gegenüber und gehörte dem Färber Bobbert. — Am 31. Januar 1850 wurde dann die Hochzeit des beglückten Paares gefeiert. Die Trauung vollzog der geistliche Bruder Webers, Konstanz, in der Pfarrkirche zu Meschede. Noch am Hochzeitsnachmittage fuhren die Neuver-

mählten in einem Extrapostwagen, mit dem Weber auch die Hinreise nach Meschede gemacht hatte, nach Warstein und von dort über Erwitte, Paderborn und Buke nach Driburg. Die Landschaft lag winterlich verschneit, als sie nachts dort anlangten und in das neugegründete Heim ihren Einzug hielten. — Des Dichters Ehe war eine glückliche. Hand in Hand mit der treuen Gefährtin schritt er gefestigt durch alle Stürme des Lebens. Eine umsichtige, sparsame und gewissenhafte Verwalterin ihres Hauswesens, wußte die junge lebenslustige Frau ihrem Gatten das Heim behaglich und traulich zu gestalten. Mit selbstloser Hingebung seiner Denkweise und seinen Gewohnheiten sich anpassend, war sie stets darauf bedacht, alles fern zu halten, was ihm in seiner rastlosen Arbeit für Beruf und Kunst Störungen bereiten konnte. Dabei besaß sie soviel Gemüt und poetisches Verständnis, um mitzuempfinden, was des Dichters Brust bewegte, und so sein Leben in vollem Sinne teilen zu können. Aus den Studien ihres Mannes suchte sie, soweit es möglich war, auch für sich geistigen Gewinn zu ziehen und durch gute Lektüre ihren Bildungs- und Anschauungskreis zu fördern und zu erweitern. Wenn die Landschaft in Schnee gehüllt lag und abends der Wintersturm um die Fenster tobte, dann erklangen wohl in dem freundlichen Zimmer des Arztes die Verse Walthers und Wolframs, Gottfrieds und der Nibelungen, und die Hausfrau hörte mit Interesse zu, wenn der Gatte ihr von Siegfrieds Heldentum und Parzivals Tiefsinn, von Kriemhildens Treue und Isoldens und Sigunens Lieblichkeit erzählte oder ihr Perlen aus der Spruchweisheit Freidanks mitteilte, den sie neben Walther vor allen liebgewann. Zur Abwechslung wurde wohl ein Roman von Scott oder Bulwer gelesen; war ja der letztere damals noch in Deutschland einer der beliebtesten englischen Prosaschriftsteller.

Auch mit den Schätzen der neueren nordischen Dichtung suchte Weber die junge Frau bekannt zu machen, und der Genius Esaias Tegnérs, der poetische Vermittler ihrer erwachenden Neigung, hat ihnen als guter Hausgeist manchen Abend verschönt. Aus der Erinnerung an diese stillseligen Stunden des jungen Eheglückes sind später die Verse in Webers „Twardowski“ geflossen:

„Wie lebten wir doch so glückliche Zeit
Weltfern in heitrer Genügsamkeit,
In Armut und in Segensfülle;
Das Städtchen am Wald, welch schöne Idylle! —
Dumpf war mein Haus: Du brachtest hinein
Warm atmendes Leben und Sonnenschein,
Du schufst es zur freundlichen Heimatstätte!
Der Goldlackstrauch auf dem Fensterbrette,
Das blanke Gerät, der reine Herd,
Wie war mir alles so traut und wert!
Die Brust voll Licht, voll mut'ger Gedanken,
So ritt und schritt ich zu Schwachen und Kranken,
Ein Helfer hier, ein Tröster dort,
Mit heilendem Trank, mit linderndem Wort.
Und wußtest Du mich in des Wetters Toben,
Wie hast Du gebebt und die Hände gehoben,
Gelauscht in der Nacht, bis die Straß' entlang
Fernher der bekannte Hufschlag klang!" —

Neben der Dichtung lebte die Musik im Hause Webers, diese schöne Kunst, von der Theodor Storm sagt, „sie löse alles Erdenleid in Wohllaut". Die Gattin des Dichters war eine treffliche Klavierspielerin, und er selbst beherrschte, wie bereits erwähnt schon in seiner Jugend mit Gewandtheit die Guitarre und war auch in der Theorie der Tonkunst wohlbewandert. Dabei besaß er eine gutgeschulte, volltönende, umfangreiche Tenorstimme und sang mit Vorliebe deutsche und schwedische Volksweisen, Löwesche Balladen und Schubertsche Lieder. Wie alle Dichter hatte er die Volksmusik besonders gern, jene unmittelbar dem Herzen entquellenden, einfachen, süßen Weisen, die mit leichtem rhythmischen Kranze die Worte des Dichters umschlingen und wie Glockengeläute aus dem Heimatdorfe in uns den Zauber und die Sehnsucht der Jugend wachrufen. Von den Meistern der klassischen Musik sprachen ihn Mozart und Beethoven am meisten an; namentlich der heitere, klare, melodieenreiche Schöpfer der „Zauberflöte" stand seinem Herzen nahe. Weber selbst hat eine Reihe Lieder komponiert; sie sind fast alle im Volkstone gehalten und bekunden, wie Kenner versichern, ein feines Tongefühl und eine hohe musikalische

Bildung. Neben dieser schöpferischen Gabe in der Tonkunst besaß Weber ein ausgezeichnetes musikalisches Gedächtnis, welches ihm ermöglichte, ganze Partieen aus Opern und Oratorien ohne Noten vorzutragen. Während seines Aufenthaltes in Wien hörte er einmal ein Schubertsches Lied singen. Mitten in der Melodie brach der Gesang ab. Nach langen Jahren wußte der Dichter dieses Lied, soweit er es vernommen hatte, getreu wiederzugeben, so daß es, wie eine spätere Vergleichung zeigte, in Ton und Rhythmus genau mit der Komposition übereinstimmte. — Bis zu seinem Ende blieb Frau Musika Webers Freundin, und frohe und teilnehmende Menschen, welche das gesellige Leben durch diese Kunst zu schmücken und zu erheitern suchten, fanden in seinem Heim stets willkommene Aufnahme. Überhaupt war Gastlichkeit eine Zierde seines Hauses. Zwar liebte der Dichter größere Gesellschaften im allgemeinen nicht, sondern suchte seine Erholung mehr in der zwanglosen Unterhaltung eines kleinen Kreises, aber gerade darin offenbarte sich seine liebenswürdige Persönlichkeit am schönsten und eigenartigsten. Dann bezauberte er alle Herzen durch seine Güte und Anspruchslosigkeit, durch seinen treuherzigen Humor und durch die schlichte, ungesuchte, aber geistvolle Art, mit welcher er über Fragen der Kunst und Dichtung zu plaudern wußte, wenn man nur richtig anzuklopfen verstand. — Zu den Vertrauten Webers in den Tagen seines jungen Eheglückes gehörte der damalige Kreisrichter Klocke in Dringenberg, ein edler Mann von reichem Wissen. Da dieser neben seinem Fachstudium mit Vorliebe Geschichte und Naturkunde trieb, an Blumenpflege und Bienenzucht seine Freude hatte und auch für unsere niederdeutsche Sprache und Dialektdichtung ein reges Interesse hegte, so fehlte es nicht an geistigen Berührungspunkten zwischen ihm und Weber, und noch nach langen Jahren, als sich ihre Lebenswege längst getrennt hatten, dachten beide Männer gern an die gemeinsam verlebten genußreichen Stunden zurück. Klocke war Senatspräsident in Königsberg, als „Dreizehnlinden“ erschien; er begrüßte das Werk mit warmer Bewunderung und war eifrig bemüht, in der Stadt Kants für die schöne heimatliche Dichtung Freunde zu werben. — Außer dem Kreisrichter Klocke verkehrten

namentlich Apotheker Roer und Frau in Driburg viel und gern im Hause des Dichters. Beide waren musikalisch gebildet, vor allem die Frau, deren seelenvolles Klavierspiel den geselligen Zusammenkünften im Familienkreise Webers einen besonderen Reiz verlieh. Die Liebe zur Musik war es auch, welche ein freundschaftliches Band zwischen dem Dichter und einem dänischen Pfarrer, Namens Birkedal, geknüpft hat. Von diesem Manne, der sich mehrere Monate zur Kur in Driburg aufhielt, lernte Weber die schönsten dänischen Volksweisen, z. B. das Lied „Holger Danskes Barndom“ (Holger Danskes Kindheit), dessen erste Strophe in Webers Übersetzung also lautet:

„Zu Leire am Walde, da grast das Wild,
Wo die Helden feierten Siege,
Zu Leire, da steht ein alter Schild,
Das war Holger Danskes Wiege.“

Ein Bildnis des liebenswürdigen Dänen hing noch nach Jahren in Webers Arbeitszimmer. Vertrauten Umganges pflog der Dichter damals auch mit Bernhard August Brüning in Münster, einem Kenner der Musik und Astronomie, der oft tagelang bei ihm als Gast weilte. Da das Naturinteresse Webers sich keineswegs auf sein eigentliches Fach beschränkte, sondern so vielseitig wie die Natur selbst war, so ging er gern auf die astronomischen Liebhabereien seines Freundes ein und verbrachte manche Abende mit ihm in eifrigem Studium der Sternkarten und Himmelsgloben. War es bei diesen und ähnlichen geistigen Bestrebungen auch oft mehr seine rege Phantasie als strengwissenschaftlicher Forschungseifer, wofür er Befriedigung suchte, so wußte er doch aus allem Stoff und Anregung für sich und andere zu gewinnen und hat seine Freunde auf ganz entlegenen Gebieten nicht selten mit Urteilen überrascht, die, ins Schwarze treffend, sein reichhaltiges Wissen und die natürliche Schärfe seiner Beobachtungsgabe schlagend bekundeten. —

Am 13. Februar 1851 wurde dem Dichter das erste Kind, ein Töchterlein, geboren, das in der Taufe den Namen Anna Friederike Elisabeth erhielt. Es war der Sonnenschein seines Hauses;

das Keimen und Aufblühen dieser zarten Menschenknospe zu beobachten, gewährte ihm ein unaussprechliches Glück, und in lauterer Herzenseinfalt ist er mit seinem Kinde selbst wieder zum Kinde geworden. Als die kleine Elisabeth heranwuchs, wurde der Vater ihr liebster Spielgeselle; an all ihren kindlichen Freuden und Sorgen nahm er lebhaften Anteil. Wenn kein Besuch oder keine Patienten bei ihm waren, so hatte sie jederzeit freien Zutritt zu seinem Studierzimmer, und nie störte ihn ihr munteres Geplauder. Stets war er gern bereit, auf ihre Fragen einzugehen und ihr, wenn sie darum bat, Märchen zu erzählen. Durch niedliche, selbsterfundene Geschichten wußte er die kleine Welt des Kindes mit dem ganzen Zauber süßer Traulichkeit zu beleben und auszuschmücken. Um Elisabeths Puppen bildete sich ein förmlicher Märchenkreis; jede hatte ihren Namen und ihre Erlebnisse. Aus dem unerschöpflichen Reichtum seines Gedächtnisses mischte er in die Unterhaltung mit seinem Kinde stets lehrreiche und anziehende Bemerkungen; dabei war er voll Scherz und Mutwillen, so daß das Töchterchen eine rechte Freude nur an dem hatte, was der Vater zugleich mit ihr vornahm. Wenn er zu Hause war, so wurde selbst am traurigsten Regentage dem Kinde die Zeit nicht lang. Ging er mit der Kleinen durch Wald und Feld, so machte er sie auf die Natur aufmerksam, zeigte ihr Blumen, Kräuter und seltene Gesteine, nannte ihr die Namen der Vögel, belehrte sie über deren Lebensweise und Flug und wußte die Stimmen der Tiere täuschend nachzuahmen. — Elisabeth hat das musikalische Talent ihrer Eltern geerbt. „Als kleines Kind,“ so erzählte sie mir, „stand ich am Klavier neben meinem Vater und sang mit ihm Volkslieder, freute mich über das herrliche Menu der Soldaten in „Kapitän und Lieutenant“ und weinte bittere Thränen über das traurige Ende des guten Kameraden. „Schön Rothtraut“ liebte ich nur des Kehrreims wegen, begriff aber nicht, wie man so Dummes singen konnte. Meine Mutter war, als ich etwa fünf Jahre zählte, meine erste Klavierlehrerin; bald aber, nach etwa vier Jahren, wurde sie rückenmarksleidend und konnte lange Jahre nicht spielen. Damit schwanden Technik und Lust, zumal da sie nun täglich Musik hörte.“ — In

den vollen Kranz dieses Familienglückes flocht der Tod ein dunkles Cypressenblatt, indem er den Vater Webers aus dem Leben abrief. Schon längere Zeit hatte der Greis an Brustkrebs gelitten, aber seinem Sohne das Übel verheimlicht, um ihn nicht zu betrüben, — da raffte ihn am 5. September 1852 eine Lungenentzündung rasch hinweg. Als Weber wenige Monate vor dem Ende des Vaters an dessen Seite durch den Wald ging, zeigte der 76jährige Greis auf einen morschen Ast und sagte: „Sieh, Fritz, der Sturm wird dieses dürre Holz bald fortnehmen, aber der Stamm wird nicht sonderlich darunter leiden. So wird auch mein Tod keine tiefen Wunden schlagen. Ich bin ja alt und schwach; die Wunde heilt leicht, und der Stamm wird weitergrünen.“ Der treue Sohn hat den edlen Toten lange und tief betrauert. Das verklärte Bild des Vaters begleitete ihn durch sein ganzes Leben. — Ein Jahr nach diesem Sterbefalle verließ die Familie Weber ihre bisherige Wohnung und bezog ein neuerbautes Haus in der Kurzen Straße, das hübsche und freundliche Zimmer hatte. Es lag neben dem Rathause und gehörte dem Bahnbeamten Franz Zengerling. Hier hat der Dichter bis zu seiner Übersiedlung nach Thienhausen gewohnt.

War Weber damals auch mit seiner ganzen Seele dem Stillleben der Familie hingegeben, so konnte er sich doch den Anforderungen der Zeit nicht ganz entziehen. In seinen politischen Anschauungen war während der letzten Jahre eine tiefgehende Wandlung eingetreten. Wir haben gesehen, daß er die Ereignisse von 1848 mit freudiger Begeisterung begrüßte, weil er glaubte, daß jetzt der Traum seiner Jugend von einem einigen, freien und mächtigen Deutschland Wahrheit werde. Die Entwicklung der Dinge erfüllte diese Erwartung nicht. Weber war kein Demokrat, wenn man mit diesem Worte den Begriff eines Idealisten verbindet, der, um mit F. Th. Vischer zu sprechen, „die Wirklichkeit verkennt, das Gesetz nicht achtet, der also, statt die gegebenen positiven Verhältnisse mit praktischem Schlüssel anzufassen, auf die Revolution spekuliert, mit deren Erfolge, wenn sie einen Zustand bewirkte, der die Willkür fesselt, er selbst zu allererst unzufrieden wäre“. Das kosmopolitische Freiheitsideal, jenes Vermächtnis der Heine-Börneschen

jungdeutschen Bewegung, die Phrase von der natürlichen Brüderschaft der Völker im Gegensatze zu dem Ehrgeize der Fürsten konnte den Dichter auf die Dauer nicht blenden. Sein lebendiger Sinn für alles Vaterländische kam bald wieder zum Durchbruche und, wenn auch für den Augenblick getrübt, lebte doch in seinem Herzen ein warmes, tiefes Gefühl für das Ehrwürdige in dem langjährigen geschichtlichen Bande zwischen Fürst und Volk.

Über eine Pöbelherrschaft dachte er wie Emanuel Geibel:

„Die Freiheit hab' ich stets im Sinn getragen,
Doch hass' ich eins noch grimmer als Despoten:
Das ist der Pöbel, wenn er sich den roten
Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen."

Als daher der erste Freiheitsrausch vorüber war, als die trüben Wogen einer hochgehenden Begeisterung sich zu glätten anfingen, als die begonnene Neugestaltung Deutschlands an der Schwierigkeit scheiterte, eine staatliche Form für die erträumte Einheit zu gewinnen, da konnte unserem Dichter das Unreife, Überhastete, Unklare der ganzen Bewegung nicht länger verborgen bleiben. Er erkannte, daß die wahre Freiheit nur unter dem Schilde des Rechtes, der Sitte und der besonnenen Mäßigung zu finden ist, und daß das Neue aus dem Alten hervorwachsen muß wie der Schößling aus seinem Stamme. Voll bitterer Enttäuschung schied er von dem Grabe seiner patriotischen Hoffnungen, aber doch gefaßten Sinnes, wie es dem Manne geziemt, der da weiß, daß eine ewige Gerechtigkeit in der Weltgeschichte lebt und daß wir dieser Gerechtigkeit nur in die Hände arbeiten, indem wir redlich wirken und schaffen, ein jeder an seinem Teile. — Als die Reaktion zum Siege gelangte, beklagte er ihre vielen Opfer, und namentlich das unglückliche Ende Robert Blums, dem Freiligrath ein zorndurchbebtes Requiem nachgesungen hat, erfüllte ihn mit tiefer Teilnahme. Dagegen erregte das tragikomische Schicksal Georg Herweghs, der sich bekanntlich mit einer Arbeiterschar an dem badisch-pfälzischen Aufstande beteiligte und als zweiter Horaz in der Schlacht bei Dossenbach oder Kandern sein Philippi fand, Webers Satire. Das Mißverhältnis zwischen dem weltbewegenden Schwunge des schwäbischen Freiheits-

lyrikers und der winzigen That des Parteiführers war zu auffallend, um nicht die Spottlust unseres Dichters herauszufordern:

„**Ritter Georg.**

‚Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle müssen Schwerter werden!'
Also riefst du, stolzer Ritter,
In der Zeiten Ungewitter
Zu des Aufstands wilden Horden.
Jeder riß! Was du erlesen,
Ist ein hölzern Kreuz gewesen
Und ein hölzern Schwert geworden.
O wie warst du wütend, kampfhaft
Recht gestimmt zum Schädelspalten,
Und wie hast den Span du krampfhaft
In der Scheide festgehalten,
Als du fuhrst mit deiner Frauen,
Kühner Fechter mit der Feder,
Schwitzend unterm Wagenleder,
Durch die blutbesprengten Auen,
Grimmiger als all die andern
In der großen Schlacht bei Kandern."

So lautet ein noch ungedrucktes Scherzgedicht Webers auf Herwegh, das wahrscheinlich in den fünfziger Jahren entstanden ist. Sonst tritt jetzt für mehr als ein Jahrzehnt das politische Moment in Webers Lyrik fast gar nicht mehr hervor. Dafür klingt die religiöse Saite um so stärker an. Einige der zu Anfange der fünfziger Jahre entstandenen Gedichte tragen noch deutlich die Spuren innerer Kämpfe; die bewegte Empfindung hat hie und da etwas Krankhaftes, und ein Weltwehton klingt zuweilen noch durch die reinen Akkorde dieser Poesieen. Mit Vorliebe verweilt die Phantasie des Dichters bei den Bildern des Todes und der Vernichtung. Wie Lenau hört er die Stimme der Vergänglichkeit überall in der Natur, in den Freudenchören des auferstehenden Lenzes, wie in den herbstlichen Grabchorälen des sturmdurchwehten Forstes. Mit einem: »Memento mori« schließt das am 19. April 1851 gedichtete Frühlingslied: „Wache auf!"

„Noch klopft dein Herz, noch schäumt dein Blut,
Und die Morgensonne mit Rosenglut,
Mit Lilienschnee dein Haar umglänzt,
Der Priesterin gleich, die das Opfer kränzt, —
Und du schläfst!

Horch, früh an der Esse, was schafft der Schmied?
Wach auf, wach auf, die Stunde flieht!
Die Nägel zu deinem Leichenschrein,
Vor Mittag müssen sie fertig sein!
Und du schläfst!"

Der Anblick der trauernden Herbstlandschaft, des Windes Klage um die toten Blumenkinder, mahnt den sinnenden Dichter an seine entschwundene Jugendzeit.

„Der Himmel, jüngst so blau und frühlingsklar,
Birgt seinen Gram in düstrem Wolkenkleide,
Und weiße Flocken wehn auf Hag und Heide,
Und weiße Flocken in mein dunkles Haar:
Ach schon Winter!

Verzagter Mann, du folgst mit feuchtem Blick
Den Wandervögeln, die gen Mittag ziehen?
Das sind des Lebens Freuden, die dich fliehen!
Wohl kehrt der Lenz, dir kehrt kein Lenz zurück:
Ach schon Winter!

Das ist der Träume leicht beschwingte Schar,
Die dich umschwärmt in heitren Jugendtagen!
Sie flattern fort; sei still; was frommt das Klagen?
Die Täuschung schwand, du weißt, was falsch und wahr:
Ach schon Winter!"

Der vielgewanderte Dichter, der des Lebens buntes Maskenspiel längst durchschaut hat, der vertraut ist „mit der Welt Geschicken, der Dichtung Blendwerk und der Weisheit Lehren", dem „der Wahn von Huld und Gunst so bald verrauscht", er ruft in trüber Stunde mit Persius aus: »O curas hominum! O quantum est in rebus inane!«

„Und wenn ich rückwärts nun die Blicke lenke
Und was ich wollt' und schaffte, litt und rang,
Des Mannes Arbeit wie des Jünglings Drang,
Preis und Gewinn abwägend überdenke:
Dann reut es mich der Müh', die ich verlor
Für wenig mehr als nichts. — War ich ein Thor? —
Ein Adamserbe, wie wir Adamserben,
Spätklug durch Schaden, hab' ich aufgehört,
Zu tändeln wie ein Kind mit bunten Scherben,
Und Plunder, den des Tages Glück beschert,
Mit meiner Träume Purpur reich zu färben.
Längst wurd' es Zeit, um bessres Heil zu werben;
Dies Leben ist des Lebens Qual nicht wert."

Wie dieser Spruch: „In trüber Stunde", so sind die von der gleichen wehmütigen Grundstimmung getragenen Liebeslieder: „Zwei Sterne" und „Seitabwärts von der Straßen" im Jahre 1851 entstanden, während die elegische Naturbetrachtung: „Schon Winter!" dem Jahre 1852 angehört. Die „zwei Sterne", welche auf gleicher Bahn zu wandeln scheinen und die doch himmelweit durch den Raum getrennt sind, es sind zwei brennende Herzen, zwischen denen sich nicht Brücke und Steg baut, und die trostlos in die Ewigkeit hinausschweifen. „Seitabwärts von der Straßen" ist im Volkstone gehalten und erinnert an Uhlands „Nachtreise". Ein Lied von echt lyrischem Reize ist das anmutige Naturbild: „Im Juni", welches Weber im Jahre 1853 dichtete. Im gleichen Jahre sind verfaßt: „Später Frühling", der Spruch: „Für Leben und Sterben", das Meerbild: „Die Seejungfrau" und die poetische Allegorie: „Der Schwan". Da die letztere in Webers „Gedichten" und „Herbstblättern" keine Aufnahme fand, so lasse ich sie hier folgen:

„Im rauhen Nordmeer treibt auf kalten Wogen
Einsam, vom Sturm verweht, ein junger Schwan;
Sein Flügelpaar, gewohnt die Wolkenbahn,
Ist matt gesenkt, gesenkt des Halses Bogen.
Ein langer Streif von purpurrotem Blut
Bezeichnet seine Fahrt auf grüner Flut;
Denn unterm Fittich, in der linken Seite
Steckt ihm des Jägers mörderischer Stahl.

Der du nur Lieder hast, du Sohn der Qual,
Wie reiztest du die schnöde Gier nach Beute?
Noch einmal schwelgt im Abendsonnenstrahl
Das müde Auge, und zum letztenmal
Verhallt sein Lied in öder Merresweite.

Er singt vom Südland, wo in stiller Bucht
An einem Ast sich spiegeln Blüt' und Frucht:
Von heitern Festen in verschollnen Jahren,
Da Götter Menschen, Menschen Götter waren,
Da Klotho goldne Lebensfäden spann
Und leicht das Dasein, wie ein Traum, verrann;
Vom Myrtenhain, vom Tempel der Verlornen,
Vom bleichen Marmorbild der Schaumgebornen,
Die mitternachts, wenn jedes Lüftchen schweigt
Und vom Vesuv nach Capris Felsenzinnen
Ihr Silbernetz die Mondesstrahlen spinnen,
Zum Meer hinab durch Säulentrümmer steigt.
Schon küßt die Flut der Göttin weißen Fuß,
Schon neigt sich sanft ihr schöner Leib zum Bade!
Der Ocean schwillt lüstern ans Gestade
Und wallt und rauscht und schäumt: das ist sein Gruß!
Und kost und wiegt und schmiegt die feuchten Wangen
An Hals und Brust mit glühendem Verlangen.
Tritonen blasen, wie vor manchem Jahr
Auf Thetis' Hochzeit; heitre Tänze schlingen
Des Nereus Töchter, die Sirenen singen
Und flechten Perlen in der Göttin Haar. — — —

Da schrillt die Klosterglocke aus den Bergen!
Die Göttin flieht, es flieht die muntre Schar,
In Muschelgrotten, in krystallnen Särgen,
In tiefster Nacht erschrocken sich zu bergen. —
Schwermütig summt den Pausilipp entlang
Der düstern Mönche dumpfer Chorgesang;
Vom rauchenden Vesuv nach Capris Zinnen
Ihr Silbernetz die Mondesstrahlen spinnen:
Sie zittern über Wald und Blumenbeet,
Sie weben um das Marmorbild, das bleiche,
Das unter Trümmern, eine Vorweltsleiche,
Einsam, mit schmerzlichstillem Antlitz steht. —

Im Tempelschutt verhallt ein banges Klagen,
Und durch die Haine, durch die Wasser geht
Ein leises Flüstern von vergangnen Tagen. — —
Der Schwan verstummt; kalt bricht die Nacht herein;
Hoch geht die See: bald wird sie ans Gestein
Des Klippeneilands einen Toten schwemmen.
Umstarrt von grauem Eis, von Gischt umschäumt,
Schläft auf des Nordens nackten Felsenkämmen,
Der von des Südens Duft und Glanz geträumt.
Er hat geträumt, geschwärmt — und ist verblutet.
Ein Dichterleben! — — Trüb vom Himmel scheint,
Von gelben Wolkenlocken überflutet,
Ein Sternenpaar, das um den Toten weint."

Ein bedeutender Wurf gelang Weber in der „Eisenbahnphantasie", einer Gedankenfreske, die von echt poetischem Glanze funkelt. Es ist ein modernes Gedicht, das sich Geibels: „Mythus vom Dampf", Anastasius Grüns: „Poesie des Dampfes" und Karl Becks: „Eisenbahn" würdig an die Seite stellt und mit seiner Zeit- und Weltperspektive, mit seinem farbigen Kolorit, seinen dröhnenden Rhythmen und manchmal etwas bizarren Reimen an Freiligraths beste Schilderungen gemahnt. Weber schrieb diese Phantasie, wie er mir erzählte, i. J. 1854 auf einer Fahrt nach Paderborn. Der damals ausbrechende Krimkrieg wirft seine Schatten in die poetische Betrachtung. „Schon grollt es dumpf herauf vom Ost", singt der Dichter,

„Schon zürnt der West, schon klirrt und knirscht der Januspforten alter Rost,
Der du der Völker Schicksal wägst, gefällt es dir, gieb uns ein Grab,
Nur Sklaventum, Mongolentum, o Gott des Lichtes, wend es ab!"

In den Anfang der fünfziger Jahre fällt auch der erste Entwurf der Gedichte: „Alexander" und „Verstiegen". Der „Alexander", welchen Weber erst zu Beginne der achtziger Jahre vollendete, behandelt eine Episode aus dem reichen Sagenkranze, der die glänzende Gestalt des macedonischen Eroberers früh umrankte, nämlich den märchenhaften Zug des Helden nach dem Paradiese. Weber entnahm seinen Stoff dem deutschen Alexanderliede des rheinischen Priesters Lamprecht; die übrigen Bearbeitungen der Sage, deren

gemeinsame Quelle eine im 3. Jahrhundert v. Chr. in Alexandria verfaßte romanhafte Erzählung ist, die teils anonym, teils als das Werk des Äsopus, später auch als das des Kallisthenes verbreitet und dem Abendlande durch zahlreiche Übersetzungen vermittelt wurde, dürften dem Dichter damals wohl kaum bekannt gewesen sein. Unser westfälischer Epiker weicht in manchen Punkten von seiner Vorlage ab. In der Dichtung Lamprechts tritt den macedonischen Kriegern an der Pforte des Paradieses ein ehrwürdiger Greis entgegen, der ihnen mit ernster Mahnung zur Umkehr einen Edelstein reicht. Der geheimnisvolle Stein werde den König lehren, sich zu gemâzen. Auf eine Wagschale gelegt, zieht der kleine Stein die mit Haufen Goldes belastete andere Schale empor, während er, sobald man ihn mit einem Krümchen Erde bedeckt, sofort in die Höhe schnellt, wenn auch nur eine Feder sein Gegengewicht bildet. Alexander aber erfährt, daß der Wunderstein ihn selbst versinnbilde, den unersättlichen Eroberer, den alle Schätze der Welt nicht zu befriedigen vermögen, während schließlich doch ein Häuflein Erde ihm und seinen titanischen Gelüsten ein Ende machen werde. Er folgt der Mahnung und wendet sein Herz zur Güte und Mäßigung. Gift macht seinem Leben ein Ende, und von allem, was er je errungen hatte, behielt er nichts mehr als sieben Fuß Erde wie der ärmste Mann, der je zur Welt kam. In Webers Romanze wehrt eine Jungfrau im Lichtgewande, die ein Palmenreis in der Hand trägt, dem Heldenkönige den Eingang in das verlorene Eden der Menschheit, und mit Worten, die an das Alexanderlied anklingen, ermahnt sie ihn zur Demut und zur Einkehr in sich selbst:

„Kommst du mit sanftem Sinne,
Mit weichem Kindermut?
Unholder! Hand und Brünne
Sind dir befleckt mit Blut.
Der Menschheit weise Schranken
Durchbrach dein frevler Hohn,
Doch dämpft die Wahngedanken
Ein strenger Gott, du Erdensohn!

So renne denn und jage,
Bis du zu Boden sinkst,
Bis du mit grimmer Klage
Die eigne Thräne trinkst.
Der Menschheit stiller Garten
Läßt nur die Stillen ein,
Die hier in Sehnsucht warten,
Des Gottesgartens wert zu sein.

Den du gebaut aus Scherben,
In Scherben bricht dein Thron;
Kein Enkel wird ihn erben,
Selbst nicht dein junger Sohn.
Dir bleibt, um auszuruhen,
Dir, der die Welt gewann,
Ein Raum von sieben Schuhen,
Gleichwie dem allerärmsten Mann."

Diese Voraussagung seines nahen Endes erschüttert den kühnen Eroberer; er giebt sein vermessenes Vorhaben auf, und es ist ihm, als vernehme er schon „seinen Leichensang zu Babylon".

An den „Alexander" reiht sich die sinnvolle Allegorie: „Verstiegen", welche Weber erst am 30. Juni 1893 zum Abschlusse brachte. Sie schildert uns das Los des Zweiflers:

„Unselig, wer sich hinterdeckt, wer auszugrübeln sich vermißt
Der Welt uraltes Rätsel, das dem Menschengeist unlösbar ist!
Blei seine Flügel, wenn er sich aufschwingen will zum Ätherraum,
Und im Gedankenocean sein Taucherrüstzeug Federflaum."

Aus dem freundlichen Dörflein führt ihn der Weg durch grüne Matten und hochragenden Wald zu Heideland und Sumpf und dann hinauf über Geröll und Gestein, über Bergeshäupter zu schauerlichen Klüften und Felsen, um endlich auf schneeigen Gipfeln in eisiger Öde zu enden.

„Bedeckt mit Eis, von Eis umstarrt, ein Klippeneiland, kahl und leer!
Wie eine düstre Mauer rings, und unter ihm ein Nebelmeer
Und über ihm die wilde Jagd von Wolken, die im Sturme fliehn,
Gespenster, die des Leichentuchs zerrißne Fetzen nach sich ziehn.

Des Windes Wut zerzaust sein Haar und zerrt sein Kleid. Sein Herz erbebt:
Kein dürres Blatt, kein welker Halm; hier herrscht der Tod, hier stirbt, was lebt!
Ist das die Welt, nach der er rang? Die weite Schau von grüner Alm?
Das große Licht? — Er stiert entsetzt hinauf, hinab in Dunst und Qualm.

Wie lag, das er im Wahn verließ, sein Thal im schönsten Frühlingstraum!
Die Schwalbe sang vom Lindenast, in Blüten stand der Apfelbaum!
Wie wogte durch die linde Luft, als er mit frevlem Mut entfloh,
Zum Orgelklang der Pfingstgesang: „Komm, heil'ger Geist", so hoffnungsfroh!

Und schallt nicht aus dem Grunde dort der Heimatglocke Nachtgeläut'?
So weint um ihr gestorbnes Kind das Mutterherz voll Traurigkeit.
Er denkt mit Sehnsucht, wie er oft am armen ländlichen Altar
Als Knabe lag auf seinen Knie'n und beten konnt' und glücklich war.

Zurück, zurück! Er sucht den Steig! Umsonst, der Abgrund gähnt ihn an.
Er forscht und späht: kein Strauch, kein Spalt, der Hand und Fuß ihm stützen kann.
Verwirrt, verirrt! — Unsel'ger Mann: wird er in dumpfem Trotz vergehn?
Will er demütig, schuldbewußt um Gnad' und Licht von oben flehn?

Da steht er, trostlos, rettungslos auf diesen nackten Stein gebannt,
Wie einst, verlockt von Jagdbegier, ein andrer auf der Martinswand;
Ein Opfer halbverstandnen Drangs, wenn nicht, erbarmungsvoll gerührt,
Der Himmel einen Boten schickt, der den Verlornen heimwärts führt."

Die Forschung, so sagt uns diese Dichtung, wird die letzten Rätsel des Lebens nie lösen. Der Mensch bleibt, was sein Wissen von der Welt angeht, der Bergmann Pascals: im dunklen, tiefen Schachte hängt er, vor der Brust das Grubenlicht, unter ihm, über ihm Nacht, vor ihm das harte Gestein, und in der Hand Fimmel und Fäustel. Aber diese Erkenntnis der Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens und Strebens drückt den Dichter nicht nieder, er bescheidet sich in Entsagung und Geduld, und in die göttliche Offenbarung sich versenkend, findet er in seinem Glauben die Quelle jener Einheit des Denkens und Fühlens, deren der große Dichter bedarf, um Werke von unvergänglicher Dauer zu schaffen.

Je ernster überhaupt die Stimmung Webers durch die Erfahrungen seines Lebens wurde, um so mehr stärkte und vertiefte sich seine religiöse Gesinnung. In dem weltentrückten Asyl seines stillen Waldthales, von dem kirchlichen Leben einer fromm-gläubigen Gemeinde umgeben, wandte sich sein Geist wieder ganz den religiösen Gedanken zu, unter deren Einwirkung er herangewachsen war. Hatte er schon als Knabe, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „gern der Prophetenklage wie dem Psalter gelauscht“, so las er jetzt mit erneutem Eifer die Bibel, und manche seiner schönsten Gedichte aus dieser Epoche seines Schaffens sind lebendige Zeugnisse eines reich entfalteten, Gott suchenden Innenlebens.

„Es war in des Novembers finstren Tagen,
Die Sonne fern, verblichen Blatt und Blüte:
Die Flur, daß sie der Armut Blöße hüte,
In graue Nebelschleier eingeschlagen.
Ich blickte tief hinein in mein Gemüte;
Mit Walther, meinem Freunde, mußt' ich fragen
Voll Harm: ‚wie man zer Werlte solte leben?‘
Ratlos wie er, wußt' ich nicht Rat zu geben;
Mich überkam ein Trauern und Verzagen. —
Da griff ich wieder nach dem heil'gen Buche,
Das vielen ward zum Segen, auch zum Fluche,
Weil sie den Geist verkennend Worte lallten.
Ich las und las mit Sinnen und Betrachten;
Und dann, — hier stand's, bei Sankt Johann im Achten:
‚Ich bin das Licht der Welt!‘ — Da mußt' ich halten.
Ich trat ans Fenster; lange dacht' ich, lange,
Und bot der Nachtluft die erhitzte Wange.
Der Nebel glitt hinab am Hügelhange:
Mein Rätsel war gelöst. Hell schien im Norden
Der Angelstern, und ich war still geworden.“

Was ein neuerer Kritiker von Longfellow sagt, das gilt auch fortan von Webers Dichtung: „Wie ein fernes Gebirge, von immer leuchtenden Morgenstrahlen verklärt, schaut der Gedanke der Ewigkeit in die bunte Welt seiner Poesie hinein. Zu ihr flüchtet er aus dem ewig wechselnden Gebiete irdischen Ringens, Lebens und Strebens. An ihr stärkt er sich und rafft er sich empor zu

unerschütterlichem Mute und heiliger Freude. Die ernsten Gedanken, die sie einflößt, scheut er nicht und weist sie nicht von sich, wie so viele, die sich starke Geister nennen."

Alles, was Weber seit der Mitte der fünfziger Jahre geschrieben und gedichtet hat, trägt jenes edle, einheitliche, christliche Gepräge, an dem wir den Sänger von „Dreizehnlinden" schon von weitem erkennen. Aller zeitliche Flitter fällt jetzt mehr und mehr von ihm ab, und immer leuchtender und herrlicher enthüllt sich uns der wahre innere Kern seines Wesens. Sein geistiges Bild, wie es heute im Volke lebt, hat damals seine Ausgestaltung und Vollendung erhalten.

Fruchtbarer als der Dichter war während dieser Periode der Übersetzer Weber. Für den Entwicklungsgang unseres westfälischen Epikers ist es höchst charakteristisch, daß er sich zu größeren selbständigen Schöpfungen durch eine Reihe von Übertragungen vorbereitete, während andere junge Talente in der Regel, ihre Kraft überschätzend, mit umfassenden eigenen Produktionen beginnen und dann erst, durch das Mißlingen darauf hingewiesen, sich zu beschränken, allmählich den Weg einschlagen, der zum Gipfel führt. Das Übersetzen betrachtete unser Dichter als ein vortreffliches Mittel zur Ausbildung seiner poetischen Kunst und metrischen Gewandtheit, und in allen Lebensperioden fühlte er sich getrieben, an größeren und kleineren Dichtungen des Auslandes das Amt des poetischen Dolmetschers auszuüben. Es liegt in diesem Übersetzungseifer Webers ein neuer schöner Beweis für die Universalität des deutschen Geistes, sowie ein gutes Stück edler Selbstverleugnung, ein bescheidenes Zurücktreten des eigenen Dichtens vor fremden Schöpfungen, deren Genuß er seinem Volke vermitteln wollte. Seine Übersetzerthätigkeit erstreckte sich während der vierziger und fünfziger Jahre hauptsächlich auf die nordische Dichtung. Namentlich zog ihn die schwedische Litteratur an und innerhalb dieser wieder am meisten Esaias Tegnér, für den er schon als Student geschwärmt hatte. Die von Lord Byron beeinflußte, formschöne und innige Ritterromanze „Axel" war das erste Werk des schwedischen Dichters, welches Weber verdeutschte. Selten ist eine Übersetzung unter so

eigentümlichen Umständen verfaßt wie diese poetische Nachbildung. Wie mir Weber erzählte, lernte er im Sommer 1849 an jedem Morgen einige Stellen aus dieser Dichtung auswendig, die er dann im Laufe des Tages, während er durch Wald und Flur zu seinen Kranken ritt, in deutsche Verse brachte. Seine Braut, der er, wie ich schon erwähnte, den „Axel" widmete, erkannte sofort die hohe Bedeutung dieser herrlichen Übertragung und riet ihm, sie herauszugeben. Er aber wollte von einer Veröffentlichung nichts wissen und meinte lächelnd: „Du siehst das alles mit den Augen der Liebe an." Der bescheidene Dichter war aber im Unrecht, als er annahm, daß der kritische Blick seiner Verlobten durch die Liebe getrübt sei. Der „Axel" kann vor dem Richterstuhle des strengsten Kritikers mit Ehren bestehen. Die Gabe der Nachempfindung erreicht in dieser Dichtung eine Höhe, zu welcher sich nur ein geborener Poet aufzuschwingen vermag. Tegnérs Romanze ist vor und nach Weber vielfach ins Deutsche übertragen. Den Reigen der Übersetzer eröffnete i. J. 1823 Schley, ihm folgte 1829 Mohnike, 1856 Esmarch, 1859 Schullern, 1862 Lobedanz, 1877 Vogel. Aber weder diese noch die 1875 anonym bei Reclam erschienene Verdeutschung des „Axel" können sich auch nur annähernd mit der hohen Formvollendung der Weberschen Nachbildung messen. Mehr als alle anderen strebt Weber Wörtlichkeit der Übersetzung an, aber er bindet sich durchaus nicht sklavisch an das Original. Die wörtliche Wiedergabe des fremden Textes ist, namentlich bei einem Dichtwerke, häufig keineswegs die richtige und wahre. Sie ist, wie ein moderner Kritiker richtig bemerkt, oft ebenso lügnerisch wie die ganz genaue Abspiegelung des Antlitzes auf der photographischen Platte: alle Züge sind da, alle Verhältnisse richtig, und doch ist das Bild nicht ähnlich, es fehlt der Ausdruck, das Leben. So geht auch bei einem starren Festhalten des Wortlautes in der Übersetzung der poetische Inhalt, der Reiz und Duft des fremden Gedichtes oft gänzlich verloren. Denn der Geist der Sprachen ist ja ein verschiedener, und was in der einen poetisch klingt, kann gerade bei wortgetreuer Übersetzung in der anderen Sprache eine alle dichterische Stimmung störende Wirkung hervorrufen. Weber nun weicht

niemals ohne zwingenden Grund von dem Originale ab, doch wo er Umschreibungen und Änderungen vornimmt, da zeugen diese von hohem Geschmack und Zartgefühl. Oft weiß er durch eine kleine Verschiebung die Ideen und Vorstellungen des fremden Dichters so mit dem Genius unserer Sprache in Einklang zu bringen, daß der Eindruck auf den Leser ein völlig harmonischer und ungestörter ist. Seine Übersetzung des „Axel" liest sich wie ein Originalgedicht. Sie enthält Stellen von bezaubernder Schönheit und Klangfülle. Die Darstellung des Überfalles im Grenzwalde der Ukraine, die Schilderung des Frühlingsabends, an dem Axel seiner Retterin Maria das Geständnis seiner Liebe ablegt, der Abschied des jungen Helden und endlich das tragische Wiedersehen der Liebenden im Kampfgewühle von Sotaskär — alle diese Partieen geben an Glanz der Sprache, an Wohllaut der Verse der schwedischen Dichtung nichts nach. Ich kann mir nicht versagen, aus der Schilderung des Liebesabends einige Verse einzuflechten:

„Einst kam der Abend. Schlummernd sank
Der Tag im West mit müden Schwingen.
Und still wie Memphis Priester gingen
Die Sterne ihren leisen Gang.
Froh stand die Erd' im Himmelsglanze,
Wie unterm Baldachin die Braut
Errötend, lächelnd vor sich schaut,
Das dunkle Haar im grünen Kranze.
Ermattet von des Tages Lust
Saß die Najad' am Rand der Quelle,
Gleich einer Ros' erglühte helle
Das Abendrot auf ihrer Brust.
Im Mondlicht schwebten Liebesgötter,
Jetzt los und frei, da ihren Flug
Der Tag nicht mehr in Fesseln schlug,
Mit lichten Waffen durch die Blätter
Des Hains, der Ehrenpforten bog,
Durch welche jüngst der Frühling zog,
Und lockend aus den Eichenbüschen
Sang eine Nachtigall dazwischen
Ihr Lied so unschuldsvoll, so schön
Wie zarte Strophen von Franzén.

Es war, als ob die Schöpfung sage,
Daß ihre Feierstunde schlage,
So rege war's, so still in ihr,
Du hörtest ihre Pulse schier.
Da gingen Hand in Hand geschlungen
Die beiden selig und berauscht,
Und wie ein Brautpaar Ringe tauscht,
So tauschten sie Erinnerungen.
Er sprach von seiner Jugendzeit,
Von seiner Mutter Zärtlichkeit.
Im Haus von Fichtenholz, dem roten,
Das in des Nordlands Tannen stand,
Er sprach vom teuren Vaterland
Und seinen Schwestern, längst schon toten."
u. s. w.

Von dem Sänger der Frithjofssage übersetzte Weber noch außer den bereits erwähnten Gedichten: „Entsagung", „Friedensstimmen" und „Die Küsse", das Lied: „Die Zugvögel", ferner die an Geibel anklingende zarte Liebesweise: „Zu lange schon" und „Der Riese Finn". Der letztere ist erst am 25. März 1869 entstanden.

Nächst Tegnér liebte Weber von den schwedischen Dichtern vor allen Johann Ludwig Runeberg. Dieser edle Volkssänger Finnlands, der am 5. Februar 1804 in Jakobstad geboren wurde und nach beendigten Universitätsstudien und mehrjähriger Thätigkeit als Hauslehrer im Dorfe Saarijärvi, zunächst als Docent an der Universität zu Helsingfors und dann seit 1837 als Lektor am Gymnasium in Borgå wirkte, wo er am 6. Mai 1877 starb, hat die Poesie seiner Heimat mit frischen Säften geschwellt und dadurch die Weltlitteratur bereichert. Im Jahre 1830 trat er zuerst mit lyrischen Versuchen hervor, denen er das epische Gedicht: „Das Grab in Perrho" (Grafven i Perrho), die Idyllen „Hanna" und „Der Weihnachtsabend" (Julqvällen) u. a. folgen ließ, bis er mit seinem Hauptwerke „Fähnrich Stahls Erzählungen" (Fänrik Ståls Sägner), von denen der erste Teil 1848, der zweite 1860 erschien, eine Volkstümlichkeit erlangte wie keiner seiner neueren schwedischen Sanggenossen. — Wenn ich nicht irre, war Weber der erste, der

als Meister des Wortes Dichtungen Runebergs in Sinn und Klang den Originalen entsprechend in unsere Muttersprache übertragen hat. Zu Anfang der fünfziger Jahre übersetzte er aus Fähnrich Stahls Erzählungen die frischen und packenden Schlachtenbilder: „Lieutenant Zidén“, „Von Konow und sein Korporal“ und die Satire: „Der König“. Im Jahre 1855 verdeutschte er die Lieder: „An der Quelle“, „Das Schiffermädchen“ und „Jüngling und Morgenstern“; an diese reihen sich 1858 „Sonntagsernte“ und „Bauer Pavo“ und elf Jahre später „Markterinnerung“ und das „Grab in Perrho“. Auf die letzteren werde ich noch zurückkommen. — Alle diese poetischen Nachbildungen stehen durchweg auf gleicher künstlerischer Höhe. Und nicht minder reizvoll sind Webers Verdeutschungen einzelner Gedichte von Nicander, Vitalis und Grafström, sowie die Übertragungen aus den Werken der Dänen Öhlenschläger, Ingemann, Bagger, Holst und Winther und des Norwegers Welhaven, die fast sämtlich dieser Schaffensperiode angehören. —

Ein neuer Wirkungskreis eröffnete sich Weber, als er im Jahre 1856 als Brunnenarzt nach Lippspringe berufen wurde. Das dortige Bad war im Jahre 1844 in den Besitz zweier Paderborner Bürger, des Amtsrates Risse und des Kaufmannes Hesse, übergegangen, und die beiden Eigentümer des Gesundbrunnens, welche die Entwicklung des damals noch wenig bekannten Kurortes durch Errichtung vieler hübschen Bauten und Erweiterung und Verschönerung der Parkanlagen bedeutend gefördert hatten, waren jetzt bemüht, eine neue tüchtige Kraft für das Bad zu gewinnen. Ihre Blicke richteten sich auf Doktor Weber, der als einer der gewissenhaftesten, kenntnisreichsten und gesuchtesten Ärzte im Paderborner Lande bekannt war. Die mit ihm gepflogenen Unterhandlungen führten am 31. März 1856 zu dem Ergebnisse, daß Weber die ihm angetragene Stelle als Brunnenarzt in Lippspringe annahm. Damit trat eine große Veränderung in seinen äußeren Lebensverhältnissen ein, indem er nämlich genötigt war, für die Badezeit seinen Aufenthalt in Lippspringe zu nehmen. Am 15. Mai pflegte er dort alljährlich einzutreffen und erst in der zweiten Hälfte

des Septembers zu seiner Familie, die in Driburg wohnen blieb, zurückzukehren.

In seiner im Jahre 1858 erschienenen Schrift: „Die Arminiusquelle zu Lippspringe", hat Weber uns die Stätte seiner neuen Berufsthätigkeit näher geschildert. „Das kleine Städtchen Lippspringe," heißt es dort, „ist in einer sandigen Ebene gelegen. Dasselbe hat 11 öffentliche und 437 Privatgebäude, eine katholische und eine evangelische Kirche und 2072 Einwohner. Der hauptsächlichste Erwerbszweig ist Ackerbau und Viehzucht; da sich indes der besonders gegen Westen sandige und moorige Boden durch Fruchtbarkeit nicht auszeichnet, so blieb eine große Anzahl der Bewohner ziemlich unbemittelt, bis mit der steigenden Blüte des Bades sich der allgemeine Wohlstand hob und man auch in Bezug auf unsern Kurort sagen durfte: »Aquae condunt urbes«. — Das dem westfälischen Volkscharakter eigentümlich zähe Festhalten am Althergebrachten giebt sich durch eine kleidsame Nationaltracht leider nicht mehr zu erkennen; nur die Frauen und Mädchen aus dem benachbarten Fürstentum Lippe-Detmold machen sich durch ihre breiten weißen Kragen und bänderreichen Mützen bemerklich. Dort und in der Senne, einer nordwestlich und westlich sich weithin streckenden Sand- und Heidefläche, erinnern noch die zerstreut liegenden Bauernhöfe, denen des Ansiedlers ‚Behagen an Feld und Hain und Quelle' ihre Entstehung gab, die kräftigen Gestalten, das blonde Haar und die blauen Augen des Landvolkes an die germanische Urzeit, sowie die Einrichtung der Häuser und die in Pferdeköpfe auslaufenden Giebelspitzen derselben an die Tage Wittekinds und das weiße Sachsenroß." — Die Umgebung des Bades mit ihren hübschen Parkanlagen, ihrem anmutigen Wechsel von Wald und Heide, Kornflur und Wiesengrund, bietet ein freundliches Landschaftsbild, dem die ferne dunkle Kette des Teutoburger Gebirgswaldes einen stimmungsvollen Hintergrund verleiht. Auch der Reiz der Romantik fehlt diesem Naturbilde nicht ganz. Ostwärts an der Haupt-Lippequelle erheben sich die Ruinen der „Tempelherrenburg", in welcher manche Altertumsforscher jenes »castrum super Lippiam« vermuten, das nach dem Berichte des Poeta Saxo Karl

der Große dort erbauen ließ. „Noch heute," sagt Weber, „geben die Mauern Zeugnis von der ehemaligen Mächtigkeit des Kastells, von den schweren Zeiten, die es gesehen und — während zu seinen Füßen die Lippe für und für ihre klaren Wellen ergießt — von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller menschlichen Strebungen."

Als Weber im Frühlinge 1856 zuerst nach Lippspringe kam, waren die Parkanlagen, welche die Quelle umgaben, zwar erst im Aufblühen begriffen, aber doch schon recht freundlich und gefällig, und für die Bequemlichkeit der Kurgäste war sowohl in ihren Wohnungen als in dem Bade gut gesorgt. In den Kurhäusern und im Salon der „Concordia" fand man politische und belletristische Zeitschriften und was sonst der Buchhandel Interessantes darbot; auch brachten Morgen- und Abendkonzerte Anregung und Abwechslung in die einförmige Stille des ländlichen Idylls. — So fühlte sich denn Weber in seinem neuen Wirkungskreise bald heimisch, zumal die Eigentümer des Bades alles thaten, um ihm den Aufenthalt dort möglichst angenehm und behaglich zu gestalten. Seine ärztliche Praxis mehrte sich von Jahr zu Jahr und gewann schließlich einen solchen Umfang, daß er den Anforderungen der zahlreichen Hilfesuchenden kaum genügen konnte. Unter der schweren Arbeitslast, die auf ihm ruhte, begann seine Gesundheit zu leiden. Eine schmerzhafte und verstimmende Reizbarkeit der Kopfnerven stellte sich jetzt von Zeit zu Zeit bei ihm ein, nahm mit den Jahren beständig zu und bereitete ihm manchen qualvollen Tag und manche schlaflose Nacht. Trotzdem hielt er sich mannhaft aufrecht und zeigte seinen Patienten stets eine gleichmäßig heitere Laune. In der Einteilung seines Tagewerkes beobachtete er auch in Lippspringe die größte Regelmäßigkeit. Schon in der Frühe um 6 Uhr war er auf der Promenade und blieb den ganzen Morgen ununterbrochen thätig. Nachdem er dann um ein Uhr zu Mittag gespeist und nach Tische etwas geruht hatte, schrieb er seine Krankenjournale und widmete sich für den Rest des Tages wieder seinen Patienten. Die Zeit seiner Erholung und Muße waren die Stunden von 8—10 Uhr abends. Dann vereinigte sich um ihn im Alten Kurhause, worin er ein sehr hübsch eingerichtetes Zimmer bewohnte,

ein kleiner auserlesener Kreis von Freunden und Bekannten, und es entwickelte sich eine zwanglose Geselligkeit, der gemeinsame Lektüre und ein anregendes Gespräch über Fragen der Kunst und Dichtung einen höheren geistigen Inhalt gaben. Zu den regelmäßigen Besuchern dieser Leseabende gehörten u. a. der Kreishauptmann Albrecht aus Ülzen, der Webers reges Interesse für niederdeutsche Sprachforschung teilte, und der Oberamtmann Stölting aus Celle, ein Verehrer altklassischer Litteratur, eifriger Münzensammler und Blumenfreund, der wegen seines blühenden Aussehens und seiner heiteren, rosigen Gemütsart den scherzhaften Beinamen „die Rose von Celle" führte. Seine Tochter Alwine, die seit der Kindheit an einem organischen Herzfehler litt, eine Dame von feiner Bildung und einem ausgeprägten Schönheitsgefühl, gehörte zu den treuesten Freundinnen Webers. Sie brachte seinen Dichtungen das zarteste Verständnis entgegen und war eifrig bemüht, die vielfach zerstreuten Kinder seiner Muse zu sammeln und abzuschreiben. Jahrelang stand sie mit ihm in brieflichem Verkehre und weilte öfters in seinem Hause als Gast, wo sie von den Kindern als „Tante Ine" geliebt und verehrt wurde. — Ein Teilnehmer der Leseabende war auch Richard Müller aus Stettin, Direktor der dortigen Provinzial-Zuckersiederei, der während der fünfziger und sechziger Jahre fast jeden Sommer Lippspringe zu besuchen pflegte. Er war der Vater des bekannten Orientalisten Dr. August Müller, der am 12. September 1892 als Universitätsprofessor in Halle starb. Musikalisch hochbefähigt und voll regen Sinnes für Litteratur und Kunst, war er dem Dichter in herzlicher Freundschaft zugethan; seine rührende Besorgnis für das körperliche Wohl Webers äußerte sich in tausend kleinen Aufmerksamkeiten, so daß dieser ihn scherzend seine zweite Frau nannte. Nicht minder nahe Beziehungen unterhielt der Dichter mit einem Landsmanne Richard Müllers, Karl Meister, der wegen seiner auffallenden Schönheit unter den Lippspringer Kurgästen allgemein »le beau Charles« hieß. Aus einem alten Patriciergeschlechte Stettins stammend, war er dort später österreichischer Konsul und blieb mit Weber, der ihn wegen seines treuen Gemütes, seines lauteren Charakters und seinen trockenen Witzes

besonders hochschätzte, in regem persönlichen und brieflichen Verkehre. Meister starb am 24. Oktober 1898 in seiner Vaterstadt. Sein Sohn Karl, jetzt königlicher Forstmeister zu Knesebeck in Hannover, der als junger Lateinschüler auf der Promenade zu Lippspringe über seine Studien unserem Dichter zuweilen Rede und Antwort stehen mußte, hat die Freundschaft mit der Familie Weber gewissermaßen als väterliches Erbstück überkommen. In Erinnerung an die ihm von unserem Dichter erteilten scherzhaften kleinen „Lektionen" meint er heute noch: „Doktor Weber ist mein Mentor fürs Leben geblieben."

In den Anfang der sechziger Jahre fällt Webers Bekanntschaft mit dem Herrn v. Heimburg, dem jetzigen großherzoglichen Oberhofmarschall in Oldenburg, einem ernsten, hochgesinnten Offizier, der die feine Bildung eines erfahrenen Weltmannes mit einer natürlichen Wahlverwandtschaft zur Poesie vereinigte. Er hat seine Erinnerungen an Weber in einem Briefe vom 13. November 1896 niedergelegt, den ich als wertvollen Beitrag zum Gesamtbilde des Dichters auszüglich hier mitteile. „Weber war," so schreibt Herr v. Heimburg über unseren Dichter, „der Trost meiner seligen Frau und wurde von ihr, wie ja von allen seinen Patienten, nicht allein als pflichtgetreuer und erfahrener Arzt hochgeschätzt, sondern auch als mitfühlender Mensch aus vollem Herzen geliebt und verehrt. Mir war er ein stets aufrichtiger Freund, und für mich werden die vielen Abende, die er nach mühevoller Berufsarbeit mit mir verbrachte, unvergeßlich bleiben. In traulichem Gespräch begegneten wir uns in unserm gemeinschaftlichen Interesse für Litteratur und Kunst, in so vielen Gedanken über die Zeitgeschichte der damals sich vorbereitenden großen Epochen unseres Vaterlandes. Sein ernster, männlicher Charakter, sein wohlwollender Sinn, seine Herzenstüchtigkeit, die ausdauernde Energie, mit welcher er sein damals schon recht fühlbares eigenes Leiden zu bekämpfen suchte, waren für mich erhebend und stärkend zugleich, er gab mir ein tröstendes Beispiel, wie man das von Gott beschiedene Geschick zu tragen habe. Seine litterarischen Bestrebungen, welche seitdem mit immer größeren Erfolgen gekrönt wurden, waren es hauptsächlich, die uns



F. W. Weber.
1857.



manche Stunden lebhaft beschäftigten und unsere Gedanken von der leidenden Umgebung abzogen. Die ganze Poesie seines Innern kam dabei zu Tage, und mit welch feinem Verständnis für das seelische und physische Leben der Menschen wußte er die erfrischenden Anklänge aus der damals noch wenig bekannten nordischen Litteratur hervorzuheben! Wahrlich, es war ein Vergnügen, dann seine echte deutsche Reckennatur sich entfalten zu sehen."

Noch einer edlen Frau habe ich zu gedenken, die unserem Arzte überall, wo es galt, Not zu lindern und Trost zu spenden, als treue Helferin zur Seite stand. Es ist die Gräfin Klara von Bassewitz, die sich jahrelang mit ihrer kranken Nichte Lila in Lippspringe aufhielt. In einem Briefe vom 30. Oktober 1897 kleidete sie ihre Erinnerungen an Weber in die Worte: „Er selbst, der treue Entschlafene steht noch, wie er in damaliger Zeit war, klar in meinem Gedächtnis: edel, ritterlich, fast reckenhaft, kühn und doch zart in seinem Auftreten, mit tiefem Ernst und Pflichtgefühl, dabei sprudelnd von Geist und Leben. Eine Gedankenfülle, die oft überquellen wollte, wenn die Last der Arbeit ihn in die Realität des Lebens zurückzog. So steht er vor mir! hoch poetisch, groß angelegt und groß in der Ausübung."

Brachten diese in Lippspringe angeknüpften Verbindungen dem Dichter mehr oder minder Gewinn für Geist und Herz, so verflüchtigten sich dagegen naturgemäß andere der dort gemachten Bekanntschaften zu gelegentlichen Begegnungen. So lernte er u. a. den berühmten Tondichter Heinrich Marschner kennen, der seinen leidenden Sohn nach Lippspringe begleitete. „Das Herz blutete mir," so erzählte Weber, „als ich den unrettbar dem Tode verfallenen Jüngling sah und dem Vater keine Hoffnung auf eine Wiedergenesung des Sohnes machen konnte." — Ein freundliches Andenken bewahrte der Arzt dem Schlachtenmaler Wilhelm Debors, der als fünfjähriger Knabe mit seiner Mutter in Lippspringe war. Unter den Linden der Promenade liegend, zeichnete und skizzierte der Knabe den ganzen Tag, so daß die Mutter unserem Dichter, dem der kleine Künstler seine Bilder vorzulegen pflegte, mit beweg=

lichen Worten klagte, das Kind habe gar keine Lust zu lernen, sondern wolle nur zeichnen und malen. —

Wenn der Herbst ins Land kam, und Webers Thätigkeit in Lippspringe beendet war, widmete er sich zu seiner Erholung dem edlen Weidwerke. Er war bekannt als tüchtiger Schütze, der alles unweidmännische Wesen streng rügte. Liebe Gefährten waren ihm seine Hunde, die er stets gern um sich hatte und die er, wie überhaupt alle Tiere, als einen unendlich belehrenden Kommentar zum Menschen betrachtete. „Man unterschätze die geistigen Fähigkeiten der Tiere," sagte er, „wie man die des Menschen überschätze." Von Webers Jagderlebnissen entwirft uns ein bekannter Lippischer Weidmann, der „alte Pape" in Dudenhausen, in schlichter Jägersprache ein anschauliches Bild. Er erzählt: „War die Saison zu Ende, so kam er regelmäßig einige Zeit nach Dudenhausen, um sich zu erholen. Unsere Bekanntschaft wurde durch Onkel ‚Karl', meinen Schwager Bobbert, vermittelt. Dem hatte er in jungen Jahren einen Fuß gerettet, der ihm abgenommen werden sollte, und die beiden waren sehr befreundet geworden.

„Wir gingen alle Tage auf die Jagd, hinter Hühner und Hasen, Rehbock, Fuchs und Dachs. Weber war ein edler Mensch, ein gewissenhafter Arzt und ist ein großer Dichter geworden, aber wohl nur wenigen wird es bekannt sein, daß er auch ein sehr tüchtiger Jäger und vortrefflicher Schütze gewesen ist. Zudem hatte er trotz allen Studierens seinen gesunden Menschenverstand behalten. Durch ihn habe ich auch das Fuchsfangen gelernt. Er gab mir Rezepte zu ausgezeichneten Witterungen, auch eine Adresse in Berlin, von wo ich mir einen Schwanenhals kommen ließ. Ich fing damit in einem Winter achtzehn Füchse. Einigemale kam es vor, daß Reineke sich nur mit einem Vorderlaufe gefangen hatte; dann mußte er mit nach Hause spazieren und wurde in eine Kammer mit leeren Tonnen und altem Gerümpel gesetzt. Hier durfte er sich etwas erholen, dann wurden die Teckel gebracht, die Jagd angeblasen, und die Hatz ging los. Bald saßen die Teckel, bald Reineke oben auf den Tonnen und Kisten. Dauerte es gar zu lange, dann holte ich meinen Hühnerhund, den alten Mohr, der

kam dann gewöhnlich sehr bald mit Reineke und den beiden Teckeln angeschleppt. Diese Lehrmethode bewährte sich im Bau ausgezeichnet, die Teckel wurden so scharf, daß der Fuchs fast regelmäßig zum sofortigen Springen gebracht oder abgewürgt wurde. — Besonders Puck machte sich famos. Ich erzählte Weber von seinen Leistungen, und er wollte sich selbst davon überzeugen. Eben fing das Laub an zu fallen, und da steckt der Fuchs bekanntlich gern im Bau. Wir gingen nach dem großen Fuchsbau am Grießenschen Saalberge, die Teckel schlieften ein, und nun ging der Spektakel los. Ein Fuchs sprang sofort und wurde von Weber geschossen, ein zweiter kam mit Kopf und Vorderläufen aus der Röhre, sprang aber nicht. Ich ging in Anschlag, da rief Weber: „Halt, der Hund hat ihn hinten gepackt.“ Ich sprang herzu und kitzelte den Fuchs mit dem Weidmesser zwischen die Rippen, bis er verendete, dann packte ich ihn am Halse und zog ihn mit Puck, der sich fest verbissen hatte, aus der Erde. — In einer Knüppelfalle, die ich mit Dr. Webers Hilfe herstellte, fing ich in einem Jahre vier Edelmarder.

„Einmal habe ich Weber leider auch Gelegenheit gegeben, seine wundärztliche Kunst zu zeigen. Ich dressierte damals zwei ausgezeichnete Hühnerhunde, die ich immer zusammen führte. In meinem Felde bei Dorotheenthal wußte ich eine starke Kette Hühner, ich stellte meinen Schwager Karl, der schlecht zu Fuße war, an die Ecke des Stückes, um einen etwa herausrutschenden Hasen zu schießen. Beide Hunde standen. Ein Huhn stand auf, ich schoß es herunter. Da rief Karl: „Donnerwetter! hast mich geschossen!“ Ein Hagelkorn war ihm durch den Strohhut an den Schädel geflogen. Weber, der nahebei stand und wußte, wie vorsichtig ich war, konnte sich die Sache nur so erklären, daß das Korn an Ständer oder Schnabel des Huhnes im Winkel abgesprungen war. Ich holte von Mutter Begemann einen Strickstock, den Weber als Sonde benutzte. „Na,“ meinte er, „es schadet nichts, wenn wir es auch nicht finden.“ Anfangs wurde meinem Schwager schwiemelig zu Mute, als Weber in der Wunde herumprockelte, aber die Jagdlust gewann doch die Oberhand. „Seht, die Hunde stehen

noch!“ rief er. Weber schoß noch mehrere von den Hühnern, aber ich war so ängstlich geworden, daß ich den ganzen Herbst nicht mehr auf Hühner gejagt habe.“

Während der ersten Jahre seines Aufenthaltes in Lippspringe ist Weber zweimal schriftstellerisch hervorgetreten. In einem poetischen Taschenbuche: „Arminia“, welches Moritz Bachmann in Paderborn zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Bäder an der Arminiusquelle zu Lippspringe i. J. 1857 herausgab, erschienen unter dem Namen B. Werder 8 Originalgedichte („Eisenbahnphantasie“, „Der Schwan“, „Das Glücksschiff“, „Herbstabend“, „Schon Winter“, „An die Klugen“, „Eine That“, „Für Leben und Sterben“) und 11 Übersetzungen Webers. Sie fanden unter seinen Freunden und Bekannten großen Beifall, wurden aber von der Kritik kaum beachtet, da das Taschenbuch „Arminia“ nicht in weitere Kreise gedrungen ist. — Ein Jahr später veröffentlichte der Arzt seine schon genannte Schrift: „Die Arminiusquelle“, welche im Jahre 1863 eine zweite Auflage erlebte.

Die dichterische Ausbeute dieser Epoche war nicht besonders reich. Webers Berufsthätigkeit ließ ihm fast gar keine Zeit zur Ausführung größerer poetischer Pläne. Er beschränkte sich daher auf seine Übersetzerarbeit, in die sich ab und zu ein eigener dichterischer Klang hineinstahl. Einen ihrer holdesten Grüße gönnte ihm die Muse mit dem gedankenreichen Gedichte „Eine That“, das im Januar 1857 entstanden ist. Außerdem schuf er die früher schon besprochene poetische Erzählung: „Der Handschuh“ und „Der Rabbi von Bagdad“. Den Stoff dieser letzteren Ballade verdankt er einem armen schriftgelehrten Israeliten, David Grünewald in Pömbsen. Die Fabel ist dem Mischnatraktat Pirqê âbôth (II. 6) entnommen, wo es heißt: „Hillel sagte beim Anblicke eines schwimmenden Schädels: ‚Weil du andere schwimmen machtest, machte man dich schwimmen. Die aber dich schwimmend machten, werden (ebenfalls) schwimmen.‘ “ Eine packende Illustration dieses Spruches ist Webers Gedicht. Der geistesmächtige Rabbi, der, von verbrecherischem Ehrgeize getrieben, seinen jungen Schüler Esra, „der Weisheit träumende Wunderblüte“, getötet hat und, als er im

Kreise seiner horchenden Jünger lehrend am Ufer des Tigris wandelt, plötzlich die Leiche des Ermordeten im Strome erblickt, spricht sich mit Hillels Worten sein eigenes Todesurteil. — Von Webers Freunden war Stölting ein geschickter Rätsellöser, und er regte unseren Dichter an, sich auch in dieser auf der äußersten Grenze der epischen Gedankenpoesie stehenden Dichtungsgattung zu versuchen. Weber verfaßte damals eine ganze Reihe hübscher Rätsel in Versen, die zur Erheiterung der Badegäste auf der Promenade die Runde machten. Eins von diesen, dessen Auflösung „Dietrich" heißt, sei hier mitgeteilt:

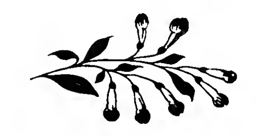
„Einst war ich groß: im Sturmgewand
Ritt ich ins weite Ungarland
Und nach Kriemhildens Rosenhage;
Zu Spiel und Tanz, zu Lust und Rast
Kam ich als Sieger und als Gast,
Wie laut verkünden Sang und Sage.

Jetzt bin ich klein; in Eisen zwar
Starr' ich wie sonst noch immerdar
Und bin in meiner Art noch mächtig.
Noch fahr' ich in manch festes Schloß
Verstohlen meist und nie zu Roß,
Nur klingt mein Name höchst verdächtig."

Das Jahr 1861 war für Weber ein Leidensjahr. Während des ganzen Sommers kränkelte er, und gegen Ende des August, als er noch in Lippspringe weilte, befiel ihn die rote Ruhr. „Mein Wille," so schreibt er am 12. Januar 1862 an seine Freundin Emma Kern in Hannover, „hielt mich aufrecht, bis ich tags vor meiner Abreise zusammenbrach. Am 15. September kam ich zwischen Tod und Leben in einem halbbewußtlosen Zustande zu Hause. Nur des bitteren Weinens meiner armen Frau und meines Kindes erinnere ich mich deutlich, als ich aus dem Wagen gehoben wurde. Nun folgte ein entsetzliches Erkranken: zu der Ruhr trat Typhus: 11 Wochen mußte ich ununterbrochen das Bett hüten, und als ich es verließ, war mein Kopf so schwach, daß ich wochenlang keinen

Gedanken festhalten konnte. Dazu kam eine Augenentzündung, die mich vollends zur Verzweiflung brachte und noch heute nicht gehoben ist. O, meine armen, sonst gesunden Augen! — Ich war zum Sterben bereit; ich weiß jetzt, wie einem Menschen zu Mute ist, der an der Pforte der Ewigkeit steht und sich des Eingangs freut. — Gott hat mich noch nicht gewollt. Ich danke ihm um meiner braven Frau willen."

Weber war kaum genesen, als ihn das Vertrauen seiner Landsleute in das preußische Parlament berief. Bei den Landtagswahlen am 6. Dezember 1861 wurde ihm das Mandat für den Wahlkreis Warburg-Höxter übertragen. Er nahm die Wahl an und trat am 14. Januar 1862 in das Haus der Abgeordneten ein.



Im Parlament. — Die ersten Jahre in Thienhausen.

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei.

Freiligrath.

Der Beginn der parlamentarischen Thätigkeit Webers fällt in eine politisch bewegte Zeit. Die staatlichen Angelegenheiten Deutschlands waren in neuen Fluß gekommen; der Thronwechsel in Preußen hatte große Erwartungen hervorgerufen, aber bei einem Teile des Volkes zunächst nicht befriedigt. Innerhalb der einzelnen Parteigruppen fanden folgenschwere Verschiebungen statt. Die am 2. Juni 1861 gegründete deutsche Fortschrittspartei hatte in dem neugewählten Landtage die Mehrheit, und ihr Programm, das u. a. für Deutschland eine starke Centralgewalt nebst Volksvertretung, ferner eine Reihe von Reformen in der preußischen Gesetzgebung und Verwaltung, die Verantwortlichkeit der Minister, die Trennung des Staates von der Kirche, die größte Sparsamkeit für den Militäretat im Frieden, vor allem eine Reform des Herrenhauses verlangte, ließ Bestrebungen erkennen, die mit den dynastischen Ansichten des Monarchen in schroffen Widerspruch traten. Die kurzsichtige Politik der Kammermehrheit, ihr hartnäckiger Widerstand gegen die vom Könige durchgeführte Neugestaltung des Heeres führte zu jenem Riesenkampfe zwischen Parlament und Krone, der erst beim Donnern der Kanonen auf den böhmischen Schlachtfeldern sein Ende finden sollte. Das Treiben der Oppositionspartei hatte durchaus nicht Webers Billigung, und er schloß sich der katholischen Fraktion, dem Centrum, an, welches zu Beginn der Konfliktszeit zwischen Regierung

und Kammermehrheit zu vermitteln suchte und im allgemeinen eine der Staatsleitung freundliche Haltung einnahm. —

Wenn eine dichterische Natur, halb aus innerem Drange, halb den Anforderungen der Zeit folgend, sich an dem parlamentarischen Leben seiner Nation beteiligt, so erwartet nur in den seltensten Fällen ein Verständiger von ihr den Scharfblick und die Einsicht eines gereiften Politikers. Die Bürger Helikons sind in der Regel Fremdlinge auf dem Felde der Staatskunst, und weder Dante, der ghibellinische Parteimann, noch Milton, der Geheimschreiber Cromwells, haben, um mit Kreyssig zu sprechen, die Tage des Königs David erneuert, da die Seele des Dichters sich als die Schatzkammer der den reinen Weltlauf ordnenden und beherrschenden Weisheit erwies. Noch in unserem Jahrhunderte berief Frankreich seine Dichter zur Führung des Staatsruders, aber sie alle: Chateaubriand, der Minister, Victor Hugo, der Pair, Lamartine, das Mitglied der provisorischen Regierung, pflückten in der politischen Arena ebenso zweifelhafte Lorbeeren wie unsere deutschen Dichter, welche i. J. 1848 im Rate der Volkstribunen saßen. Das Ziel des Poeten wird auch auf diesem Gebiete, wo es sich um feste, beschränkte, verstandesmäßige Auffassung der Dinge handelt, naturgemäß ein idealeres sein, und dem Künstler, dem Vasallen des Schönen, gewährt es, wie Lamartine sagt, „auf die Dauer wenig Befriedigung, den verschlungenen und schlüpfrigen Wegen der Staatskunst nachzuspüren“. — So lag auch dem schlichten westfälischen Dichter, der i. J. 1861 im preußischen Parlamente Sitz und Stimme erhielt, nichts ferner als die ehrgeizige Absicht, im politischen Leben eine führende Rolle zu spielen. „Politik,“ so sagte er im Frühjahre 1893 einmal zu mir, „ist niemals mein eigentliches Element gewesen. Seit mehr als 30 Jahren habe ich im Parteikampfe gestanden, aber nicht als Offizier, sondern als einfacher Soldat, der treu zu seiner Fahne steht und seine Schuldigkeit thut.“ Obwohl Weber als Redner nicht hervortrat und in den Gang der parlamentarischen Debatte niemals bedeutsam eingriff, so war er doch seines reichen Wissens und seines lauteren Charakters wegen allgemein geschätzt, und nicht nur unter den Fraktionsgenossen,

sondern auch unter seinen politischen Gegnern erwarb er sich viele Freunde. — Fortan bewegte sich sein Dasein zwischen seiner Heimat und Berlin. Seinen jährlich wiederkehrenden Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt nannte er wohl scherzend „eine chronische Krankheit", und Geibels Klage:

„Muß denn in dieser Königsstadt am Strand
Der seichten Spree, in diesem ew'gen Sand
Mir ohne Rettung Seel' und Leib verstäuben?!"

kehrt in mannigfachen Variationen in Webers Briefen wieder. Er war eben zu sehr Landkind, zu sehr verwachsen mit der Natur und ihrem Leben, als daß der Zauber der Großstadt ihn dauernd hätte fesseln können. Aus seinen Briefen spricht immer die Sehnsucht nach seinem Heimatthal und seinen Lieben. Trotzdem läßt sich nicht verkennen, daß Berlin ihm eine Fülle von Anregungen wissenschaftlicher, künstlerischer und geselliger Art geboten hat. Gerade hier strömte seine dichterische Ader reich und mächtig; hier verfaßte er den größten Teil von „Dreizehnlinden", hier gewann der Stoff seines „Goliath" aktuelles Interesse für ihn, und viele seiner schönsten lyrisch-epischen Gedichte, z. B. „An die Volkspoesie" und „Twardowski" hat er in der preußischen Hauptstadt geschaffen. — Von dem vielgeschäftigen Berliner Litteratentum hielt er sich mit einer gewissen Sprödigkeit zurück; Verkehr, der ihm zusagte und ihn geistig förderte, fand er unter den Abgeordneten der verschiedensten politischen Richtungen. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß das gesellige Leben in den parlamentarischen Kreisen Berlins damals noch nicht die durch die religiösen Parteikämpfe so verbitterte Stimmung, die Essigsäure der späteren Gegensätze in sich trug. Es war eine gärende Zeit, in deren Chaos vieles in sich Streitende noch gemischt zusammenlag.

Die ersten Wochen seines Aufenthaltes in der preußischen Residenz verlebte Weber in stiller Zurückgezogenheit. Er litt noch unter den Nachwehen der überstandenen schweren Krankheit und war der Schonung und Ruhe bedürftig. Den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses, die mit dem vollen Reize der Neuheit auf ihn einwirkten, wohnte er fleißig bei und widmete die übrige freie

Zeit seinen Studien und litterarischen Bestrebungen. Zu einigen seiner Fraktionsgenossen trat er schon damals in herzliche Beziehungen, namentlich zu seinen westfälischen Landsleuten, dem Kammergerichtsrat Rohden, dem Ober-Regierungsrat Osterrath und dem Staatsanwalt Ernst Plaßmann. — „Ort und Datum dieses Briefes," so schreibt er am 17. Februar 1862 an Alwine Stölting, „sagen Ihnen, daß ich meine friedlichen, westfälischen Berge habe verlassen müssen. Als Landtagsabgeordneter lebe ich hier in dem nordischen Babylon im Fluten und Drängen der Menschen einsam genug. Gerne wäre ich heimgeblieben, um mich von meinem Krankenlager zu erholen. Aber es war meine Mission, daß ich gehen mußte, und so bin ich gegangen. Ich fürchte, man schickt uns bald heim, weil der Landtag anfängt, sich selbst zu zerfleischen." Das offene Zerwürfnis zwischen der Staatsleitung und der Kammermehrheit trat noch eher ein, als Weber vielleicht gedacht hatte. Der fortschrittliche Abgeordnete Hagen stellte nämlich den Antrag, daß die Regierung gehalten sein solle, das Budget der Ausgaben für das laufende Jahr in größter Specialisierung vorzulegen, da die bisherige Art und Weise, den Staatshaushalt zu ordnen, das wesentlichste Recht der Volksvertretung, die Einnahmen und Ausgaben des Staates zu bewilligen und zu überweisen, fast bedeutungslos mache. Dieser von den Konservativen und der katholischen Fraktion bekämpfte, aber von der Mehrheit des Hauses angenommene Antrag, der seine Spitze gegen die Militärverwaltung richtete, hatte die Auflösung des Landtags am 11. März zur Folge. Wenige Stunden nach diesem Ereignisse berichtet Weber darüber an Emma Kern: „Gegen 10 Uhr erfolgte die Kammerauflösung. Die Situation war so verworren, daß die Regierung zu dieser extremen Maßregel zu greifen gezwungen war. Die Zukunft ist wolkig. Hoffen wir zu Gott das Beste. —

„Gestern orakelte man hier von Krawall und Barrikaden: heute war Berlin so ruhig, wie ein westfälisches Dorf an einem Sommersonntagnachmittage. Als wir aus dem Sitzungsgebäude traten, stand der Dönhofsplatz voll Menschen; es waren friedfertige Cigarrenraucher, die die Neugier herbeigelockt hatte, keine ‚Gestalten',

auch von Stricken keine Spur. Berlin scheint keine Lust zu haben, seine Laternenpfähle mit uns zu verunzieren. Morgen Abend denk' ich, will's Gott, heimzufahren. —

„Wie es mir geht? Gott Dank, leidlich gut, meine Augen sind wieder blank und klar, und ich sehe wieder wie ein Falk. Aber die Kräfte haben sich noch nicht gehoben, ich fühle mich noch immer flau und matt. — Meine Photographie wünschen Sie? . . . Ich fürchte, nicht genügenden Schatten zu geben."

Als Weber wenige Tage später nach seiner Heimat zurückkehrte, war seine Lyrik um eine Perle bereichert. Er hatte nämlich am 10. März das Gedicht: „An die Volkspoesie" geschrieben, das mit seinem prächtigen Bilderschmuck und seiner edlen Rhythmik zu den besten Leistungen Webers aus dieser Epoche gehört. Die Anregung zu dieser Verherrlichung des Volksliedes empfing er — wohl unbewußt — aus Moritz Bachmanns poetischer Erzählung: „Frau Sage", die i. J. 1833 im Taschenbuche: „Gunloda" abgedruckt ist und die Weber bekannt war. Wie in dieser Romanze des vergessenen Paderborner Poeten Frau Sage während einer Winternacht in die Halle einer Burg tritt, worin Ritter und Frauen, Knappen und Zofen sich um das flammende Herdfeuer geschart haben, wie die geheimnisvolle Fremde dort den aufmerksam Lauschenden den Wunderborn ihrer Lieder und Mären erschließt und der Vorzeit Geschicke schildert:

„Karls Paladine und Rolands Fall
Am traurig erbebenden Ronzeval:

Die Tafelrunde, den heiligen Gral,
Den Erlkönig und den Rübezahl . . .

Paläste der Feen und den düsteren Schacht,
Wo ein Drache die goldene Krone bewacht.

Die Hackelberndsjagd und das wilde Heer
Und den ewigen Juden, den Ahasver.

Und vieles von Fehden und Waffen blank,
Von Minne, Turnieren und Ritterdank" —

so erscheint in Webers Dichtung die schlichteinfältige, leichtgeschürzte Muse des Volksliedes dem am einsamen Herde träumenden Sänger und hilft ihm mit dem Zauber ihrer Weisen die lange dunkle Winternacht verkürzen. Echt künstlerisch hat unser westfälischer Epiker die wenigen stofflichen Elemente, die auf dem Wege unwillkürlicher Reproduktion in sein Gedicht übergingen, zu läutern und zu adeln verstanden. Die ganze Geschichte des Volksliedes führt er in plastischen Bildern an uns vorüber und schließt in markigen Strophen mit der Klage um Deutschlands Erniedrigung und der Hoffnung auf das endliche Wiedererstehen des Reiches unter kaiserlichem Scepter:

„Du sahst geehrt von Land zu Land
Des Reiches stolze Fahne fliegen,
Sahst sie geächtet und gebannt
Bei wurmzerfressnem Rüstzeug liegen.
Sing' unsren Ruhm: dein Liederborn
Erfrischt den kranken Mut der Schwachen;
Sing' unsre Schmach, um Scham zu Zorn
Und Zorn zu Thaten anzufachen!

An Heimweh in der Heimat krankt
Das deutsche Herz, es will gesunden:
Ob stets die Fürsten sich gezankt,
Das Volk fühlt innig sich verbunden.
Dem einen Volke fehlt ein Hirt,
Dem einen Reiche fehlt ein Kaiser:
O sprich, wann er erwachen wird,
Der alte Schläfer im Kyffhäuser?

Er träumt und träumt in langer Nacht:
O laß in seine Felsenhallen
Der alten Zaubersänge Macht,
Dein dringendes Beschwören schallen!
Er horcht, er zürnt, er greift zur Wehr?
Heil uns, dann enden Spott und Klage!
Klingt Osterglocken hell und hehr
Zu Deutschlands Auferstehungstage!“

Während des Sommers 1862 war Weber in Lippspringe. Er lehnte eine Wiederwahl ab, weil er die parlamentarische Thätigkeit nicht mit seinem ärztlichen Berufe vereinigen zu können glaubte. Sein Mandat wurde dem katholisch-liberalen Abgeordneten Larenz aus Beverungen übertragen. Wie sehr man den Dichter in der katholischen Fraktion, die damals auf 27 Mitglieder zusammengeschmolzen war, schätzen gelernt hatte, wie ungern man ihn vermißte, erhellt aus einem Briefe des Staatsanwalts Plaßmann: „Uns allen ist es äußerst schmerzlich gewesen," so schreibt dieser am 15. August 1862 von Berlin aus an Weber, „Sie in dieser vielbewegten, ereignisreichen Sitzung nicht bei uns zu haben. Wohl ist keiner von uns, der sich nach dieser langen Session nicht endlich nach Hause sehnte, aber wir haben doch auch so mancher Entwicklung und Gestaltung gerade in diesem Sommer nahegestanden, daß diese Sitzung eine der folgenreichsten sein wird. Manche große Meinungsverschiedenheiten waren unter uns, sogar manche innere Stürme; aber das Meiste ist überwunden, und wir stehen jetzt in festem Zusammenhange, in zweifelhaften Sachen volle Freiheit gewährend und den übrigen Fraktionen mehr als im Winter die vollste Anerkennung abringend. Um so mehr aber mißten wir Sie, als einen der treuesten und von allen so hochgeachteten Mitkämpfer in diesem großen Streite. Sieht man sich doch in solchen Tagen des Kampfes immer nach den Freunden um, welche mit Sicherheit des Urteils und festem Willen uns den Rücken decken helfen, welche einer den anderen aufrichten und mit Zuversicht erfüllen und in den kleinen politischen Irrwegen der Zeit den großen Gang der Geschichte aufzufinden verstehen. Manchmal will der Mut fast sinken angesichts des jammervoll kleinen Territorialgebarens, welches mit Fanatismus auftritt und sich den deutschen Interessen und Deutschlands Größe entgegenstemmt. Wie oft haben wir von Weber gesprochen, wie oft uns Ihre Gegenwart gewünscht; ich hoffe aber zuversichtlich, Sie in diesem Winter wiederzusehen, da Larenz gleich nach seiner Rückkehr das Mandat niederlegen will. Ich mache Sie und Ihre Freunde dafür verantwortlich, daß Sie wiedergewählt werden. Sie werden dann auch in dem jetzt wieder

eingetretenen August Reichensperger einen höchst liebenswürdigen, hochgebildeten und kunstschwärmenden Mann finden." Der Wunsch Plaßmanns, den befreundeten Dichter bald wieder in den Reihen seiner Fraktion begrüßen zu können, ging in Erfüllung. Kurz nach Schluß der Sommersession verzichtete Larenz auf eine weitere parlamentarische Thätigkeit, und bei der Landtagswahl vom 28. Oktober 1862 wurde der volksbeliebte Driburger Arzt aufs neue mit dem Mandate für Warburg-Höxter betraut. Seitdem ist er 30 Jahre lang ohne Unterbrechung Mitglied des Abgeordnetenhauses gewesen.

Am 25. März 1863 wurde dem Dichter „in Anerkennung seiner verdienstlichen Wirksamkeit, insbesondere als Brunnenarzt in Lippspringe", der Charakter als Sanitätsrat verliehen. Seine Mitbürger nahmen freudigen Anteil an dieser Auszeichnung und veranstalteten zu Ehren des neuen Rates einen Fackelzug. Sonst verflossen die nächsten Jahre still und gleichmäßig, durch manchen Sonnenblick des Glückes erhellt, zuweilen aber auch von den Wolken der Sorge umschattet. Denn der Gesundheitszustand Webers blieb schwankend, während die auf ihm ruhende Arbeitslast sich von Jahr zu Jahr steigerte. Mit gefaßter Männlichkeit ertrug er sein Leiden, wenn er auch in manchen Augenblicken die ihm durch die wiederholten Krankheitsanfälle in seinem Berufsleben bereiteten Hemmnisse und Störungen schmerzlich empfand. „Wohl ist es wahr," schreibt er am 24. Mai 1863 an Emma Kern, „daß uns zum sicheren, festen Tiefgang ein Teil Ballast notthut: aber das Kranksein hängt sich nur zu oft mit Centnerlast an Leib und Seele und macht uns unfähig, etwas Rechtes zu wollen und zu thun, zum Segen für andere und zum Heile für uns selbst."

Die schönste Zeit des Jahres waren für ihn die wenigen Monate, welche er nach Beendigung seiner Thätigkeit in Lippspringe und, noch frei von parlamentarischen Verpflichtungen, bei den Seinigen in Driburg verleben durfte. Nur hier in seinem trauten Heim, an der Seite seiner Frau, die ihn mit aufopfernder Liebe und Sorgfalt pflegte und in allen wichtigen Angelegenheiten seine treue Freundin und Beraterin war, fühlte er sich wahrhaft glücklich.

Eine stetig sprudelnde Quelle der Erquickung war für ihn der Umgang mit seinem Töchterlein. Er unterrichtete es selbst und hatte seine Freude an den raschen geistigen Fortschritten des prächtig sich entwickelnden Kindes, das mit der ganzen Hingebung des warmen jugendlichen Gemütes an dem väterlichen Freunde und Lehrer hing. So wurzelte der Dichter mit allen Fasern seines Herzens in seiner Familie, und die Wahrheit des Wortes, welches er den Prior in „Dreizehnlinden" sprechen läßt:

„Am stärksten
Ist der Mann am eignen Herde"

hat er innerlich erlebt und erfahren. Mit den Jahren wurde ihm der Abschied von den Seinigen immer schwerer, und er betrachtete es als ein Opfer, längere Zeit fern von ihnen zu leben. Als er im Winter 1863 in Berlin weilte, da gerade 25 Jahre seit seiner Doktorpromotion verflossen waren, schrieb er in der Erinnerung an diesen Ehrentag und unter dem Eindrucke des nahen Weihnachtsfestes, das ihn die Trennung von seinen Lieben doppelt wehmütig empfinden ließ, an seine Gattin die schlichten, tiefgefühlten Worte: „Du wirst recht stille Weihnachten feiern; doch glaube ich, werden die meinigen noch stiller dahingehen . . . Morgen sind es fünfundzwanzig Jahre, daß ich in Greifswald auf dem Katheder stand und öffentlich für die Doktorwürde disputierte; fünfundzwanzig Jahre! Welche Summe von Leid und Arbeit schließen sie ein! Aber auch manchen guten Tag habe ich gehabt. Der liebe Gott hat mir Dich geschenkt und unser süßes Kind. Sieh, mein braves Weib, ich muß weinen; aber es sind Thränen des Dankes gegen Gott, der mich liebevoll geführt hat; danke ihm mit mir! Möge er uns noch lange zusammen lassen, damit wir sehen, wie es unserem Kinde geht . . . Der Himmel segne Dich für all Deine Liebe und Treue." Niemand vermied es mehr als unser Dichter, die warmen Gefühle für die Seinigen äußerlich zur Schau zu tragen, aber wo die Umstände wie hier von selbst darauf führten, offenbarte sich seine tiefe Liebe zu Weib und Kind in der reinsten und rührendsten Weise. — Neben dem Glücke der Häuslichkeit hat Weber den Segen wahrer Freundschaft zu allen Zeiten in reichem

Maße erfahren. Was ihm auch das Leben an Schmerzen bereitet, es hatte den Anteil, den er an dem Geschicke anderer nahm, nicht verringert; nur noch geduldiger war er geworden und nachsichtiger gegen fremde Unvollkommenheit. Nichts konnte ihn im Glauben an jene wankend machen, in deren Seelentiefen er einmal einen befriedigenden Blick geworfen, und ohne viele schöne Worte hing er an seinen Freunden mit einer Treue, die über Zeit und Stimmungswechsel erhaben war. Eine entschiedene geistige Förderung war es für ihn, daß er in vertraute Beziehungen zu Professor Dr. Heinrich Ernst Bezzenberger trat, der seit 1851 der Stadtschulkommission in Kassel als Mitglied angehörte und zugleich die Kinder des hessischen Kurfürsten unterrichtete. Um Heilung für sein Brust- und Halsleiden zu finden, hielt sich der bekannte Germanist während der fünfziger und sechziger Jahre wiederholt in Lippspringe auf und schloß sich hier an unseren Dichter an. Wie beide Männer in lebendigem Ideenaustausche ihre Studien wechselseitig anregten und befruchteten, werde ich später ausführlich darlegen. —

Nicht minder ersprießlich für die litterarischen Bestrebungen Webers wurde sein Verkehr mit dem Landgerichtsrat Alfred Hüffer in Paderborn. Dieser Freund des Dichters ist am 5. August 1818 als Sohn des Buchhändlers Hermann Hüffer, des späteren Oberbürgermeisters von Münster, in der westfälichen Hauptstadt geboren und widmete sich in Bonn und Berlin dem Studium der Rechte. Nach Ablegung der juristischen Staatsprüfungen war er zunächst in Paderborn amtlich beschäftigt und wirkte dann als Kreisrichter in Wiedenbrück, von wo er in gleicher Eigenschaft nach der Paderstadt zurückversetzt wurde. Seit dem Jahre 1848 war er mit Bertha von Mallinckrodt, einer Schwester des berühmten Parlamentariers, verheiratet, die er i. J. 1861 durch den Tod verlor. Auch mit Hüffer, der sich frühzeitig über den Kreis seiner Fachwissenschaft hinaus eine Fülle von Kenntnissen, sowie Ruhe und Klarheit des Urteils erworben hatte und der als Schriftsteller bereits mit dem novellistischen Versuche: „Kriegsfahrten einer preußischen Marketenderin während der Feldzüge von 1806—1815“ an

die Öffentlichkeit getreten war, knüpfte Weber in Lippspringe, wo der Paderborner Jurist als Kurgast weilte, um die Mitte der sechziger Jahre die erste Verbindung an. „Seine Persönlichkeit,“ so schreibt Hüffer mir, „übte auf mich sofort einen überaus anziehenden Einfluß aus, so daß wir, als ich von Lippspringe Abschied nahm, gute Freunde geworden waren. Dann traf ich ihn in den siebenziger Jahren alljährlich im Abgeordnetenhause wieder, und in dieser mir unvergeßlichen Zeit gestaltete sich unser Verhältnis immer mehr zu jener innigen Freundschaft, die uns bis zu seinem Tode verbunden hielt.“ Ihre Übereinstimmung in litterarischen Dingen war groß, und von dem lyrischen Talente Hüffers, dem wir gehaltvolle Gaben verdanken, hegte Weber eine hohe Meinung. Keinem Vertrauten hat er einen so tiefen Einblick in seine dichterische Werkstatt gewährt wie diesem Freunde, dessen begeisterte Teilnahme besonders die poetische Arbeit Webers begleitete, welche ihn zum berühmten Manne machen sollte. Das Interesse, die Gespräche, die schriftlichen Betrachtungen, welche sich an „Dreizehnlinden“ anknüpfen, bilden, wie wir sehen werden, den Höhepunkt in der geistigen Gemeinschaft beider Männer. —

Von den übrigen in Lippspringe gemachten Bekanntschaften hat keine einzige dauernde Spuren im Leben des Dichters hinterlassen, und nur seine Beziehungen zu dem Hamburger Verlags- und Kunsthändler Gustav Seitz und dessen Gattin gestalteten sich später zu einem freundschaftlichen Familienverkehre.

Neun Jahre schon war Weber als Brunnenarzt thätig. Sein Gesundheitszustand hatte sich in der letzten Zeit zusehends verschlechtert. Der vielbeschäftigte Arzt fühlte, daß er den Anforderungen seiner Stellung nicht mehr genügen konnte. Nach reiflicher Überlegung mit den Seinigen gab er daher den Eigentümern des Bades seine Absicht kund, aus seinem bisherigen Wirkungskreise auszuscheiden. Diese aber waren bemüht, seine bewährte ärztliche Kraft noch länger dem Lippspringer Bade zu erhalten, und baten ihn wiederholt, sein Entlassungsgesuch zurückzunehmen. Weber jedoch beharrte auf seinem Entschlusse. „Die Pflicht der Selbsterhaltung,“ so schreibt er an den Assessor Egon Risse, einen der Mitbesitzer

des Lippspringer Gesundbrunnens, „die Pflicht gegen Frau und Kind und die bare Unmöglichkeit, mit siechem Körper in Lippspringe Arzt sein zu können, nötigen mich zu meinem Entschlusse, der mir jedenfalls größere Opfer abfordert als Ihnen und mir schwer genug geworden ist. — Aber alles hat seine Zeit, und ich habe meine Zeit gehabt."

Am 28. April 1865 legte Weber seine Stelle als Badearzt endgültig nieder und begab sich zunächst nach Berlin, um an den Kammerverhandlungen während der Frühjahrssession teilzunehmen. Während seiner Mußestunden erlernte er jetzt das Englische, die einzige der germanischen Schwestersprachen, mit der er sich bisher nicht eingehender befaßt hatte, und las mit Eifer die Werke der neueren britischen Dichter. „Daß ich mich jetzt mit dem Studium des Englischen beschäftige," heißt es in einem vom 11. Mai 1865 datierten Briefe an Frau Seitz in Hamburg, „hat seine Richtigkeit. Lange Zeit hat mich die verdrehte Orthographie, die so bizarr ist, als die Engländer selbst, abgehalten. Nun ist der Widerwille und damit alle Schwierigkeit verwunden. Nächstens werde ich Ihnen etwas aus den englischen Poeten übersetzen können. Dabei fällt mir ein, daß ich Ihnen noch einen Spruch schuldig bin. Seien Sie zufrieden, Sie sollen ihn bekommen. Das Leben in Berlin ist ein so unruhiges, daß man eigentlich nicht zur Einkehr bei sich selbst kommen kann: doch gewinne ich wohl mal eine Spanne stille Zeit für meinen Reim. Mir schwimmt so ein Ding im Kopf von ‚Klosterruinen'; das will ich zurechtlegen und aufschreiben, und Sie sollen es bekommen."

Wie Emanuel Geibel, den nach seinem eigenen Geständnisse „in den Lorbeerhainen des schönen Südens, an den rheinischen Rebenbergen, an der waffenstolzen Spree, wie in den glänzenden Kunsthallen an der Isar immer wieder ein Heimweh beschlich nach den Stätten seiner Jugend", der nicht Ruhe fand, bis er die wohlbekannten Türme Lübecks vor sich aufsteigen sah und das Geläute der Glocken von St. Marien hörte, so blieb auch, wie ich schon früher hervorhob, Webers Sinnen und Denken allzeit der Heimat zugewandt, und aus dem naturarmen Großstadtleben sehnte er sich

nach dem naturreichen Leben in den Thälern seines Osnings. Auch jetzt wieder bereitete ihm der Frühling in Berlin dauerndes Unbehagen, und der Heimwehstimmung, welche der Klang der Pfingstglocken in ihm wachrief, giebt er innigen, schönen Ausdruck in einem Briefe an die obengenannte Freundin in Hamburg: „In meinen heimatlichen Bergen," so schreibt er, „klingt jetzt das Festgeläut über Feld und Wald, von Thal zu Thal durch die stillen Dörfer; den Menschen ist so feiertägig zu Sinne, und selbst das scheue Reh tritt kühner aus dem Dickicht und grast sorglos auf dem Rain, als ob die Glockentöne einen allgemeinen Gottesfrieden verkündeten. Und hier? — Die Droschken rasseln, die Omnibusse dröhnen, ein Bataillon, im Paradeputz zur Kirche kommandiert, stampft vorüber. Geschrei, Gekreisch, Gelächter, Hundegebell und das melancholische Gegreine eines armen Menschen, der den Städtern den Frühling zum Verkauf ausbietet, staubige, halbwelke Birkenreiser — das ist Pfingsten in Berlin. — Begreifen Sie, wie froh ich bin! . . . Hierbei schicke ich Ihnen einige fröhliche Verse von gestern, die leider keine Übersetzung sind. Betrachten Sie dieselben als eine Zinszahlung von meiner Kapitalschuld ‚Die Klosterruinen', an deren Abtragung Sie nicht zweifeln dürfen, sofern mir das Leben bleibt . . .

„In drei Wochen denke ich daheim zu sein, — und ich fühle, daß ich fort von hier muß, fort aus dieser dicken Luft, die mir den Atem versetzt . . . Weil sie so sinnig, einfach und treffend ist, gebe ich Ihnen noch die Übersetzung einer Grabschrift, welche sich auf einem alten Denkstein in der Melrose-Abtei (Schottland) befindet. Das Original steht auf der letzten Seite von Karl Elzes englischem Liederschatz:

„Erde schritt auf der Erde
Glänzend wie gleißend Gold,
Erde ging in die Erde,
Früher als sie gewollt.
Erde baute auf Erde
Türme und stolze Hallen;
Erde sprach zu der Erde:
‚Mir ist alles verfallen'."

Das in diesem und in dem vorhergehenden Schreiben erwähnte, vielleicht von Tegnérs: »Kloster-ruinerna« angeregte Gedicht: „Klosterruinen" ist nicht vollendet worden; nur einige Strophen, aus dem Sommer d. J. 1865 stammend, sind uns davon erhalten. Acht Jahre später trat Weber der Bearbeitung dieses Stoffes noch einmal näher und schrieb darüber folgenden Vermerk nieder:

„I. Das Kloster in Trümmern, die Stätte des Fleißes, der Zucht, des Gebetes und Gottvertrauens. Das Kreuz im Staub, das Kreuz, dem Heerscharen ins gelobte Land folgten, das die Welt befreit.

II. Jetzt wird das Kreuz verleugnet. Vor schier 2000 Jahren rief der Sklavenkönig: ‚Unten kein Recht, oben keine Götter!' Jetzt schafft man Recht, die Götter schafft man ab.

III. Gott, wie lange duldest du es?"

Ein Rückblick auf das dichterische Schaffen Webers während dieser Epoche zeigt uns, daß die sechziger Jahre für ihn ergiebig waren an produktiven Stimmungen. Es gelangen dem Dichter einige historische Balladen und lyrische Klänge von jener seltenen harmonischen Vollendung, welche nur aus dem schönen Bunde ursprünglicher Begabung und künstlerischer Reife hervorgeht. Im J. 1860 schuf er: „König Jerome", ein Geschichtsbild, das mit dramatischer Lebendigkeit, schlagkräftiger Satire und glänzender Zeichnung der Staffage das tragikomische Ende des westfälischen Königtums darstellt. Inmitten üppiger Frauen, feiler Hofschranzen und Glücksritter, die der Dichter in den freierfundenen Figuren des Vicomte Larron, des Marquis de la Fourberie, des Grafen Escroc ergötzlich karikiert, feiert die junge Majestät im Kasseler Königsschlosse ein rauschendes Ballfest. Da dröhnen plötzlich in die jauchzende Lust des bacchantischen Reigens die Donner der Geschichte; ein Kurier Napoleons tritt in den Saal und bringt die Schreckenskunde von der Leipziger Völkerschlacht:

„Er schreitet stramm auf den König zu
Und mißt ihn vom Kopf zu den Füßen:
‚Ich komme von Leipzig, Majestät;
Der Kaiser läßt euch grüßen.

Verloren hat er die große Schlacht
Bei Leipzig auf dem Felde;
Wohl dem, der fern war, Majestät,
Mir graust, derweil ich es melde.

Bei Leipzig bissen ins grüne Gras
Die narbigen Grenadiere,
Da blieben stecken in Schlamm und Blut
Kanonen und Kanoniere.

Die Raben halten ein gutes Mahl
Und loben den grimmigen Blücher:
Längst ist der Kaiser über den Rhein,
Und hinter dem Rhein nicht sicher.

Nun ratet euch selber, Majestät,
Und thut, was ihr müßt, noch heute:
Der Preuße folgt auf den Fersen mir
Und die gierige russische Meute.

Gern leist' ich Verzicht auf das Botenbrot,
Nur wenig laßt ihr den Erben:
Der Kaiser hoch in Sieg und in Not,
Im Leben hoch und im Sterben!" —

Da erbebt das schwelgende Laster; der König entweicht und mit ihm all das knechtische und käufliche Gelichter, welches sich im Glanze seiner erborgten Herrlichkeit sonnte:

„Ein alter Lakai, der letzte im Saal,
Er schüttelt den Kopf: „Kein Wunder!
Zu End' ist die Posse, der Vorhang fällt:
Ade, du papierner Plunder!" —

Die Nager, die Plager, sie huschen fort,
Mit Schimpf und Schande beladen:
Am hurtigsten rennt der bleiche Jerome,
Der König von Kaisers Gnaden.

Hinunter vom Thron, hinaus aus dem Land! —
Was hält dort unten am Schlosse?
Ein fahler Schemen mit glühendem Blick
Auf nebelfarbigem Rosse.

Ein drohend Gebild wie der steinerne Gast;
Ihm starrt vom Nacken der steife
Historisch berüchtigte riesige Zopf,
Gleich einem Kometenschweife.

Der alte eiserne Kurfürst ist's
Im Kreise dunstiger Schatten;
Er lacht ingrimmig, es lachen mit ihm
Die toten Fürsten der Katten;

Es lacht der entkettete hessische Leu
Und reibt sich vergnüglich die Tatzen;
Der Herkules auf der Wilhelmshöh',
Vor Lachen will er zerplatzen.

Die Nixchen der Fulda, die kichern so hell,
Die lang' in Trauer gesessen;
Laut lachen die Zwerge im Habichtswald,
Und am lautesten lachen die Hessen.

Das blutende Volk, das am Boden lag,
Machtlos wie der sterbende Fechter,
Es rafft sich empor, es greift zum Schwert
Mit Siegesruf und Gelächter.

‚Ha, deutscher Spuk! — Fort über den Rhein!'
Die Flüchtigen fluchen und beten. —
Kalt weht es in der Oktobernacht,
Kein Wanderer mag sich verspäten."

Nicht zum Abschlusse gebracht hat Weber ein im Frühlinge 1860 bei der Nachricht von der unheilbaren Erkrankung Friedrich Wilhelms IV. entworfenes Gedicht, das uns zeigt, wie jede Regung verwischt war, die einst in dem Dichter wider diesen Monarchen gesprochen. Nur die angeborene Anhänglichkeit war ihm geblieben, die wie ein warmes Familiengefühl aus seinem Herzen quillt und sich in seinen Versen als tiefer Schmerz um das traurige Geschick des edlen Herrschers und als Hoffnung auf dessen Genesung wahr und innig kundgiebt.

Aus dem Jahre 1862 stammt — außer der bereits behandelten lyrischen Betrachtung: „An die Volkspoesie" — eine poetische Erzählung:

„Die Leichenwacht“. Es ist ein düsteres Kriegsgemälde von wärmstem Kolorit, hinreißender Sprache und großer Plastik der Darstellung. Der Dichter führt uns auf die Walstatt von Lützen, über welche die Nacht ihren dunkeln Mantel gebreitet hat. Im Kirchlein des Dorfes Meuchen ruht, von zwölf Kürassieren bewacht, der Leichnam Gustav Adolfs, desses blutumflossenes Haupt ein Edelknabe in seinem Schoße gebettet hält. Von allen Seiten des Schlachtfeldes sprengen die schwedischen Feldherren heran und scharen sich in stummer Trauer um die entseelte Hülle ihres geliebten Herrschers. Plötzlich tritt in den Kreis der schmerzgebeugten Krieger ein alter, hünenhafter, einäugiger Kämpe, nähert sich dem Toten, küßt ihm den erkalteten Mund und die erblichene Stirne und prüft die breiten Wunden, die blutigen Pforten, durch die der Geist des Helden entfloh. Dann, sein Antlitz riesenhoch emporhebend, klagt und richtet er in Worten voll Harm und Zorn den vermessenen Ehrgeiz des Eroberers, der ihm das Verderben bereitet hat:

„Was fuhrst du aus, Seekönig,
Mit deinem Söldnerschwarm?
War dir der Nord zu wenig,
Der reiche Nord zu arm?
Statt aufzubaun in Frieden,
Hast du die Welt verheert;
Statt Pflug und Axt zu schmieden,
Schwangst du ein Wikingsschwert!

War's nur um Waffentänze,
Daß du das Meer durchzogst?
War's nur um Lorbeerkränze,
Daß du gen Süden flogst?
War's nur, das Wort zu wahren,
Das euch verkündet ist
In ferner Welt vor Jahren
Von eurem weißen Christ?

Du Thor, du wolltest auf breiten
Schwingen das Reich durchziehn
Und ruhn nach blut'gem Streiten
Im Adlerhorst zu Wien!

Von einem Kaiserthrone
Zu träumen schien dir klein;
Du suchtest eine Krone
Und fandest einen Stein.

In deinen Heimatgauen,
Hat ihn das Meer umgrollt,
Ihn haben die Schildjungfrauen
Für dich hierher gerollt.
Die Enkel soll er lehren,
Daß du nach Kampf und Not
Dein riesiges Begehren
Gesühnt durch deinen Tod."

Geheimnisvoll, wie er genaht, verschwindet der Fremdling. Aber einer der Führer, Stahlhantsch, hat ihn erkannt: der Asakönig Oden war es, des Nordens treuer Schutzgeist, der, des gefallenen Schwedenkönigs gedenkend, von seinem granitnen, wolkennahen Throne auf den Dovreklippen herabgestiegen und auf das Kampfgefilde von Lützen geeilt ist. Die Nacht vergeht, zu neuem blutigen Werke ruft der dämmernde Tag die trauernden Feldherren, und noch fern ist jenes goldbeschwingte Morgenrot, das dem armen, zertretenen deutschen Vaterlande den ersehnten Frieden bringt.

„Kanonendonner hallen
Vom Lech zum Rhein und Belt;
Von allen Türmen schallen
Sturmglocken durch die Welt;
Kriegsvölker wogen und rennen
Rastlos von Ort zu Ort:
So währt das Würgen und Brennen
Noch sechzehn Jahre fort."

Noch reicher und tiefer offenbart sich nach meiner Meinung Webers Gestaltungskraft in dem socialen Bilde: „Zwischen Halde und Heerweg," welches folgendem Anlasse seine Entstehung verdankt. An einem Wintertage ritt Weber durch das Dorf Pömbsen und wurde dort gebeten, die Leiche eines Landstreichers zu besichtigen, die man in der Nähe der Ortschaft aufgefunden und in das

Spritzenhaus gebracht hatte. Als der Arzt den elenden Raum betrat, worin der Tote ein letztes trauriges Asyl gefunden hatte, wurde sein Herz von Mitleid bewegt, und über die Leiche des Armen, Verachteten, von der Menschheit Verstoßenen breitete er die weichen Schleier seiner Dichtung:

„Im Spritzenhause des Dorfes liegt
Des fremden Bettlers erstarrte Leiche;
Der Förster fand sie im Morgengrau'n
Am Heerweg unter der großen Eiche.

Kalt bläst der Wind durch das Ziegeldach
Und hüllt mit des Schnees weichfallenden Flocken,
Mitleid'ger als Menschen, die nackte Brust,
Die fahle Stirn und die greisen Locken.

Landstreicher halten die Leichenwacht:
Der Marder drückt sich unter die Latte;
Die öden Taschen des toten Kumpans
Beschnobert umsonst die enterbte Ratte.

Sein Nachlaß hängt an dem Nagel dort:
Ein Schwarzdornstab mit eiserner Spitze,
Ein leerer durchlöcherter Bettelsack
Und eine vergriffne Soldatenmütze. —

Wer war und woher der fahrende Mann?
Ein Findling weint' er an grüner Halde;
Sein Vater, der Sturm, seine Mutter, die Nacht,
Sein Vetter, der wilde Vogel im Walde!

Was zwischen Halde und Heerweg liegt?
Seiltänzer frag und den Wärter im Spittel,
Die rote Wirtin im Heidekrug,
Zigeuner und Roßkamm, Köhler und Büttel. —

Wer hebt die Hand? Wer schleudert den Stein?
Wer wirft sich auf zum Richter und Rächer?
Er war, was du bist; er ist, was du wirst:
Wir alle sind arg, wir alle sind Schächer.

Tragt leis' ihn fort und versenkt ihn sacht,
Befehlt die Seele dem Born der Gnaden,
Und eine Thräne des Mitleids zollt
Den dunklen Wallern auf dunklen Pfaden."

Wie formschön und edel, und doch wie einfach und rührend! Hier ist volle Wahrheit und Alltagswirklichkeit, und doch wie fern von naturalistischer Roheit! Ich weiß nicht, warum dieses Gedicht nicht höher gewürdigt wird; mich dünkt es in seiner Schlichtheit wunderbar groß und tief und wert voranzustehen, wo ein Erzieher Gedichte sammelt, um die Jugend zu rühren und zu erheben. — Der Entstehung nach schließt sich an dieses Meisterstück Weberscher Lyrik der Spruch: „In trüber Stunde", ein Erzeugnis der Reflexionspoesie, das von dem Ernste sinnvoller Lebensbetrachtung erfüllt, von dem Odem des Unvergänglichen durchweht ist:

„Du senkst den Blick mit unmutschwerem Grollen,
Du weinst und klagst dein unglücksel'ges Los:
O Erdenkind, ist denn dein Leid so groß?
Was menschlich ist, das mußt du dulden wollen.
Der bleiche Engel, der die Schmerzen trägt
In jedes Haus, in Königsburg und Hütte,
Auf seidnen Pfühl und auf des Bettlers Schütte
Stillweinend seine Dornenkränze legt:
Der, von des Mondes Dämmerlicht umflossen,
An jeder Wiege seufzend niederkniet
Und singt das alte lange Trauerlied
Dem Köhlerkinde wie dem Fürstensprossen:
Soll er vorübergehn an deiner Thür?
Ward dir beim Eintritt in dies arme Leben
Ein Freibrief, ward ein Glücksbrief dir gegeben,
Vor allen Staubgebornen einzig dir,
Du ungestümer Fordrer? Sprich, wofür?
Vergossest du dein Blut in Freiheitsschlachten
Und grubest ruhelos du Tag und Nacht
Gold fördernd aus des Wissens dunklem Schacht:
Bekränzte nicht der Ruhm dein edles Trachten,
Und hast du mehr als deine Pflicht gethan?
Du zahltest deine Schuld, das ziemt dem Mann. —

Doch hat nicht oft dein frevelndes Vermessen
Des Himmels Milde undankbar vergessen?
Hast du nicht tausendmal des Rächers Zorn
Mit Titanidentrotz herausgefodert?
Und er? Den Blitz, der in der Rechten lodert,
Er taucht ihn löschend in der Gnade Born." . . .

Nicht minder schön und gehaltreich ist das am 26. August 1863 in Lippspringe verfaßte, von den Goldfäden echter Poesie durchsponnene, von geistvollen Antithesen funkelnde Gedicht: „Liebe Leiterin", sowie das am 3. Juli 1865 in Berlin entstandene sanft elegische Lied: „Die Abendglocken", ein holdes Echo des gleichnamigen Gedichtes von Thomas Moore und wie dieses voll herzergreifender Melodie in Reim und Rhythmus. Derselbe Sommer 1865 zeitigte noch, als Früchte der englischen Studien Webers, die zuerst in den „Herbstblättern" mitgeteilten Übersetzungen kleinerer lyrischer Poesieen von Tennyson, Felicia Hemans, Trench, Barry Cornwall und Thomas Moore. — Während der Jahre 1865 und 66 hielt Weber sich längere Zeit bei seinen Schwiegereltern in Marienmünster auf. Von Meschede waren diese dorthin übergesiedelt und wohnten zusammen mit dem ihnen nahebefreundeten Pfarrer von Marienmünster, Wilhelm Wrede, in einem Flügel der ehemaligen Abtei. Der Dichter weilte gern auf diesem altehrwürdigen Benediktinersitze, durch dessen Hallen und Gänge noch die Schatten der Vergangenheit zu schweben scheinen, während hohe Bogenfenster die Rundsicht auf ein Landschaftsbild eröffnen, das in malerischem Wechsel von fruchtbaren Obstgärten, saftigen Wiesengründen und üppigen Kornfeldern den Blick des Betrachtenden fesselt und von sanft aufsteigenden, mit herrlichen Laubwaldungen bewachsenen Berghöhen wie von einem grünen Rahmen umschlossen wird. Hier in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit lernte Weber den Freiherrn Guido v. Haxthausen kennen, dessen Gut Vörden etwa eine Viertelstunde von Marienmünster entfernt liegt. Die Familie dieses Edelherrn, welche nach dem Rheine, nach Niedersachsen, Brandenburg, Hessen und Dänemark sich verzweigt hat, ist eine der ältesten des Paderborner Landes; sie gehörte zu den vier

festen Säulen des Hochstiftes und war mit dem Erzhofmeisteramte belehnt. Mit der Geschichte der deutschen Litteratur ist ihr Name innig verknüpft. Die Mutter Annettens von Droste war eine geborene von Haxthausen, und die beiden genialen Oheime unserer westfälischen Dichterin, Werner und August von Haxthausen, standen mit den Führern der romantischen Bewegung, mit A. W. Schlegel, v. Arnim, Görres und Brentano, sowie mit den Brüdern Grimm in freundschaftlicher Verbindung. Bökendorf, der Stammsitz ihrer Familie, in der Nähe von Brakel, war während des zweiten und dritten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts ein Sammelplatz der Germanisten und Schöngeister, und es ist eine Pflegstätte unseres niederdeutschen Volksliedes geworden. — Auch Guido von Haxthausen hatte die wissenschaftlichen und ästhetischen Neigungen seines Geschlechtes geerbt. Er war ein Mann, der ein ernstes inneres Leben führte, ein lauterer Charakter und tiefgläubiger Christ, eine „columna fortis ecclesiae, nicht nur als Sprosse seines edlen Stammes, sondern auch durch seiner Seele frommen Drang". Geboren am 13. Januar 1811 zu Rinteln an der Weser, hatte er das Rechtsstudium ergriffen, war eine Zeitlang Regierungsassessor in Arnsberg gewesen und hatte sich am 2. Oktober 1845 mit Maria Freiin von Böselager-Eggermühlen vermählt, die am 21. August 1861 starb. — Als Weber ihn kennen lernte, war er an einem Magenleiden erkrankt, für das er vergeblich bei den verschiedensten Ärzten Heilung gesucht hatte. Unserem Dichter verdankte er seine endliche Genesung, und es entwickelte sich nun zwischen beiden Männern ein Freundschaftsverhältnis, das für die Gestaltung der äußeren Lebensverhältnisse Webers von großer Bedeutung sein sollte. Am 31. Dezember 1866 starb nämlich August von Haxthausen, und Guido erbte als Majoratsherr die Familiengüter Bökendorf, Abbenburg und Thienhausen. Er machte Weber den Vorschlag, Driburg zu verlassen und in dem alten, im anmutigen Thale der Emmer gelegenen Schlosse Thienhausen dauernd seinen Wohnsitz zu nehmen. Es war ein hochherziges Anerbieten, das Weber zu lebhaftem Danke verpflichtete; dennoch zögerte er anfangs, es anzunehmen, und erst als der Freund ihn wiederholt

darum anging, den verlassenen Edelsitz zu beziehen, willigte der Dichter ein und bat sich nur das Recht aus, das untere Stockwerk der alten Wasserburg mit seinem eigenen Hausrate auszustatten, was von Haxthausen ihm gern zugestand. — Wenige Wochen vor Webers Übersiedelung nach Thienhausen, am 24. Februar 1867, wurde ihm das zweite Kind, ein Sohn, geboren. Der Arzt war nachts zu einem Kranken gerufen, und als er in der Morgenfrühe heimkehrte, wurde ihm unterwegs von einem Bekannten die Freudenkunde mitgeteilt. Da spornte er sein Roß, und als er nach eiligem Ritte zu Hause anlangte, legte man ihm das neugeborene Söhnlein in die Arme. Doch seiner Freude war ein Tropfen Wermut beigemischt. In Hinblick auf sein schon vorgerücktes Alter — er zählte damals 54 Jahre — meinte Weber, daß sein Knabe das Los der meisten spätgeborenen Kinder teilen werde, denen ja in der Regel das schönste Glück, der Genuß der Elternliebe, am kürzesten bemessen ist, wie der Sonnenschein den Blumen des Herbstes. — Am 5. März wurde der Knabe getauft und erhielt die Namen Friedrich Wilhelm Maria.

Der Umzug Webers nach Thienhausen fand Dienstag nach Ostern, am 23. April 1867 statt. Ungern sahen die Bewohner Driburgs den Arzt scheiden, der sich durch seine Tüchtigkeit und Güte so viele dankbare Herzen unter ihnen erworben hatte. In dem neuen Heim fühlte sich die Familie des Dichters anfänglich nicht recht behaglich; die weiten Räume des Schlosses, welche längere Zeit leer gestanden hatten, machten einen frostigen und unwohnlichen Eindruck, und die Neueinrichtung wurde durch mancherlei Hindernisse, namentlich durch eine Erkrankung der Hausfrau verzögert. Von dem Bedientenpersonal des früheren Besitzers übernahm Weber nur den Kastellan Dubbert, die lebendige Chronik des Schlosses. Auch der alte Lehrer und Freund des Freiherrn August von Haxthausen, der geistliche Rat Urban, der letzte Benediktinermönch von Abdinghof in Paderborn, blieb bis zu seinem Tode in Thienhausen wohnen.

Das unweit Steinheim am Fuße des Stoppelberges gelegene Wasserschloß, wie die Burg des Ritters Franz von Sickingen „die

Herberge der Gerechtigkeit" genannt, ist, wie Weber am 28. Juli 1867 an Stölting schreibt, „ein interessantes Stück Mittelalter, ein bißchen verrückt, wie es sich gebührt, aber jedenfalls sehenswerter als die Berliner Linden und dergleichen moderner Kram." Es hat seine Romantik so gut wie Newstead Abbey, der Ahnensitz Lord Byrons, wie Abbotsford, das Dichterheim Walther Scotts, wie die Meersburg, worin Annette von Droste-Hülshoff ihr Erdenwallen beschloß. Lange Zeit war es im Besitze der in Dänemark lebenden gräflichen Linie der Familie Haxthausen und während der Abwesenheit der Herrschaft aufs traurigste verödet und verfallen. Durch Kauf ging es dann in den Besitz der drei Brüder Friedrich, Karl und August von Haxthausen über, und der letztere, der bekannte Verfasser der „Studien über Rußland" und der „Transkaukasia", gründete hier, nachdem er seine öffentliche Laufbahn beendet, ein neues Reich patriarchalischer Thätigkeit, das er voll Ironie und in völligem Widerspruche mit seinem milden Charakter und den Schwachheiten, welche davon oft die Folge waren, die Tyrannei Thienhausen benannte. Er ließ die verfallenen Mauern des Schlosses wiederherstellen und schmückte dessen Gänge und Hallen mit allem aus, was sein lebhafter Sammeleifer und seine bizarre Laune irgend dazu Dienliches auffand. „Durch ihn wurde das alte Herrenhaus," wie Levin Schücking erzählt, „eine Art Museum von tausend merkwürdigen Dingen — Gemälden, alten Ledertapeten, gewirkten Teppichen, Majolika und Porzellan, Schreinen, Uhren, Waffen, Rokoko-Gegenständen jeder Art — und wenn man zum erstenmale die Gemächer durchschritt, konnte man fürchten, wirr im Kopfe zu werden über all den bunten Farben, Formen, Gestalten und kuriosen Dingen, die hier auf unser Vorstellungsvermögen eindrangen." In allen Räumen des Edelsitzes aber bewegte sich, namentlich während der Herbstmonate, ein reges heiteres Leben; kein Gastzimmer stand alsdann leer am Hoflager von Thienhausen. Nun drängten sich die Beschlüsse und Erlasse des Tyrannen, der sich nach byzantinischem Muster mit einem Hofstaate umgeben hatte, in dem jeder Besucher Titel oder Amt übernehmen mußte. Alexander Heimbürger bekleidete die Stellung eines Hofmagiers;



Schloß Thienhausen.

Carvacchi, Victor von Strauß oder Levin Schücking redigierten den „Moniteur", der über die Hauptereignisse der Woche mit humorvoller Laune zu berichten hatte. Die unumschränkteste Gastfreiheit herrschte, und unter dem Scepter des Tyrannen vereinigte sich alles, ungeschieden durch Alter, Geschlecht, Stand und Charakter, zu unvergeßlicher Lust. „Es war eine Improvisation, verklungen wie ein Märchen aus tausend und einer Nacht." —

Mit der Übersiedelung Webers nach Thienhausen zog ein neuer Geist in das alte Herrenhaus ein, und der Hauch eines geläuterten Geschmackes wehte bald durch diese Räume, in denen bisher romantische Willkür geschaltet hatte. Besondere Pflege ließ der Dichter dem Schloßparke angedeihen, der völlig verwildert war, da von Haxthausen nicht geduldet hatte, daß das überwuchernde Wachstum der Bäume und Sträucher durch die Schere in richtigem Umfange gehalten wurde. Dichte Laubkronen überwölbten weithin die Pfade und Rasenflächen, drangen ineinander und kämpften um den Vorrang; die unterliegenden aber waren unter dem Schatten der anderen verkrüppelt. Weber brachte Ordnung in die grüne Parkwildnis; er ließ die Bäume beschneiden, die Wege ebnen und mit Kies befahren und die Rasenflächen und Bosketts in früherer Schönheit und Regelmäßigkeit wieder herrichten. So gewann der verwahrloste Herrensitz allmählich wieder ein schmuckes Aussehen, und was Hebbel in schalkhafter Laune von seinem Leben in dem Landhause zu Gmunden sagte, gilt mit geringer Abänderung auch von der Familie Weber und ihrem Aufenthalte in Thienhausen: „Sie hat dort zuerst bivouakiert, dann einige Jahre behaglich gewohnt und zuletzt residiert."

Alfred Hüffer, der i. J. 1873 seinen Freund Weber auf der „Siedelei im Wasserschlosse" besuchte, giebt davon in einem vom 28. August desselben Jahres datierten Briefe an seinen Bruder in Münster folgende kurze, aber anziehende Schilderung: „Ich hatte mein Lebtag so viel von Thienhausen gehört — waren ja Carvacchi, Schücking und Heimbürger dort stehende Sommergäste —, daß ich mit großer Spannung die Zugbrücke überschritt. Welche Kontraste! Während der alte verwitterte Bau mit hohem Giebel

und Turm aus dem Schilf eines dunklen Weihers sich erhebend, wie ein Stück echter Romantik drein schaut, sind drinnen die hohen Räume und Säle in kunterbuntem Durcheinander mit allen möglichen und unmöglichen Raritäten und [sonstigem] Gerümpel vollgepfropft und zu einer richtigen Trödelbude und Rumpelkammer ausstaffiert. Aber abseits dieses sinnverwirrenden Wirrwarrs hat mein Freund, der auf den dringenden Wunsch des alten Haxthausen nach Thienhausen übergesiedelt war, in den unteren Räumen für sich und seine Familie ein stilles friedliches Reich geschaffen, das auf der Folie der geschmacklosen Umgebung als ein doppelt anziehendes Idyll hervortritt. Hier herrscht ein ernster feiner Sinn für alles Edle und Schöne. Weber selbst ist Dichter, und ich beklage es sehr, daß seine Bescheidenheit ihn bisher abgehalten hat, seine vortrefflichen Dichtungen aus der Schreibmappe in die Öffentlichkeit treten zu lassen." —

Ergänzend möge zu dieser Darstellung das stimmungsvolle Bild treten, welches der bekannte Publizist Adolf Ebeling etwa ein Jahrzehnt später von dem altertümlichen Edelsitze entworfen hat: „Uralte Linden mit herabhängendem Laubdach stehen am Eingange der Schloßbrücke, und dem breiten Schloßgraben ist unter den hohen Fenstern des Erdgeschosses ein Blumengarten abgewonnen, der mit der im ganzen düsteren und ernsten Umgebung einen überaus lieblichen Kontrast bildet. Dort zieht der Dichter seinen prächtigen Rosenflor, und dort steht auch seine Lieblingsbank unter einem mehr als hundertjährigen Fliederbaum, der knorrig und fest mit der meterdicken Schloßmauer verwachsen ist.

„Man rühmt die Gastlichkeit des Hauses, die herzgewinnende Freundlichkeit der Hausfrau und der Kinder und das heitere Mahl in dem großen Speisesaale mit dem gewaltigen Steinkamine, den alten Gobelins und geschnitzten Schränken, den bunten Wappen und Bildern . . . und das Mahl selbst, ob auch einfach und anspruchslos, von der Unterhaltung eines solchen Wirtes belebt und gewürzt! Oder der freundliche Wirt führt den Gast in sein rundes Turmzimmer, und dann ist man vollends der Alltagswelt mit ihrem kleinlichen Ringen und den Miseren des Tages entrückt und

träumt sich leicht in vergangene Jahrhunderte zurück. Die Sessel und sonstigen Geräte, der Schmuck an den Wänden, die alten Folianten ... dies und so manches andere begünstigt die Täuschung, der man sich fast willenlos hingiebt. Draußen bildet der Schloßgraben auf dieser Seite einen weiten Teich mit schilfbewachsenen Ufern, mit weißen Wasserrosen auf dem glatten Spiegel, und von dunklen Tannen und Fichten umgeben. Durch eine Lichtung sieht man weit hinaus nach Detmold hinüber und erkennt bei klarer Luft in dem Dämmerblau der Berge das Hermannsdenkmal. Alles ringsumher feierlich stille Waldeinsamkeit, nur dann und wann von dem Geschrei eines Falken unterbrochen, während dicht über der Wasserfläche ein Eisvogel wie ein blauer Blitz lautlos vorbeischießt.

„Oder wenn gar der Vollmond über der schlummernden Landschaft steht, daß der Teich wie flüssiges Silber glänzt und alle Baumwipfel mit lichtweißen Schleiern behängt sind, dann liegt eine Märchenpracht über dem Schlosse und über dem Walde, daß das Geflüster des Nachtwindes im Schilf wie Geisterstimmen klingt und die zarten hin und her wallenden Nebel wie Elfengestalten erscheinen. Im Turmzimmer funkelt wohl noch die Lampe in die Nacht hinaus, denn der Dichter lauscht jenen Stimmen und begrüßt jene Gestalten als vertraute Freunde, aber es sind gute, reine Geister, die bei ihm einkehren, denn auf seiner Harfe ist kein unlauterer Ton."

Wenn jede Familie einen Höhepunkt ihrer Blüte hat, wo der Genius des Hauses am heitersten und freiesten seine Flügel entfaltet, so war dies im Heimwesen unseres Dichters während der in Thienhausen verlebten Jahre der Fall. Es war ein schönes, frohes, innerlich reiches Leben, das in diesen Räumen still und friedlich dahinfloß. Freunde und Bekannte wurden hier mit herzlicher Gastlichkeit aufgenommen; sie fühlten sich behaglich und wohl in dem einsamen Wasserschlosse, und unter dem Schirme edler und feiner Sitte fanden sie hier die mannigfaltigste Anregung für Kunst und Leben. Mit der leichten, fröhlichen Unterhaltung wechselten hier eingehende Gespräche über Wissenschaft und Dichtung, mit dem

Scherze der Ernst, mit heiteren Spielen und gemeinsamer Lektüre alter und neuer Litteraturerzeugnisse Gesang und Instrumentalmusik. Weber wurde nie müde, die Pflichten des liebenswürdigen Wirtes zu üben; er wußte das gesellige Zusammensein mit edlerem Gehalte zu erfüllen, und es war einer der schönsten Züge seines Herzens, daß er mit Vorliebe die guten Seiten seiner Mitmenschen sah und alles Tüchtige und Gediegene, das in einer Natur schlummerte, zu finden und freizumachen verstand. So bestimmt ausgeprägt auch seine Weltanschauung war, sein Haus hatte doch mitunter einen neutralen Charakter, wenn man Stand und Stellung, politische und religiöse Gesinnung der verschiedenartigen Persönlichkeiten ins Auge faßte, denen man hier als Stammgästen begegnen konnte. In dem Heim unseres Dichters vereinigten sich Gegensätze, die sich anderswo ausschlossen. — Webers Unterhaltung hatte durchaus keinen doktrinären Zug; er war nicht auf das Bedeutsame erpicht, keiner von denen, die da meinen, ein Gespräch müsse immer eine greifbare Summe von Belehrung abwerfen. Er hatte vielmehr den vollen Humor der Zufälligkeit, und gerade die komischen Seiten des Lebens, die ja in der ärztlichen Praxis so oft zu Tage treten, konnten ihm manches frohe Lächeln entlocken. Nur war er ein Todfeind leerer Worte, und jene hohlen Gesellen, die, wie Brentano sagt, „dem Manne von Geist ebensogut ihre ausgestopften Kleider schicken können, als persönlich bei ihm zu erscheinen“, jene Tagediebe, welche stundenlang zu reden und doch nichts zu sagen wissen, hielt er sich am liebsten fern:

„Teilnehmend hör' ich den Kranken an,
Ich rat' und helfe, so gut ich kann;
Und ist er öfter auch lang und breit
In Klagen und Fragen, ich habe Zeit;
Und Zeit tagtäglich, o Zeit genug
Für lieber Freunde lieben Besuch.
Doch überrütterte Grillenfänger,
Die Pflastertreter, die Müßiggänger,
Strohdrescher, die so öde sind,
Pechsitzer, die nicht blöde sind,
Die Stundenräuber, die Tagediebe,
O, daß die Art mir vom Leibe bliebe!“ —

Auch in Thienhausen war Webers Lebensweise schlicht und einfach. Morgens gegen sechs Uhr pflegte er aufzustehen und bei gutem Wetter in Begleitung seiner Tochter einen Spaziergang nach dem etwa zehn Minuten vom Schlosse entfernten Hollenberg zu machen. Nach dem Ausfluge frühstückte er und widmete dann den ganzen Morgen seinen Kranken, die sich inzwischen in seinem Sprechzimmer angesammelt hatten. Der Nachmittag gehörte zumeist seinen Gästen, die, wie gesagt, während des Sommers niemals in Thienhausen fehlten. Liebe Besucher waren ihm die alten Freunde und deren Angehörige: Professor Bezzenberger nebst Familie, Oberamtmann Stölting und dessen Tochter Alwine, die Herren Müller und Meister aus Stettin, ferner die Neffen und Nichten des Dramatikers Otto Ludwig, der Landschaftsmaler Professor Karl Ludwig, sowie dessen Schwestern Julie und Auguste, von denen die erstere als Jugendschriftstellerin, letztere als Genremalerin in weiteren Kreisen bekannt geworden sind. — Von den Berliner Freunden Webers, die öfter in Thienhausen verkehrten, brachte keiner den dichterischen Bestrebungen des Arztes ein so reges Interesse entgegen wie sein Landsmann, der Oberauditeur und Geheime Justizrat Heinrich Eugen Marcard, den Weber i. J. 1864 als Gast des Freiherrn August von Haxthausen kennen gelernt hatte. Sieben Jahre älter als unser Dichter — er war nämlich am 4. Januar 1806 als Sohn des Sanitätsrates Marcard zu Pyrmont geboren — gehörte er schon in den Jahren 1855—58 als Mitglied der Fraktion Gerlach dem preußischen Landtage an und hatte, von lebhaftem Drange nach litterarischer Produktion erfüllt, als Mitarbeiter der verschiedensten konservativen Blätter, eine rege schriftstellerische Thätigkeit entfaltet. Eine hohe, edle Gestalt, vornehm in jeder Bewegung, eine ideal veranlagte Natur, aber unpraktisch im täglichen Leben, wie es nur ein liebenswürdiger, kurzsichtiger Gelehrter sein kann, in seinen religiösen Anschauungen frommgläubiger Protestant, rasch auflodernd und ebenso schnell wieder besänftigt, streng und doch gutmütig wie ein Kind, selbstbewußt, aber innerlich bescheiden, so war der originelle Mann beschaffen, dem der einförmige Dienst der Themis weder das warmfühlende

Herz noch den sprudelnden Humor einzutrocknen vermochte. In der Gestalt des Priors Markward in „Dreizehnlinden“ hat Weber ihm ein poetisches Denkmal gesetzt, und auch im Eingang zum „Goliath“ gedenkt er des „biedren Freundes“:

„Der Rote hieß er noch im engern Kreis,
Weil lichtes Gold ihm einst das Haupt umspann:
Zu bleichem Silber war es längst entwertet,
Doch um so reicher ward sein kluger Kopf
An seinem Witz und leuchtenden Gedanken.
Der alte Herr, ein lebend Wörterbuch,
Ein Schalk wie Reineke, doch sonder Arg,
Weichherzig wie ein Kind und nebenbei
Des Rechts im Heer nicht allzu grimmer Hüter.“

Wie Hüffer, war Marcard einer der wenigen Vertrauten, dem Weber seine poetischen Erzeugnisse vorzulegen pflegte; er war es auch, der den Dichter schon während der sechziger Jahre drängte, die Perlen aus dem Schatze seiner Lyrik zu veröffentlichen, der, mit den Mitteln litterarischer Betriebsamkeit durch ausgebreiteten Verkehr mit Verlegern und Schriftstellern wohlvertraut, dem westfälischen Epiker für dessen Übersetzungen der Dichtungen Tennysons einen Verleger vermittelte, und der später in einer Reihe von Aufsätzen auf die hohe Bedeutung von „Dreizehnlinden“ hinwies.

Die ersten Jahre seines Aufenthaltes in Thienhausen waren Webers dichterischem Schaffen günstig. Es fallen in diese Periode mehrere größere Übersetzungen und eine Reihe von Gedichten, deren Besprechung wir uns nunmehr zuwenden. Dabei wird, wie schon früher, nicht immer eine streng chronologische Ordnung befolgt, sondern nach den Stoffen und Motiven gruppiert.

Von den neueren englischen Dichtern stand keiner dem Herzen Webers so nahe wie Alfred Tennyson. Tiefinnere Wahlverwandtschaft, Ähnlichkeit der Begabung, die gleiche romantische Grundrichtung und dieselbe christliche Gesinnung knüpften das geistige Band zwischen dem westfälischen Epiker und dem Sänger des „Enoch Arden“, dem ja auch der edle Amerikaner Longfellow unter den modernen britischen Schriftstellern die Palme zuerkannte und dem er in dem

Sonett: „Wapentake" eine poetische Huldigung darbrachte. Tennysons Schöpfungen sind es wert, daß ein kongenialer Meister wie Weber an ihnen sein schmiegsames Talent aneignender Nachdichtung versuchte. Wohl gehört der Poet laureate nicht zu jenen bahnbrechenden Genien, wie sie zumeist beim Beginne aufsteigender Litteraturepochen hervortreten, aber er ist ein großes, vielseitig gebildetes Talent, ein liebenswürdiger Charakter, ein gewissenhafter Künstler. Dabei ist er durchaus englischer Dichter; seine Poesie trägt ganz das Gepräge seiner Heimat. Auf das innigste mit den Neigungen und Abneigungen, ja mit den Vorurteilen seines Volkes verwachsen, besingt er das britische Haus und die britische Tüchtigkeit, aber es spiegelt sich auch in seinen Dichtungen jene echt englische insulare Selbstgenügsamkeit, welche sich deutsche und skandinavische Einflüsse ebenso fernhält wie französische, italienische oder spanische Elemente. „Man atmet, wenn man ihn liest," sagt Julius Rodenberg, „den süßen Duft des englischen Heckengäßchens, man atmet den Seegeruch. Man sieht die Klippen und die Dünen; man sieht das Schiff und den Hafen. Man hört den Sturz der Brandung am Gestade, das Sonntagsgeläute der ländlichen Kirchenglocke und nicht minder das Brausen der City." Unübertroffener Meister des Idylls, erweitert er diese Gattung und schmückt sie mit all dem romantischen Schimmer des Rittertums in den „Königsidyllen", während er in der anheimelndsten und erschütterndsten seiner poetischen Erzählungen, im „Enoch Arden", aus den einfachsten Verhältnissen des täglichen Lebens uns zu den goldenen Inseln führt und den Sommer der Welt, die Pracht der Tropennatur vor unseren Augen erschließt. Die Helden und Heldinnen feiert er, die seit grauer Vorzeit für Englands Ruhm gestritten und geblutet haben: Godiva, die holdselige Gräfin von Coventry, „clothed on with chastity", Boadicea, die Königin der Icener, welche die Britannier zum letzten Verzweiflungskampfe gegen die neronischen Legionen führt, den Sieger von Waterloo wie die heldenmütigen Reiter von Balaclawa.

Weber war nicht der erste, der dem deutschen Publikum die Bekanntschaft mit diesem volkstümlichsten Dichter Englands

vermittelte. Schon vor ihm hatten Freiligrath und Gisbert v. Vincke einige der schönsten lyrischen Erzeugnisse des britischen Meisters verdolmetscht, und eine Sammlung Tennysonscher Gedichte war bereits i. J. 1853 in einer Übertragung von W. Herzberg erschienen. Weit größere Beachtung fand der i. J. 1863 von Tennyson veröffentlichte „Enoch Arden“. Die einfache Geschichte des armen, auf dem Ocean verschollenen Seemannes, der, nach langen Jahren in die Heimat zurückkehrend, sein geliebtes Weib als Gattin eines Jugendfreundes wiederfindet und, um ihr Glück und ihren Frieden nicht jählings zu vernichten, sich entsagend in das qualvolle Dunkel des Elends hüllt, bis ein mitleidiger Tod ihn endlich erlöst — dieses mit ergreifender Innigkeit und wunderbarer Naturtreue geschilderte tragische Idyll weckte in Millionen Herzen einen mächtigen Wiederhall. Keine Dichtung Tennysons fand so zahlreiche Übersetzer. Im J. 1867 verdeutschte A. Schellwien den „Enoch Arden“, 1868 traten R. Waldmüller-Duboc und A. Strodtmann mit ihren Übertragungen hervor, und ihnen folgten 1870 A. Feldmann, 1874 C. Hessel, 1881 C. Eichholz, 1889 H. Griebenow, 1893 Max Mendheim. Webers Nachdichtung steht hinter keiner dieser Übersetzungen, von denen mir die deutschen Wiedergaben des „Enoch Arden“ von Strodtmann und von Mendheim als die gelungensten erscheinen, an Schönheit und Treue zurück; die Übertragung von Waldmüller, welche die verbreitetste unter allen ist und schon in 18 Auflagen vorliegt, darf gar nicht mit ihr verglichen werden. Unser westfälischer Dichter begann seine Verdeutschung i. J. 1866 in Berlin und vollendete sie binnen wenigen Monaten. Das Widmungsgedicht: „Für meine liebe Anna“ ist am 26. August 1866 geschrieben. Trotz ihres raschen Entstehens zeigt diese Nachbildung alle Vorzüge der Weberschen Übersetzungskunst. Sie ist treu, aber sie ist auch echt dichterisch und mit großer Sprachgewalt echt deutsch. Wichtiger als trockene Wörtlichkeit ist dem poetischen Dolmetsch Farbe, Ton und leichter Redefluß. Er versteht es trefflich, den wuchtigen Lapidarstil des englischen Sängers und den eigentümlichen Reiz seiner Verse wiederzugeben, die bald stürmische, bald gedämpfte Bewegung

der Rhythmen, die manchmal der gewaltigen Symphonie der Elemente gleich anschwellen und dann wieder gleich dem leisen Murmeln des Baches dahingleiten. — Marcard, dem Weber seine Übersetzung vorlas, riet ihm, sie herauszugeben, und sandte mit Einwilligung des Verfassers die Handschrift im Februar 1868 an den Leipziger Verlagsbuchhändler Justus Naumann, mit dem er in Verbindung stand. Nach längeren Verhandlungen erklärte sich dieser bereit, Webers „Enoch Arden“ in einer Auflage von tausend Exemplaren zu drucken und dem Herausgeber ein Honorar von 25 Thalern zu zahlen, ein mäßiges Angebot, auf das der Dichter schließlich einging. Die ganze Verlagsangelegenheit hatte Weber den Seinigen verheimlicht, und als er zu Weihnachten von Berlin nach Thienhausen zurückkehrte, brachte er seinen Angehörigen das hübsch gedruckte Büchlein als Christgabe mit. — Bei der Kritik fand die Dichtung eine beifällige Aufnahme; sie erlebte i. J. 1878 eine zweite Auflage und ging dann in den Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn über.

Dem „Enoch Arden“ ließ Weber ein Jahr später seine Übersetzung von „Aylmers Field“ folgen, die er im Sommer 1868 in Thienhausen rasch zum Abschlusse gebracht hatte. Indem er diese poetische Novelle in deutsche Verse übertrug, erfüllte er, ohne es zu ahnen, einen Wunsch Emanuel Geibels, der damals öfter sein Bedauern darüber aussprach, daß dieses für Tennysons Eigentümlichkeit so bezeichnende Werk von keinem der bisherigen Übersetzer berücksichtigt worden sei. „Aylmers Field“ ist ein interessantes sociales Lebensbild, voll herzbewegender, ergreifend durchgeführter Motive. Den Konflikt zwischen dem Standesvorurteile und der Liebe behandelnd, schildert es uns, wie Edith, die einzige Tochter Sir Aylmers, mit dem fünf Jahre älteren Leolin Averill, dem Sohne eines Geistlichen, zusammen aufwächst und wie aus der kindlichen Freundschaft der beiden Spielgenossen sich allmählich eine ernste, tiefe Herzensneigung entwickelt. Als der adelsstolze Baron die Liebe seiner Tochter bemerkt, weist er Leolin aus seinem Hause, und der Jüngling verläßt sein Heimatdorf, um das Rechtsstudium zu ergreifen und so Ansehen und Ehre zu erwerben. Der

Briefwechsel der Liebenden wird dem Vater Ediths verraten, und obwohl durch den Hohn und Spott des hartherzigen Mannes auf das tiefste mißhandelt, läßt sich diese in ihrer Treue nicht wankend machen. Ein Nervenfieber rafft sie hinweg, und als Leolin von ihrem Hinscheiden Kunde erhält, tötet er sich selbst. Sein Bruder muß, als Geistlicher des alten Sir Aylmer, der unglücklichen Tochter des Barons die Leichenrede halten und über den Bibelspruch: „Sieh, euer Haus ist wüste euch gelassen," predigend, gedenkt er auch des hingeopferten Bruders und verdammt mit erschütternden Worten den schnöden Stolz und Hochmut, der kaltherzig das Glück der eigenen Kinder mit Füßen tritt.

Diese schlichte Erzählung, über welche der ganze Zauber Tennysonscher Poesie gebreitet ist, hat Weber mit gewohnter Meisterschaft verdeutscht. Seine Übersetzung, die gleichzeitig mit A. Feldmanns Nachbildung von „Aylmers Field" i. J. 1870 erschien, wurde denn auch von der Kritik recht günstig aufgenommen. Hans Herrig, der sie in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" besprach, tadelte nur „die oft allzu sehr verschränkte Wortstellung", die das Verständnis erst nach mehrmaligem Durchlesen ermögliche. „Dergleichen," so meinte er, „ist bei einem Versmaß wie der reimlose Quinar, der sich der Sprache fast von selbst aufdrängt, immerhin leicht zu vermeiden." Der gerügte Fehler fällt aber nicht dem Übersetzer zur Last, sondern ist, wie eine Vergleichung zeigt, auf das eigentümliche Stilgepräge, die knappe, eindringliche, aber etwas manierierte Ausdrucksweise des Originals zurückzuführen, die selbst vor spröden, eigensinnigen Wendungen nicht zurückschrickt. — Stimmung und Sprache von „Aylmers Field" hat Weber in folgenden am 1. Mai 1869 gedichteten Versen charakterisiert, die bestimmt waren, seine Übersetzung einzuleiten, aber später von unserem Dichter verworfen wurden:

„Der linden Mailuft schmerzlich süßer Hauch
Um junge Rosen, die schon sterben müssen;
Des Sommers Wetterhall: die Totenklage,
Die herbstlich seufzet im entlaubten Wald;
Des Wintersturms erzürnte Donnerrede
Zu grauen Felsen und empörten Wassern:

Das ist die Sprache dieses dunkeln Lieds,
Nicht leicht zu deuten, schwerer noch zu sprechen,
Verzeiht der Zunge Ungeschick dem Stammler,
Wie Ihr verzeiht des Falken scharfen Schrei
Im Liederjubel dieser Frühlingstage."

Auch als Vermittler zwischen der schwedischen und deutschen Litteratur blieb Weber während dieser Jahre eifrig thätig. Von Runebergs Poesieen verdeutschte er am 20. März 1869 die „Markterinnerung" und wenige Wochen später „Das Grab in Perrho", eine größere episch-lyrische Dichtung, welche uns das Schicksal einer finnischen Bauernfamilie erzählt, die von feindlichen Kosaken überfallen wird. Fünf Söhne werden nach tapferer Gegenwehr überwältigt, mißhandelt und getötet; der sechste, dem seine Geliebte ein Stelldichein gegeben hat, fehlt in der Stunde des Kampfes. Sein Vater verwünscht ihn, weil er glaubt, der Sohn habe aus Feigheit seine Brüder im Stiche gelassen, erlebt aber noch, daß der junge, heldenmütige Kämpe ihn und die Seinigen an den grausamen Feinden rächt. „In dieser ebenso packenden wie einfachen Erzählung ist Runeberg," um mit Frederik Winkel Horn zu sprechen, „zum erstenmal ganz finnischer Dichter, von glühender Vaterlandsliebe erfüllt und im vollsten Verständnisse der Eigentümlichkeit seines im Kampfe ums Dasein gestählten Volkes". Als poetischer Dolmetsch dieses eigenartigen Sängers läßt Weber sowohl Mohnike wie Lobedanz und Vogel weit hinter sich zurück, und nur Wolrad Eigenbrodt, der uns i. J. 1891 eine vorzügliche Übersetzung der Dichtungen Runebergs schenkte, tritt ihm würdig an die Seite. — Dauerndes Interesse widmete Weber damals auch dem Norweger Björnstjerne Björnson, dessen Erstlingsdichtungen so frisch aus dem Volksleben seiner Heimat hervorsprangen, wie die Bergströme Norwegens aus ihren Gletscherwiegen. Mit den „Bauernnovellen" war unser westfälischer Epiker schon in Lippspringe bekannt geworden, wo er sie, den norwegischen Text in der Hand, seinen Freunden so schön und fließend deutsch vorlas, als ob er sie in seiner Muttersprache vor sich hätte. Von Björnsons novellistischer Skizze: „Der Vater" fand sich eine Übersetzung in Webers Nachlasse.

Nicht nur in der Nachbildung fremder Dichtung hat Weber während dieser letzten Jahre seine gestaltende Kraft geübt, auch seine eigene schöpferische Ader war nicht versiegt. Eine duftige Blüte trieb seine Lyrik in der schönen, formklaren Allegorie: „Am Amboß“, worin er, als Veteran der Arbeit seinen Lebensgang schildernd, sich dem Schmiede vergleicht, der Jahr um Jahr, im Winter und Sommer, rüstig und unverdrossen an der Esse steht, die Gluten schürt und mit wuchtigen Schlägen das spröde Eisen bezwingt:

„Wohl träumten mir im Herzen tief
Viel wunderbare Melodieen,
Ein Zauberwald, der schlief und schlief,
Den keine Frühlingssonne rief
Zu Frühlingsschönheit aufzublühen.

Mir ward ein andres Ziel gestellt,
Mir blieb nicht Zeit zu süßen Weisen.
Oft war die Brust wohl hoch geschwellt,
Doch ‚schaffen‘, ‚schaffen‘ rief die Welt,
Und rüstig griff ich nach dem Eisen.“

Wie dieses lyrische Juwel, so ist auch das Lied: „Lilien und rote Rosen“ ein Erzeugnis des Jahres 1867. Daran reihen sich gefühlsfrische Klänge wie „Der lustige Vogel“, eine poetische Frucht des folgenden Jahres, und die lyrische Betrachtung: „Der Fußpfad“, welche im Januar 1869 entstand. Das Motiv dieses letzteren Gedichtes empfahl Weber seiner Tochter zu poetischer Bearbeitung; als diese aber für die ihr gestellte Aufgabe keine Stimmung zeigte, hat der Dichter selbst sie gelöst. Auch zwei poetische Erzählungen gehören dem Jahre 1869 an, nämlich die ergreifende Geschichte: „Im Hinterhalt“, deren Stoff Weber einem einfachen Sattler Heinrich Bülling in Driburg verdankte, und der köstliche Schwank: „Vor der Himmelsthüre“. Der Held dieses Gedichtes, welches in der launig geschilderten Himmelfahrt eines alten Jägers die Wahrheit versinnbildet, daß so viele Menschen ihre geliebten irdischen Götzen gern in die andere Welt mitnehmen möchten, ist

Zengerling, der Wirt „Zum braunen Hirschen“ in Driburg. All diese Poesieen verraten mit keinem Hauche, daß sie in einer Zeit entstanden sind, die von Kriegslärm wiederhallte. Doch wenn auch Webers Harfe bei den großen Ereignissen, welche die staatliche Neugestaltung Deutschlands vorbereiteten, zunächst stumm blieb, seine Seele wurde tief davon berührt. Hatte er die Freudenkunden von Düppel und Alsen mit Jubel begrüßt, so blutete sein Herz, als der große Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland begann. Bis zum letzten Augenblicke hatte er gehofft, daß der Bruderkrieg zwischen Preußen und Österreich vermieden würde, als aber einmal die eisernen Würfel gefallen waren, da sagte er sich mit seiner edlen Landsmännin Ferdinande von Brackel:

„Doch Eines bleibt das Höchste uns von allen,
Und muß denn einer siegen oder fallen,
Dann siege du, mein Vaterland!“

Nach dem Ausgange des österreichischen Krieges wohnte Weber den Verhandlungen des am 3. Juli 1866 neugewählten Abgeordnetenhauses bei, welches unter dem Eindrucke der erfochtenen glänzenden Siege der Regierung für alle während der budgetlosen Zeit gemachten Ausgaben Indemnität bewilligte. Die inneren Parteiverhältnisse waren damals sehr verworren; Uneinigkeit und Unklarheit herrschten auf allen Seiten des Parlamentes. Die katholische Fraktion, welche während des Verfassungskonfliktes eine ruhige, unparteiische Haltung beobachtet und den anmaßenden Forderungen der Kammermehrheit oft genug widersprochen hatte, ohne die verfassungsmäßigen Rechte der Volksvertretung preiszugeben, war in alle Winde zerstoben. P. Reichensperger, v. Mallinckrodt, Dr. Krebs waren allein von dem älteren, Hobbeling, Kleinschmidt und Weber von dem jüngeren Stamme übriggeblieben: „Sie, nunmehr ‚Wilde‘, saßen da wie die trauernden Juden an den Wassern Babylons.“ Das parlamentarische Leben bot dem Dichter damals wenig Erfreuliches. „Viel vergebliche Arbeit“, so heißt es in einem seiner Briefe an Guido v. Harthausen, „Ärger, Kammerwasser, Kommissionsblech, Frost, Straßen-

staub, gutes Bier, schlechte Suppe, zähe Beefsteaks — da haben Sie die Hauptingredienzen des Landbotendaseins." Während der Wintersession i. J. 1867 war unser Arzt als Specialkommissar mit der Revision des Medizinaletats betraut und hat sich als solcher um die Einführung der einheitlichen Medizinaltaxe verdient gemacht. „Tage und Nächte," schreibt er am 5. Dezember 1867 an den oben genannten Freund, „brüte ich über einem Ocean von fast rätselhaften Ziffern ohne Unterlaß, weil das Gesetz vor Weihnachten fertig werden soll und muß." In demselben Winter machte Weber die Bekanntschaft Windthorsts und berichtet darüber an v. Haxthausen: „Unter den neuen Mitgliedern des Hauses, zu denen ich in ein näheres Verhältnis getreten bin, nenne ich den weiland hannoverschen Justizminister Windthorst, einen vortrefflichen alten Herrn, der ein immenses Wissen mit großer Milde und entschieden katholischer Gesinnung vereinigt." Die schwebenden politischen Tagesfragen berührt Weber in seinen damaligen Privatbriefen fast gar nicht. Nur in einem Schreiben an Guido v. Haxthausen v. 19. Dezember 1869 klagt er u. a. über das bedrohliche Anwachsen des Materialismus und die immer mehr anschwellende antichristliche Strömung, die ihn mit Sorge um die Zukunft unseres Volkes erfüllte:

„Die Gesetzgebungsmaschine ist nunmehr in voller Arbeit; sie schnurrt täglich 5—6 Stunden, und Stück auf Stück wird fertig von ihr ausgespieen. Nachdem Herr Camphausen das famose Deficitpflaster erfunden, geht die Etatsberatung glatter als je; die Millionen rollen wie Körner auf der Tenne. Aus der Kreisordnung wird wohl nicht viel werden . . . Noch mehr Widersacher hat das Unterrichtsgesetz, welche — offene und versteckte — auf allen Bänken des Hauses zu finden sind. Wir sind augenscheinlich in die antichristliche Ära hineingeraten. Die Wut gegen jedes positive Bekenntnis, insbesondere das katholische, weil das positivste, ist unglaublich groß. Es giebt psychische Kontagien, welche perniciöser sind und rascher in die Breite gehen, als die den Körper gefährdenden . . . Gott helfe den Seinen! . . . Wir sollen aufgehört haben ein christlich Volk zu sein."

Das aus diesem Briefe so deutlich sprechende Gefühl des Unbehagens und der Mißstimmung, welches die schon damals erkennbare bedeutsame Wandlung auf dem Gebiete unserer inneren Politik in dem Dichter hervorrief, wich mit einem Schlage bei dem großartigen nationalen Aufschwunge unseres Vaterlandes im Jahre 1870.



Stilles Schaffen in bewegter Zeit.

„Der Welt Geschicke, Wahrheit oder Mären,
Der Dichtung Blendwerk wie der Weisheit Lehren,
Was Menschenlust gestrebt und Menschenleid
In Nord und Süd, in alt und neuer Zeit,
Das war der Inhalt meiner Einsamkeit."

F. W. Weber.

Am Sonntag d. 17. Juli 1870, als Weber nachmittags von Marienmünster, wo er dem Morgengottesdienste beigewohnt hatte und dann ärztlich thätig gewesen war, mit den Seinigen nach Thienhausen zurückkehrte, brachte ihm der dort wohnende Pächter die Nachricht von der bevorstehenden Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland. Die Bestürzung, welche zunächst die Familie ergriff, machte alsbald einer begeisterten Stimmung Platz. Patriotische Lieder wurden gesungen und alte vaterländische Erinnerungen aufgefrischt. Mit unaussprechlicher Freude und Zuversicht erfüllte den Dichter die wenige Tage später eintreffende Kunde von der Einigung des deutschen Südens und Nordens, die Gewißheit, daß nun auch Schwaben und Bayern in dem großen Kampfe an Preußens Seite stehen würden. Am 25. Juli, als noch jene dumpfe Schwüle, wie sie dem nahenden Gewitter vorangeht, auf dem deutschen Volke lastete, verkündete unser Dichter in einem rasch hingeworfenen, später in den „Liedern zu Schutz und Trutz" abgedruckten Gedichte: „Der Große und der Kleine" mit prophetischen Worten den Zusammenbruch des französischen Kaiserreiches, den Sturz des „Zuaven im Purpur":

„Sprach einer, der kein Kleiner war:
‚Der Mann ist euch zu groß, zu groß!'
Wir standen auf, wir schlugen ihn:
So wurden wir ihn los.

Nun sollten wir den Kleinen scheun,
Der groß nur ist an Lug und Trug?
Noch führen wir das gute Schwert,
Das einst den Großen schlug;

Noch glüht in uns der alte Haß,
Der schneidig erst die Klinge macht,
Der grimme Zorn, der Todesmut
Der Waterlooer Schlacht.

Was Nord? Was Süd? Wir sind ein Volk,
Ein Volk in Waffen fest und Wehr,
Vom Bodensee zur Königsau,
Ein Volk vom Belt zum Meer.

Du kleiner Mann voll Corsenlist,
Du zückst nach Corsenart den Dolch?
Vendetta? — Wir zermalmen dich,
Wie Sankt Georg den Molch.

Wir schlagen dich und jagen dich,
Du übermüt'ger kleiner Mann!
Den letzten Groschen setzen wir,
Den letzten Knaben dran.

Wir schlagen dich und jagen dich,
Und frei aufatmen wird die Welt,
Wenn die gestohlne Krone dir
Rücklings vom Haupte fällt.

Poetenwort, Prophetenwort!
Mein frommes Volk, nun schlage drein,
Und wasche dir nach blut'gem Werk
Die Händ' im deutschen Rhein!"

Einen frischen, fröhlichen Klang schlug Weber an in einem wenige Tage später gedichteten und von ihm selbst komponierten volkstümlichen Marschliede: „Lehm op", das die Bonner Husaren während des Feldzuges mit Vorliebe gesungen haben. Als die Nachrichten von Wörth und Saarbrücken in Thienhausen bekannt wurden, und die Insassen des alten Herrensitzes mit strahlenden

Mienen und leuchtenden Blicken einander die Siegesbotschaften zuriefen, wurde der Dichter von innerer Bewegung übermannt. Versunken in tiefe Gedanken, trat er ans Fenster, und während er in die friedliche Sommerlandschaft hinausschaute, erglänzten Freudenthränen in seinen Augen, seine Hände falteten sich, und er dankte Gott, daß er ihn diesen glorreichen Tag hatte erleben lassen. — Größere Ereignisse folgten; mit den Kämpfen um Metz und dem wunderbaren Siege von Sedan war das Schicksal des Feldzuges entschieden. Ein packendes Bild aus diesen bewegten Kriegstagen ist Webers Gedicht: „Im welschen Dorfe", das er allerdings erst Ende der achtziger Jahre vollendete, und das in Ton und Stimmung an Rittershaus' poetisches Gemälde: „Auf den Schlachtfeldern von Metz" erinnert, dieses aber an Schönheit der Sprache und Plastik der Darstellung weit übertrifft. Nur die beiden ersten Strophen seien hier daraus mitgeteilt:

„Ein welsches Dorf! Hier hat mit seinen Schauern
Der Krieg getobt. Der Frank' ist auf der Flucht.
Blutlachen, Kohlen, Schutt: Gebälk und Mauern,
Zerschmettert von der Brandgeschosse Wucht.
Die Gärten wüst, zerstampft die Blumenbeete,
Der Bäume Laub versengt, ihr Stamm zerfleischt;
Ein grimmer Schnitter ist es, der hier mähte,
Der für die Pfalz verjährte Buße heischt.

Die Sonne neigt sich schon, und goldig zittert
Auf Wiese, Feld und Wald ihr Strahlennetz;
Es dröhnt im Süd, wie wenn es schwer gewittert:
Das ist der Donnerhall des Kampfs von Metz.
Die Schwalbe schießt eilfertig hin und wieder
Und streift den krausen Teich mit flücht'gem Husch;
Dort Sturmgeläut', Rauchwolken, Sterbelieder,
Hier heller Finkenschlag im Weidenbusch." . . .

Im Dezember 1870 griff Weber noch einmal in die Harfe und wandte sich in einem in der „Kreuzzeitung" veröffentlichten poetischen Mahnrufe: „Die Minnesinger der Manessischen Handschrift an den Grafen Bismarck" mit der Bitte an den preußischen

Staatsmann, die sogenannte Manessische Liedersammlung, dieses kostbare Vermächtnis deutschen Minnesanges, von Frankreich zurückzufordern. Er läßt die alten Sänger also zu dem eisernen Grafen sprechen:

„Die wir mit Schwert und Wort für Deutschland rangen,
Mit Lob und Rüge, Frauenanmut sangen
Und deutsche Zucht: weh uns, wir sind gefangen
In wälscher Haft neun Menschenalter schier . . .
Wohlauf, du Mann von Stahl, streck aus die Hand,
Zum letzten Dorf, das letzte deutsche Pfand
Den Klau'n der Wasgauwölfe zu entreißen!
Der deutschen Ehre sind auch wir ein Teil:
Drum sorge du, des Reiches Hort und Heil,
Daß man uns nicht zum drittenmal vergesse.
Und grüßt dich vor Paris mit keckem Reim
Ein deutsches Reiterlied, und denkst du heim,
So sei gemahnt an Rüdiger Manesse."

Der Krieg nahte seinem Ende, und aus seiner ruhmreichen aber furchtbaren Blut- und Feuertaufe ging das verjüngte Reich gewaltig und zukunftsfreudig hervor. Dem geeinten Vaterlande hat Weber keinen Hymnus gesungen wie Geibel und Freiligrath. Dem zu Versenkung und Betrachtung neigenden Genius des reiferen Alters gehorchend, lenkte der Dichter von dem Großen, was er erlebt, den Blick zurück in die Vergangenheit unseres Volkes, in die Dichtungswelt deutscher Vorzeit, aus der ihm allezeit ein frischer Strom vaterländischer und poetischer Begeisterung entgegenrauschte. Unsere mittelalterliche Dichtung war ja gleichsam die trauliche Heimat, in der Webers Muse erwuchs und erstarkte, und wie er als Jüngling seinen Geist befruchten ließ von dem neuen Lebenshauche, der damals die Wissenschaft unseres vaterländischen Altertums mit Jugendkraft erfüllte, so blieb auch der Forschungseifer des Mannes unserer altheimischen Dichtung zugewandt. Wie sehr ihn auch die ärztliche Thätigkeit in Anspruch nahm, für seine Lieblingsbeschäftigung mit altdeutscher Poesie und Sprache fand er immer noch einige Muße. „In einem langen Leben," so äußerte er sich einem Freunde gegenüber, „fällt doch

manche Stunde ab, wo man alten, lange gehegten Neigungen sich hingeben kann; man arbeitet und schafft in seinem eigenen Garten und sieht doch auch wohl einmal dem Nachbar über die Hecke." Die germanische Sagenwelt, unsere großen Nationalepen, die gewaltigen Nibelungen und die „meerumrauschte" Gudrun, der altsächsische Heliand, ferner Walther und Gottfried, Minnesang und Volkslied und nicht weniger Reineke de Vos waren Lieblingsgegenstände seines Studiums. Mit der Entwicklung unserer germanischen Philologie, vor allem mit den Tendenzen der Lachmannschen textkritischen Schule, die das Wissen von altdeutscher Sprache und Litteratur zum ausschließlichen Eigentum der Gelehrsamkeit machen wollte, war Weber in vieler Hinsicht nicht einverstanden. Er wünschte, daß der Germanist auch in jenem volkstümlichen Sinne wirke, in welchem zuerst die Romantiker, dann Jakob Grimm und Ludwig Uhland, die von Weber am höchsten verehrten Pfleger unserer älteren nationalen Überlieferung, die altdeutschen Studien betrieben hatten. Das ganze Volk sollte teilhaben an den erschlossenen Schätzen der mittelalterlichen Dichtung, an der Kenntnis der Sprach- und Kulturdenkmäler, und die tiefsinnige Symbolik unserer vaterländischen Mythologie, die, wie Weber später in den Erläuterungen zu „Dreizehnlinden" schrieb, „noch viel zu wenig bekannt ist, während wir die Götter und Göttinnen des Olymp, die großen samt den kleinen, an den Fingern herzählen" — sie sollte Gemeingut der Nation werden. Mit hoher Freude begrüßte Weber daher die Erklärung Franz Pfeiffers in der „Germania" vom Jahre 1856, daß das Altdeutsche keine Geheimkunde für wenige Fachgelehrte bleiben dürfe, daß es der Beruf der germanistischen Wissenschaft sei, volkstümlich zu wirken. Mit Genugthuung erfüllte es ihn, daß der vielgeschmähte verdiente Gelehrte seine Forderung auch durch die That verwirklichte, indem er die Herausgabe der „Deutschen Klassiker des Mittelalters" (Leipzig, Brockhaus) begann und diese Sammlung i. J. 1864 mit den Gedichten Walthers von der Vogelweide einleitete. „Durch dieses im besten Sinne populäre, litterarische Unternehmen," sagte Weber zu mir, „was auch immer die Zunft daran aussetzen

mag, hat Franz Pfeiffer sich gerechten Anspruch auf den Dank eines jeden wahren Vaterlandsfreundes erworben."

Mit Karl Bartsch, welcher der Pfeifferschen Richtung am nächsten stand und die Leitung und Fortsetzung der mittelalterlichen Nationalbibliothek nach dem Tode ihres Begründers übernahm, knüpfte Weber in Lippspringe persönliche Beziehungen an. Die meiste Anregung für seine altdeutschen Studien empfing der Dichter aber von seinem Freunde Geheimrat Professor Dr. Ernst Bezzenberger, einem ernsten, gediegenen, in harter Lebensarbeit gestählten Charakter. Dieser verdiente Germanist und Schulmann wurde am 12. Oktober 1814 zu Marburg in Hessen geboren, wo sein Vater Lehrer an der Stadtschule war; er widmete sich der Theologie und Philologie und war nach Ablegung seiner theologischen Prüfungen zunächst als Erzieher in einer westfälischen Familie und später als Lehrer an einer Privatschule in Kassel thätig. Der strebsame, hochbegabte Jüngling, der ohne Vermögen und ohne Gönnerschaft ganz auf sich selbst angewiesen war und von seinem knappen Verdienste noch die seit 1831 verwitwete Mutter unterstützte, wußte durch eisernen Fleiß sein philologisches Wissen zu vertiefen und zu erweitern und wandte sich, nach bestandenem Examen pro rectoratu die geistliche Laufbahn aufgebend, ausschließlich dem höheren Lehrfache zu, das er als seinen eigensten Beruf erkannte. Nachdem er nun mehrere Jahre an verschiedenen Bildungsanstalten der hessischen Residenz erfolgreich gewirkt, wurde er i. J. 1847 als Lehrer der Geschichte und später auch der deutschen Sprache und Religion an der Kriegsschule in Kassel angestellt. Er machte dann die Bekanntschaft Wilhelm Grimms, gab auf dessen Anregung das Annolied neu heraus, erwarb sich mit dieser wissenschaftlichen Leistung den Doktorgrad und erhielt im Herbste 1850 den Professortitel, worauf er als Mitglied der Stadtschulkommission und seit 1856 als Oberschulinspektor in Kassel eine segensreiche pädagogische Wirksamkeit entfaltete. Als i. J. 1866 die Katastrophe über Kurhessen hereinbrach, blieb Bezzenberger bei der Neuordnung der dortigen Schulverhältnisse thätig. Im J. 1869 seiner Amtspflichten entbunden, benutzte der unermüdliche

Gelehrte seine unfreiwillige Muße zu neuen germanistischen Forschungen, deren Ergebnis die 1872 erschienene Ausgabe des Freidank war, die sich noch heute des Beifalls der Germanisten erfreut. Im J. 1873 wurde er an die Königliche Regierung in Minden berufen und wenige Monate später zum Schulrate in Merseburg ernannt, von wo er i. J. 1882 in gleicher Eigenschaft nach Koblenz versetzt wurde. Ein Jahr darauf schied er aus dem Staatsdienste. Seinen Lebensabend verbrachte er in Kassel, wo er am 24. Januar 1892 starb.

Das ist in wenigen dürftigen Zügen das äußere Lebensbild des trefflichen Gelehrten und Schulmannes, dem Weber i. J. 1856 in Lippspringe näher trat. Unter den Linden am Arminiusbrunnen und später in der Einsamkeit Thienhausens unterhielten sie sich über Walther und Freidank, erwogen sprachliche Fragen und tauschten ihr Urteil aus über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanistik. In solchem geistigen Wechselverkehre trat die Persönlichkeit der beiden Männer in der interessantesten und anregendsten Weise hervor, die Geister des einen entbanden die Geister des anderen und empfingen von ihm eine edle, wohlthuende Ergänzung.

Vielleicht von Bezzenberger beeinflußt, begann Weber i. J. 1856 Freidanks „Bescheidenheit“ ins Neuhochdeutsche zu übertragen. 88 Verse dieser Übersetzung fanden sich in seinem Nachlasse. Daß aber auch später Webers Interesse für den trefflichen mittelalterlichen Spruchdichter nicht erkaltete, zeigt uns der leider nur in wenigen Bruchstücken erhaltene Briefwechsel Webers mit Bezzenberger; das beweist ferner die Thatsache, daß der Freund seine i. J. 1872 erschienene Ausgabe des alten Didaktikers unserem westfälischen Dichter „als eine Gabe der Dankbarkeit und Freundschaft“ zueignete. Diese Widmung belehrt uns auch darüber, welcher Art die Teilnahme Webers an den Freidankstudien Bezzenbergers war. „Mir schwebte,“ so schreibt der Verfasser, „Zarnckes klassische Ausgabe von Brants Narrenschiff (Leipzig 1854) als Muster vor; Du aber beharrtest auf Deinem Verlangen nach einer Ausgabe in engerem Rahmen und zu mäßigem Preise

indem Du mir vorhieltest, daß eine solche, welche die ausführliche Darlegung aller einschlagenden Untersuchungen und den vollständigen kritischen Apparat ausschließe, das größere Bedürfnis sei. Die zahlreichen Verehrer altdeutscher Dichtung, sagtest Du, forderten anderes, als die gelehrten Germanisten, welche der realen Interpretation zu wenig Raum gäben; für diese möchten Grimms Ausgaben unentbehrlich sein, für jene reichten sie nicht aus, und wenn für die Germanisten eine die Untersuchung nach allen Seiten hinführende sogenannte kritische Ausgabe Bedürfnis sei, so genüge eine solche den anderen nicht, wie der Erfolg der von Pfeiffer begründeten Sammlung beweise, welcher sich nun die von Zacher unternommene in anderer Weise glücklich anschließe. Es sei aber Zeit, ein so durchaus volkstümliches Buch wie die Bescheidenheit, das viel genannt, aber wenig bekannt sei, größeren Leserkreisen zugänglich zu machen und zum Verständnisse zu bringen, zumal alle bis jetzt erschienenen Übertragungen derselben ins Neuhochdeutsche den echten Freidank nicht erkennen ließen. Auch schlösse eine Ausgabe, wie Du sie wünschtest, nicht aus, daß zugleich den Germanisten durch Text und Erklärung Neues und Erwünschtes geboten würde. Jedenfalls werde Vilmars Gedanke, die Bescheidenheit, einen Edelstein, wie wir einen zweiten weder in alter noch in neuerer Zeit besitzen, als tägliches Vademecum zum Nutzen und Ergötzen zu gebrauchen, so eher verwirklicht, als durch eine bloß kritische Ausgabe".

Noch weit mehr Anziehungskraft als Freidank, übte auf unseren Dichter der vielseitigste unter den Meistern des Minnesanges, Walther von der Vogelweide. Walther war Webers Lieblingsdichter; er huldigt ihm in dem Jugendpoëm: „Zwei Sänger", er nennt ihn seinen Freund, er citiert ihn gern in seinen Sprüchen und feiert ihn als den Sängerkönig. Die Dichterprofile beider zeigen bei aller Verschiedenheit der in ihnen ausgeprägten Stammeseigentümlichkeit eine überraschende Ähnlichkeit.

Der liebenswürdige heitere und bewegliche Österreicher und der ernste, gediegene Sachse begegnen sich als tiefsinnige Lyriker in ihrer wahren und keuschen Empfindung, in ihrem hingebenden

Sinne für die Natur, in ihrer körnigen Lebensweisheit und ferner in der überwallenden Liebe zur deutschen Heimat, in dem warmen Erfassen vaterländischen Wesens, in ihrer Abneigung gegen alles Welsche und in der echten tiefreligiösen Gesinnung, die bei beiden stärker hervortritt, als ihre Tage sich neigen. Walther leiht dem westfälischen Sänger nicht nur glänzende dichterische Perlen als Schmuck und Zier, er gießt ihm Tropfen seines eigenen Blutes in die Adern.

In den sechziger Jahren faßte Weber den Plan, gemeinschaftlich mit Bezzenberger eine Textausgabe der Waltherschen Gedichte zugleich mit einer neuhochdeutschen Übersetzung derselben herauszugeben. Er ist aber über Ansätze dazu nicht hinausgekommen und hat nur einige Lieder des mittelalterlichen Lyrikers in unser modernes Sprachgewand gekleidet. Es sind die Gedichte: „Bin ich dir unmeere“ (L. 50, 19); „Owê waz êren sich ellendet tiuschen landen“ (L. 13, 5); „Sô die bluomen ûz dem grase dringent“ (L. 45, 37). Von den beiden Sprüchen Walthers: „Ir bischofe unde ir edeln pfaffen, sît verleitet“ (L. 33, 1) und: „Ich hân gesehen in der werlte ein michel wunder“ (L. 29, 4) sandte der Dichter i. J. 1869 eine neuhochdeutsche Übertragung an Bezzenberger und begleitete sie, an Simrocks Waltherübersetzung anknüpfend, mit folgenden Bemerkungen: „[Glauben Sie nicht,] mein liebster Freund, daß ich mich neben Simrocks Fehlern mit selbsteigener Tugend breit machen wolle: Kahle Ratten spreizen sich nicht und Kirchenmäuse sind keine Rentner: ich meine nur, daß Simrocks Übertragung kein pilatusisches ‚Quod scripsi scripsi‘ ist und nicht einzig danach angethan, als Kanon dem Original gegenüber gedruckt zu werden. Ich kenne freilich keine andere Übersetzung des W. als die Simrocksche, doch giebt es, wie Sie mir sagten, noch eine andere. Aus dem Gegebenen ließe sich das Gelungenste selbst in den einzelnen Liedern und Sprüchen zusammenstellen und ein Neues bilden, wie dies von S[imrock] selbst bei seiner neuerlichst erschienenen Übersetzung der Tegnérschen Frithjofssage sans gêne geschehen ist. . . . Noch erlaube ich mir, Sie auf ein paar Bücher aufmerksam zu machen, und zwar auf

Friedrich Hurters Innocenz III. Hurter ist Konvertit und weiß von J. mehr Gutes als unser W[alther]. Das Buch giebt eine eingehende Schilderung der Zeit ꝛc. und ist sehr bemerkenswert. Dann möchte ich Sie auf eine Schrift von Friedr. Giehne ‚Deutsche Zustände und Interessen‘ (Cotta 64) zu achten bitten. Sehr prächtig!“

Die dichterische Sprache Walthers und Freidanks zeigt oft eine so überraschende Ähnlichkeit, daß Forscher wie Wilhelm Grimm und W. Wackernagel die unsicher verschwimmende Persönlichkeit Freidanks mit der schärfer umrissenen Walthers für eine und dieselbe gehalten haben. Gegen diese Ansicht wendet Bezzenberger sich in der Einleitung seines „Freidank“ und sucht nachzuweisen, daß die von Hartmann Schedel aus Nürnberg i. J. 1466 in seinem „Opus de antiquitatibus“ mitgeteilte Grabschrift in Treviso, welche lautet: „Hye leit Freydanc, gar on all sein danck, der alweg sprach und nie sanck“ — auf den Verfasser der „Bescheidenheit“, und nicht wie der Germanist J. Grion meinte, auf einen zwischen 1384—88 Verstorbenen zu beziehen sei. Den Ausführungen seines Freundes über diese Streitfrage pflichtet Weber in einem Briefe v. 14. März 1870 mit folgenden Bemerkungen bei: „Ich hoffe, daß Du im Sommer das Werk zum Abschluß bringen wirst. Die beiden Exkurse über die Person des Poeten und die Handschriften erhältst Du hierbei zurück. Ich habe sie mit Vergnügen gelesen und überall Deine Emsigkeit erkannt. Zu dem zweiten habe ich kein Strichelchen gemacht; zu dem erstern etliche Bleifedernotizen, die mich indes jetzt beinahe gereuen. Den Qualm von der Identität Freidanks und Walthers hat der eigensinnige Wilhelm [Grimm] in die Welt geblasen und sich so hinein verrannt, daß ihm wie einem rabulistischen Advokaten auch das allerelendeste Beweismittel recht ist. Wie wäre er sonst dazu gekommen, auch den Walther für pseudonym zu erklären! Zunächst wäre nachzuweisen, — was vielleicht nicht schwer fällt, ich weiß es nicht — ob es im 13. Jahrhundert Poetensitte war, sich andere Namen beizulegen. Dann folgendes. Während die von Walther durchwanderte Welt zwischen ‚Seine unz an die Muore, von dem Pfade unz an die

Traben' lag, ist Freidank ein weitgereister Mann. Ob seine Sprüche über Rom und Ackers zu der ‚Bescheidenheit' gehören oder nicht, jedenfalls sind sie von ihm und bekunden, daß er in Rom und im hl. Lande gewesen. Hätte Walther diese Stätten besucht, würde er, der stets die Welt, die ihn umgab, in leuchtenden Reflexen zurückstrahlte, der Rom ebenso bitter haßte, als er nach ‚der lieben Reise über See' die heißeste Sehnsucht hatte, über solch bedeutsame Momente seines Lebens stumm geblieben sein? Und trauert er nicht in seinem schönen Klagegesange: ‚Owê war sint verswunden', der nach Wilmanns nicht nach 1227 gedichtet sein kann, daß er die Pilgerfahrt nach den heiligen Orten nicht habe machen können? Oder hat er sie als Greis gemacht? Im Anfang der dreißiger Jahre starb er ja.

„Die Inschrift zu Treviso ist augenscheinlich auf unsern Poeten zu beziehen und zwar so lange, bis für einen anderen Freidank das Näherrecht nachgewiesen ist. Der gute Nürnberger Doktor und sein Freund Georg Pfinzing dachten an keinen andern, als an den Freidank, der in aller Munde war. W. Gs. [Wilhelm Grimms] Spott über die schlechten Verse der Inschrift ist pedantisch lächerlich. Hartmann Schedel gab sie nach der Sitte seiner Zeit in der Sprache seiner Zeit, vorausgesetzt, daß er eine korrekt mittelhochdeutsche Inschrift vorgefunden hätte. — Vielleicht könntest Du in der Einleitung mit ein paar Worten Freidanks Vers und etwas eingehender seinen Einfluß auf die Spätern, Hugo v. Trimberg, S. Brant, J. Fischart u. a. besprechen, falls Dich das nicht zu weit implicieren sollte . . . Laß Dich nicht irren, liebster Bezzenberger, Noten wie die Pfeifferschen zu schreiben, damit dein Spruchdichter ebenso ins Volk dringe, wie der Walther es mehr und mehr thut. Karl Simrock hat soeben eine neue Textausgabe mit Erklärungen gegeben. Ich habe sie mir bestellt und bin neugierig darauf. Willst Du das Buch nicht selbst besitzen, so kaufe es nicht, da ich es Dir zuschicken werde. — Zu dem Spruche: ‚Ich hân gesehen in der werlte ein michel wunder' noch dies: Der Swalwenzagel bedeutet nicht die Schwurfinger, sondern das ‚Eselbohren', das Eselbohrenzeigen, eine Pantomine

des Trotzes und der Verachtung. ‚Er kert sin hant‘ heißt ‚im Handumdrehen‘“.

Das vorstehende Briefbruchstück zeigt uns, wie fest Weber in der Poesie des Mittelalters sich angesiedelt hatte. Zwar wird die hier vorgetragene Ansicht über die alte Grabschrift in Treviso von der heutigen Forschung nicht geteilt, doch fand Webers Behauptung, daß der Name Walther von der Vogelweide unmöglich ein Pseudonym sein könne, ihre Bestätigung durch die i. J. 1876 aufgefundenen Reiserechnungen Wolfgers von Ellenbrechtskirchen, Bischofs von Passau, in denen bekanntlich das erste und einzige urkundliche Zeugnis für Walther vorliegt.

Der vertraute geistige Umgang mit dem größten unserer Minnesänger war, wie ich schon hervorhob, von tiefgehender Wirkung auf Webers Schaffen So erinnert der Spruch: „Gewandert bin ich durch die weite Welt“ an Walthers Verse: „Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore“ (L. 31, 13); Der Denkspruch: „Das Leben ist eine große Not“ ist vielleicht durch ähnliche Gedanken in Walthers lyrischer Betrachtung: „Ich saz ûf eime steine“ (L. 8, 4) angeregt. Deutliche Berührungspunkte mit diesem letzteren Gedichte zeigt das Stimmungsbild: „Im November“, worin es heißt:

> „Ich blickte tief hinein in mein Gemüte;
> Mit Walther, meinem Freunde, mußt' ich fragen
> Voll Harm: „wie man zer Welte sollte leben?“

Den Sprüchen des mittelalterlichen Lyrikers ist ferner die Figur des Klausners entlehnt, den Weber so oft zum Träger seiner persönlichen Stimmungen macht und dem er seine Betrachtungen über Zeit und Menschen in den Mund legt. Eine offenbare Nachahmung von Walthers Zwiegespräche mit der Welt: „Frô Welt, dû solt dem wirte sagen“ (L. 100, 24) ist Webers „Frau Welt und der Klausner“. Wie der altdeutsche Dichter der Welt den Abschied giebt mit den Worten:

„Frô Welt, ich hân ze vil gesogen:
ich wil entwonen, des ist zît.
Dîn zart hât mich vil nâch betrogen,
wand er vil süezer fröïden gît.
Do ich dich gesach reht under ougen,
dô was dîn schowen wunderlich . . al sunder lougen:
doch was der schanden alse vil,
dô ich dîn hinden wart gewar,
daz ich dich iemer schelten wil;“

so sagt sich auch aus gleichen Gründen der westfälische Sänger von ihr los:

„Frau Welt, das ist mir wahrlich leid
Für euch und mich; indes verzeiht,
Ich gab euch wenig Grund zur Klage.
Ich sah euch eben, wie ihr seid
Gleich mit den Schwalben früh am Tage,
Als ihr noch ginget unfrisiert
Und ungeschminkt und ungeschnürt;
Vielholde Frau,
Welch feine Schau!
Seid froh, daß ich nichts Schlimmres sage.“

Das diesem Gedichte Walthers entnommene poetische Motiv, die Welt als ein Wirtshaus zu schildern, hat unser westfälischer Epiker in der tiefsinnigen Allegorie: „Nobiskrug“ wirkungsvoll zur Darstellung gebracht, und der Schlußvers: „Ich wil ze herberge varn“ begegnet uns als Kehrreim in Webers stimmungsvollem Jugendgedichte: „Kreuzfahrers Abendlied“. Von Walthers Zeitgenossen Gottfried von Straßburg übersetzte unser Dichter den Spruch „vom gläsernen Glücke“; von Reimar von Zweter den „Antichrist“. Diese beiden freien Übertragungen fanden Aufnahme in seine Werke. Dagegen sind die Verdeutschungen aus Freidank und Walther nicht gedruckt und nur im engsten Kreise bekannt geworden. Der Verfasser selbst blickte in späteren Jahren mißbilligend auf sie zurück.

In innigem Zusammenhange mit Webers Dichten und Schaffen steht seine Vorliebe für das Volkslied. Sie war durch „des Knaben Wunderhorn“ in ihm geweckt, und das Bestreben, die verdämmernden

und verzitternden Klänge dieser jugendlich unbeholfenen, einfältigen Poesie zu erlauschen und festzuhalten, begleitete ihn durch sein ganzes Leben. Da kein trockener Gelehrtenenthusiasmus, sondern eine warmblütige, von künstlerischen Impulsen getragene Begeisterung für alle Erzeugnisse der fabulierenden und singenden Volksseele ihn erfüllte, so genügte unserem Dichter auch der bloße Buchstabe nicht, sondern mit dem Texte jener Lieder suchte er zugleich ihre Seele, ihr Herz, ihre Melodie zu bewahren. Denn Weber betrachtete das Volkslied mit Recht als ein nicht in allen Teilen fertiges, der Bei- und Nachhilfe bedürftiges dichterisches Gebilde, dessen einfache und naive Sprache so oft dem Stammeln des Kindes gleicht, welches noch mit dem Ausdrucke ringt und doch so holde und süße Geheimnisse auszuplaudern weiß. Es versteht sich von selbst, daß hin und wieder ein Volkslied erklungen ist, dem dieser Mangel der Form nicht anhaftet, das an unschuldiger Schönheit alle Kunstdichtung überstrahlt, im allgemeinen aber verhält sich diese Dichtungsart zu der Kunstlyrik wie das Gespräch eines poetisch erfüllten Menschen zu dessen dichterischen Hervorbringungen. Wie Blick und Gebärde, Stimme und Mienenspiel selbst der minder gehaltvollen Rede den Reiz und die Nachdrücklichkeit verleihen, die das Kunstwerk mit beschränkteren Mitteln erreichen muß, so ist auch das Volkslied, wenn es seinen vollen Zauber entfalten soll, auf die melodische Tonwelle der Fiedel, der Zither und des Gesanges angewiesen, welche das Lied hebt und trägt, seine Stimmungslücken ausfüllt, seine Fragezeichen beseitigt, seine schwachen Accente verstärkt und, was gleichsam pantomimisch im rhythmischen Zeichen sich ausdrückt, zur notwendigen Deutlichkeit des Gedankens und der Empfindung erhöht. „Das Volkslied," — heißt es in den wenigen uns erhaltenen Aphorismen Webers über diesen Zweig unserer Dichtung, — „will nicht einen Gedanken entwickeln, sondern nur eine Stimmung hervorrufen, ein Gefühl anregen. Um diesen Zweck zu erreichen, ist ihm die Weise ebenso wichtig als das Wort, und die Verbindung von beiden nötig. Das Volkslied ohne seine Singweise ist ein totes oder mindestens halblebendiges Ding, wie eine Blume im Herbarium."

Weber kannte unzählige Nationalmelodieen und wußte sie höchst eigenartig vorzutragen, aber am meisten liebte er die schlichten, gemütsinnigen Klänge des deutschen Volksliedes, des weltlichen sowohl wie des geistlichen, welches letztere, um mit dem Dichter zu sprechen, „nicht in Klöstern und Kirchen seine Heimat hat, sondern wie ein Waldbruder im Freien lebt und dort mit den wilden Vögeln Gottes Lob singt". Neben der altheimischen Weise zog ihn besonders die rauhe Kraft skandinavischer Volkspoesie an, welche bald in dramatisch bewegten „Kämpeviser" das wilde ungebändigte Reckenleben des Nordens verherrlicht, bald phantastische Nixen- und Zaubermärchen berichtet, bald in wundersam ergreifenden Balladen von der Liebe Lust und Leid erzählt. Sie singt, sagt Weber,

„Von Wikingsschlachten auf der See,
Wenn Bord an Bord die Streiter preßten,
Von Jorsal und von Sikelö,
Und von dem Weinland fern im Westen;
Von Holger Danskes Todesfahrt,
Vom Kampf auf der Brawallaheide,
Vom Blauzahn und vom Gabelbart
Und von des Meermanns bittrem Leide."

Diese Neigung Webers für die nordische Volksdichtung, sein Interesse für schwedische und dänische Nationalweisen, welches er schon während seiner Studentenzeit und später auch in Driburg bethätigte, erwachte wieder besonders lebhaft im Frühjahre 1871. Damals war eine junge talentvolle Sängerin, Karoline Bockstöver aus Celle, eine Freundin Elisabeth Webers, in Thienhausen zu Besuche. Es wurde viel musiziert, und der Dichter pflegte seiner Tochter und deren liebenswürdigen Gefährtin, welcher Weber wegen ihres hellen, frohsinnigen Wesens den scherzhaften Beinamen „Karolinchen Immergrün" gab, schwedische Volkslieder vorzutragen, die den beiden Mädchen viel Vergnügen bereiteten und die sie gern mitgesungen hätten, wenn sie des Schwedischen mächtig gewesen wären. Um dieses sprachliche Hindernis hinwegzuräumen, übersetzte Weber einige nordische Volksweisen aus der bekannten Liedersammlung von Geijer und Afzelius ins Deutsche. Daran reihten sich bald

andere, die der Dichter auf seiner Nordlandsfahrt gehört und im Gedächtnisse behalten hatte. Auch sie wurden verdeutscht, von Elisabeth Weber in Noten gesetzt und abends im Familienkreise von Fräulein Bockstöver vorgesungen. Manche dieser melodischen Kinder der schwedischen Volksmuse bestanden die Singprobe, andere dagegen wurden verworfen, und vieles, was anfänglich unbedeutend erschien, wieder aufgenommen und verwertet. So gestaltete sich allmählich der Plan, eine Sammlung schwedischer Lieder herauszugeben; die gesamte Litteratur über diesen Zweig skandinavischer Poesie wurde fleißig benutzt, immer mehr wuchs die Freude an der Arbeit und teilte sich auch dem nächsten Bekanntenkreise des Dichters mit. Namentlich Freiin Antonie v. Haxthausen, die Verfasserin des preisgekrönten Romans: „Mädchenleben", und Frau Baronin v. Kanne, geb. Freiin Therese von Haxthausen, die beide musikalisch veranlagt waren und prächtige Stimmen hatten, suchten nach Kräften das Werk zu fördern. Von den Berliner Freunden Webers steuerte der norwegische Landschaftsmaler Magnus v. Bagge, den der Dichter durch Marcarts Vermittlung kennen gelernt hatte, einige Lieder zu der Sammlung bei, und G. W. Michalek in Münster lieh dem Herausgeber bei dem musikalischen Teile der Aufgabe „seine kunsterfahrene Unterstützung". In der Wiedergabe der Liedertexte hat sich Weber nicht sklavisch an die Originale gebunden, sondern das Altüberlieferte hie und da durch eigene Zuthat gemodelt. Er selbst sagt darüber in der Vorrede: „Strengen Richtern erspare ich gerne die Mühe, mir vorzuwerfen, daß manche Stücke freier behandelt sind, als einem Übersetzer, der treu sein will, zusteht. Es ist geschehen, teils um abzukürzen und durch zu große Menge von Strophen nicht zu ermüden; teils um matten Stellen, wie sie in Volksliedern oft genug vorkommen, einigermaßen aufzuhelfen, teils um Unebenheiten, die Anstoß erregen könnten, zu beseitigen. Hat doch auch Herder in seiner Übertragung der dänischen Romanze Elveskud sich und uns die zwei bockledernen Stiefel erlassen, welche Erlkönigs tanzlustige Tochter dem getreuen Herrn Oluf verspricht. Wer die Originale zur Hand nimmt, bezeugt mir vielleicht, daß nichts verschlechtert wurde."

Manche dieser Lieder berühren uns heimatlich vertraut. So erinnert die gespenstische Ballade „der Köhlerknabe“ an „den Knaben im Moor“ von Annette von Droste oder an Goethes „Erlkönig“, und „der Knabe im Rosenhain“ an die schottische Ballade „Edward“, von welcher uns Herder die bekannte schöne Übersetzung geschenkt hat. Wie ein Echo Geibelscher Lyrik klingt die wehmütige Liebesweise „Sehnsucht“. — Die schwedischen Lieder mit Singweisen und Klavierbegleitung erschienen im Jahre 1872 bei Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Von Webers eigenen Dichtungen, die in dieser Zeit entstanden sind, ist die poetische Erzählung: „Twardowski“ die bedeutendste. Den Stoff dieser Romanze fand der Dichter, wie er selbst mir erzählte, im elften Bande von J. Scheibles Sammelwerk: „Das Kloster“, worin die Sage von dem polnischen Faust ausführlich erzählt wird. Nach Scheible soll Twardowski von adligen Eltern in Lublin geboren sein und um 1670 als Arzt in Krakau gelebt haben, wo er Zauberei trieb und magische Bücher schrieb, die man, um sie unschädlich zu machen, in der dortigen Bibliothek an Ketten legte. Wie unser deutscher Faust schloß er einen Bund mit dem Teufel, versuchte aber bei der Abfassung dieses Vertrages dem Bösen ein Bein zu stellen. Der Teufel darf ihn nämlich nur in Rom holen und giebt sich vergeblich alle Mühe, den polnischen Zauberer nach der heiligen Stadt zu locken. Endlich gelingt es dem Satan aber doch, Twardowski zu überlisten. „Er fand,“ wie Scheible S. 529 berichtet, „in einem alten geschriebenen geographischen Werke den Namen eines polnischen Dörfchens ‚Rom‘ oder Rzym. Faust muß nach Rom gelockt werden. Dieses Rom, dessen Namen er nicht kennt, betritt er arglos, um einen Vornehmen vom Adel in einer schweren Krankheit zu behandeln. Er tritt in ein jüdisches Wirtshaus. Hier erscheint ihm der Teufel. ‚Du bist mein, Twardowski; wir sind in Rzym (Rom)‘ ruft ihm das satanische Ungeheuer entgegen. Twardowski wollte sich zur Wehre setzen, nahm der jüdischen Wirtin ihren Säugling vom Arme, um sich gegen des Teufels Angriff zu schützen. Da packte ihn Satan bei seiner polnischen Adelsehre, indem er ihn mit den

lateinischen Worten ansprach: ‚Quid cogitas, domine Dwardowsky? An nescis pacta nostra? Verbum nobile etiam debet esse stabile.‘ Der Edelmann, an seiner empfindlichsten Stelle getroffen, warf der Jüdin das Kind zu und ward vom Teufel wie der deutsche Faust geholt. Das Sprichwort aber, ‚des Edelmanns Wort muß stehen bleiben‘, blieb als Erinnerung an die Sage.“ — Die polnische Faustfabel hat Adam Mickiewicz poetisch bearbeitet. Von dieser dichterischen Erzählung, „Pani Twardowska“ (Frau Twardowska) betitelt, die von Karl von Blankensee, Albert Weiß und Heinrich Nitschmann ins Deutsche übersetzt ist und mehr als eine humoristische Satire, eine Parodie der Voksage, denn als eine zum Herzen sprechende Ballade erscheint, giebt Scheible folgende Inhaltsangabe: „Sieben Jahre sind nach der dichterischen Sage herum. Twardowski sitzt in einer Schenke eines polnischen Dorfes. Die Schenke hat das Schild zur Stadt Rom. Ahnungslos vergnügt er sich mitten unter zechenden Brüdern; nur in Rom darf ihn ja der Teufel holen. Einen tapfern Kriegsknecht macht Twardowski eben, indem er ihm mit dem Säbel ums Gesicht fährt, zum Hasen. Einem Schuster setzt er drei kleine Trichter zum Zeitvertreibe an den Kopf und sticht ein Faß Danziger und drüber aus des Schusters Kopfe. Da trinkt er fidel aus dem Glase, es regt sich darin, und das geistige Getränk verwandelt sich in den Satan, der schon im Glase, ehe er den Boden berührt, 2 Ellen hoch wächst. Das Teufelchen ist ‚wie ein deutsches Jüngchen, steif gekleidet, grüßt nach der neuesten Methode, zieht den Hut und macht ein Sprüngchen‘ gerade wie Mephistopheles dem deutschen Faust als fahrender Scholast erscheint. Der deutsche Gast hat Hahnenfüße, krumme Nase und Sperberkrallen. Er heißt Mephistopheles. Twardowski erkennt ihn mit Beben. Der böse Gast erinnert ihn an den in den Karpathen abgeschlossenen Vertrag, an die verfallene Handschrift. Er erinnert ihn endlich daran, daß er in Rom und somit ein Eigentum des Teufels sei. Twardowski weiß sich in der Verlegenheit zu helfen. Drei Arbeiten kann er noch, so lautet der Vertrag, vor der Abfahrt zur Hölle von Satan verlangen,

und dieser muß sie ‚bis aufs Jota vollbringen‘. Der Teufel muß das Verlangen eingehen. Die erste Arbeit, die Twardowski von Mephistophel verlangt, ist schon ziemlich schwierig. Ein Pferd, auf Leinwand gemalt, ist das Zeichen der Schenke. Satan soll es lebendig machen; Twardowski will es besteigen; dazu soll ihm Mephisto eine Peitsche aus Sand drehen und ein magisches Wirtshaus zur Fütterung herzaubern. Das Haus soll nicht höher sein, als die Karpathen. Als Bausteine verlangt er Nußkerne. Ein Dach will er zum Hause von Judenbärten als Ziegeln und Mohnkörnchen als Latten, mit einen Zoll dicken und drei Zoll langen Zweckchen befestigt. Ehe man denkt, ist Mephistophel mit der Arbeit fertig, die Twardowski mit der Miene eines geübten Kenners prüft. Viel schwieriger ist die zweite Arbeit, die der Zauberer dem Urian zumutet. Da ist ein Weihwasserkessel im Wirtszimmer; der Teufel soll sich im heiligen Wasser baden. Eine arge Zumutung für einen Bewohner der christlichen Hölle. Satan würgt sich, kriegt Zucken. Doch giebt es nichts zu bedenken. Köpflings stürzt er in den Napf, schüttelt sich, prustet grimmig, und hat die saure Arbeit überstanden. Da schmunzelt Twardowski und schlägt dem Meister Merten das dritte Werk vor. Hier sitzt die Frau Twardowska, des Zauberers liebenswürdig Weibchen. Gerne will Twardowski, so lautet sein Vorschlag, auf ein Jahr statt des Mephistophel bei Beelzebub logieren; Satan soll dafür ein Jahr bei seinem Schatz sich einquartieren. Lieb' und Treue und Gehorsam dem ehelichen Schatze auf ein Jahr ist nicht zu viel. Das ist der Beding. Hält der Teufel den Vertrag nicht, so ist der ganze Pakt zu nichte. Halb nur hört ihn noch der Teufel, halb sieht er nach dem Schätzchen. Twardowski drängt ihn von Thür und Fenster. Da nimmt Satan durchs Schlüsselloch Reißaus. So allmächtig wirkt die liebenswürdige Frau Twardowska, und der polnische Faust ist frei. Solange die Frau lebt, hat er die Höllenfahrt nicht zu fürchten.“

Nach dieser Vorlage hat Weber sein bewunderungswürdiges Gedicht geschaffen. Er begann es im Herbste 1870 in Thienhausen, wurde aber, als er die Eingangsverse niedergeschrieben hatte,

in seiner poetischen Arbeit unterbrochen. Während der nächsten Tage nahm ihn seine ärztliche Thätigkeit so in Anspruch, daß er darüber die angefangene Romanze vergaß. Als er nun im Januar 1871 in Berlin weilte, wurde ihm das Twardowski-Fragment von seiner Frau, die es zufällig in einem seiner Bücher wiedergefunden hatte, dorthin gesandt, und er vollendete es nun in glücklicher Schaffensstimmung binnen wenigen Tagen. — Seiner Quelle entnahm Weber nur die Grundzüge der Sage und einige charakteristische Nebenmotive. Die Art und Weise aber, wie er diese vertiefte und verkettete und in echt balladenhafter Handlung ausprägte, ist ganz eigenartig. Der Held seines Gedichtes ist nicht der epikureische, leichtblütige Aristokrat der polnischen Volkssage und Dichtung; ihn beseelt nicht wie unseren Faust in Goethes Tragödie der unbezwingliche Drang, geistig und sinnlich die Welt in sich aufzunehmen und im Genusse wie in der Erkenntnis bis an die Grenze des Unendlichen vorzudringen. Webers Twardowski ist keine tragisch-dämonische Gestalt, er ist ein ursprünglich edel veranlagter, aber schwacher Charakter, ein reiner Priester seiner Wissenschaft, der sich selbstlos im Dienste der leidenden Menschheit müht und dem einzig die Nachgiebigkeit gegenüber den Launen seines Weibes zum Verderben wird. Das Charakterbild dieser schönen Sünderin, die mit den dunklen Schicksalsmächten jedenfalls in vertrauterem Bunde steht als ihr beklagenswerter, willensschwacher Gatte, ist etwas skizzenhaft gehalten. Wir sehen nicht recht deutlich, wie aus dem holden Naturkinde, das der Dichter in den lichtesten Farben zeichnet, aus der liebenden, hingebenden Gattin die dämonische Bacchantin herzverderbender Genußgier sich entwickelt. Wohl weiß ich, daß charakterisierende Detailarbeit nicht die Aufgabe der Romanze ist, daß diese in großen Zügen al fresco malen muß, aber die unheilvolle Wandlung in dem seelischen Bilde der Frau Twardowska hätte nach meinem Gefühl doch einer schärferen Motivierung bedurft. Sieht man über diese Lücke in der psychologischen Entwicklung der verführerischen Sirene hinweg, so ist das ganze Gedicht von der ersten bis zur letzten Zeile mit unvergleichlichem Feuer durchgeführt, der seelische Prozeß von

Schuld und Buße wirkungsvoll zur Anschauung gebracht. Die stille, herbstliche Trauer des Allerseelentages, der eintönige, trübe Himmel mit seinen grauen Wolkenschleiern, die weite, kahle Heidegegend, deren tiefes Schweigen nur unterbrochen wird durch die klagende Stimme des Herbstwindes und das melancholische Gekrächze umherschweifender Krähen, das alles bildet die stimmungsreiche Folie zu dem erschütternden Seelenkampfe des ruhelosen Abenteurers, der hier in einem einsamen Heidekruge mit seinem Weibe Schutz sucht und in der Erwartung des nahenden Strafgerichtes, die brennende Stirn an die kalten Scheiben des niederen Fensters gepreßt, in die verlassene Landschaft hinausstiert, die so öde und farblos vor ihm liegt wie sein eigenes Leben. Und nicht minder packend ist die Ankunft des geheimnisvollen Gastes geschildert, die peinliche Verhandlung zwischen ihm und Twardowski, die marternde Gewissensangst des bedrängten Mannes und die teilnahmlose Haltung seiner Frau, die auch jetzt von ihren koketten Künsten noch nicht lassen kann. Wie in der polnischen Sage fordert Twardowski die Erfüllung dreier Wünsche, ehe er den Mächten der Finsternis verfallen ist. Während aber in der überlieferten Erzählung dieses Vorganges das possenhafte Element der Sage zum Durchbruche kommt, weiß Weber, der hier seine Erfindungs- und Gestaltungskraft frei walten läßt, seine Schilderung in die Stimmungssphäre des Tragischen emporzuheben. Die Bilder, welche der Teufel auf Twardowskis Geheiß hervorzaubert, diese ergreifenden Visionen — es sind gleichsam flammende Anklagen des unglücklichen Mannes gegen das Weib, das ihm den Frieden seines Gewissens vergiftet hat, es sind schreckende Mahnbilder, die der pflichtvergessenen Gattin und Mutter die begangene Schuld in ihrer ganzen Größe vor die Seele führen. Doch als die Urheberin seines Verbrechens sich ungerührt von dem flehenden Gatten abwendet, da verlangt der Verzweifelnde als dritten Wunsch vom Teufel, sie auf ein Jahr zum Weibe zu nehmen. Vor dieser Forderung erschrickt der Sendling der Hölle; er zerreißt den Schuldschein und ruft:

„Ich sage dir, für den untersten Knecht
Am Schwefelpfuhl ist dies Weib zu schlecht!
Du sollst sie behalten: das ist meine Rache!“

Sie, das ehrsüchtige, begehrliche Weib ist durch die Verachtung gerichtet; sie kommt zur Erkenntnis und stürzt weinend zu den Füßen ihres Mannes nieder. Ihr Unglück, ihre Reue sichern ihr unser Mitleid:

„Die kalte herbstliche Sonne scheint
Auf wüstes Feld, entblätterte Äste,
Verwelkte Blumen und Grashalmreste.
Es schreitet ein Mann durch das Heideland,
Ihm folgt ein Weib im Bettlergewand
Demütig, gebückt, mit nackten Füßen: —
Verdammt sie nicht: sie will sühnen und büßen.“

In Webers Nachlasse fand sich das Fragment einer poetischen Erzählung: „Unheimliche Gäste“, die gleichsam ein Gegenstück zum „Twardowski“ bilden und darstellen sollte, wie die sittliche Hoheit eines reinen Weibes den Sieg erringt über die Mächte der Finsternis. Das gleiche Element des Phantastisch-Übersinnlichen waltet in der Ballade: „König Wolmer“, welche die alte Sage vom wilden Jäger in etwas verändertem romantischen Gewande wiedergiebt und ferner in dem poetischen Märchen: „Hans Höllenknecht“, welches dasselbe Motiv behandelt wie Washington Irvings prächtige Skizze: „Rip van Winkle“. Hans ist der harten Arbeit in der Mühle überdrüssig und verläßt sie, bethört von den Lockrufen der gespenstischen Elster, um im nahen Berge das zauberhafte Königskind und dessen rotes Gold zu gewinnen. Jahrelang müht er sich ab im Banne des Bösen und, als er endlich erkennt, daß er der Hölle gedient, flieht er entsetzt unter den Schutz des Kreuzes. In den Worten: „Die Blume des Lebens ist frommer Dienst“, gipfelt die Tendenz dieses wundervollen Märchenbildes, das der sinnige Dichter mit dem Rahmen eigener Jugenderinnerung umspannt hat. Die Sprache des Gedichtes ist von seltener Plastik und Melodik. Man höre:

„Warm weht in die Eiche der Frühlingshauch und die Drossel schlägt in der Eiche;
Es klappert die Mühle, es plaudert der Bach und es summt im Rade die Speiche.
Des Müllers rosige Tochter netzt das Linnen auf sonniger Wiese;
Junghänslein huscht am Laden vorbei und blinzt nach der fleißigen Liese.

Junghänslein springt treppauf, treppab; hier gilt kein Ruhen und Rasten;
Er hüpft von der Rinne zum Rade, zum Rumpf, vom Rumpf zum Korbe, zum Kasten;
Jetzt hemmt er der Flut reichquellenden Schwall, die sausenden Ringe zu zügeln,
Jetzt läßt er die Zapfen sich hurtiger drehn, das säumige Werk zu beflügeln.

Jetzt schwingt er die Picke und schärft den Stein, jetzt rollt er den Weizen im Siebe,
Jetzt schafft er verständig mit Bohrer und Beil und bessert das lahme Getriebe.
Es zittern die Mauern vor Lust, es glühn die Wangen des muntren Gesellen,
Junghänslein singt und die Mühle singt, laut singen und klingen die Wellen."

In der Harmonie zwischen Form und Inhalt, in der Fülle der Töne, im wechselnden Reichtum der Empfindungen stehen die damals gedichteten Natur- und Stimmungslieder Webers hinter den genannten poetischen Erzählungen zurück. Einige dieser schlichten Weisen atmen die innigste Naturfreude, den sonnigsten Seelenfrieden. Der Dichter lauscht der „Feldmusik und Waldmusik", wenn der Lenz mit triumphierendem Banner durch die Fluren zieht, die lichten Bäche von den Bergen springen, und die Blumen auferstehen. Aber die goldnen Rosentage seiner eigenen Jugend sind dahin, Schauer der Vergänglichkeit durchwehen die Brust des Betrachtenden, und aus der „sonnigen wonnigen Welt" wendet er den ernsten Blick nach dem stillen Lande des Todes:

„Mein alter Klausner, wie heiß in den Bart
Die heimliche Thräne dir fällt!
Du seufzest in Trauer am Ende der Fahrt:
Ihr sonnigen Lenze, wie schön ihr war't!
Leb wohl, du sonnige Welt!"

Auch die Herbstgedichte: „Arme Seele" und: „Sonne, du liebe Sonne" sind von wehmütiger Resignation durchzittert.

Im Jahre 1873 wandte sich Weber wieder einer größeren Übersetzungsarbeit zu, der letzten seines Lebens. Es war Tennysons eigenartige Dichtung: „Maud", die er in Berlin und in Thienhausen in ein deutsches Versgewand kleidete. „Maud" ist ein von den Schauern des Tragischen umflossenes Liebesidyll, das von dem düsteren Hintergrunde blutigen Familienhasses anmutig sich abhebt, l'amour dans la haine wie in Shakespeares „Romeo und Julie" und in Kleists Tragödie: „Die Familie Schroffenstein". Die Titelheldin der Dichtung, die schöne siebzehnjährige Schloßerbin Maud, wird von einem Jünglinge geliebt, dessen Vater vor Jahren eines geheimnisvollen Todes gestorben ist; er ist nämlich in einen Abgrund gestürzt oder wahrscheinlich gestürzt worden, und der Verdacht des Mordes richtet sich auf den Vater Mauds, der jenem Unglücklichen einst befreundet, später mit ihm verfeindet war und der ein steinreicher Gutsherr wurde, während die Familie des anderen verarmte. Nach langer Herzensqual siegt die Neigung über all die finsteren Gefühle der Feindschaft und der Rache, und dem Glücke der Liebenden scheint die Erfüllung zu winken. Als aber der hochmütige und brutale Bruder Mauds von dem heimlichen Liebesverhältnisse seiner Schwester Kunde erhält, vergreift er sich in seinem Zorne an ihrem Bewerber, und dieser giebt ihm die Ehrenschändung in so maßloser Weise zurück, daß der Angreifer tot auf dem Platze bleibt. Der Mörder flieht nach Frankreich, verfällt in Irrsinn und findet sich selbst erst wieder, als der ausbrechende Krimkrieg ihm Gelegenheit bietet, die gesetzlose Selbsthilfe abzubüßen, indem er im Kampfe für das Vaterland sein Leben opfert.

„Ob der Krieg wie die Windsbraut kracht,
Wir bewiesen, daß brav wir noch sind und beherzt, wo es gilt:
Und ich selbst, wie mir deucht, bin zu besserm Leben erwacht:
Mehr frommt's, daß für Gutes man kämpft, als auf Böses nur schilt.
Eins bin ich mit meinem Volk, und ich falle gern,
Versöhnt mit meinem Geschick und dem Willen des Herrn."

Kein Werk Tennysons bietet dem Übersetzer solche Schwierigkeiten wie „Maud". Denn wie der Poet-Laureate es überhaupt

liebt, seinen quellenden Gedankenreichtum in möglichst engen Sprachkanälen einherrauschen zu lassen, so ist besonders die sprachliche Form dieser Dichtung von einer so energischen Kürze, die Satzbildung oft so verschränkt, daß die Klarheit und Durchsichtigkeit dadurch erhebliche Einbuße leiden. Englische Beurteiler meinten, „Maud“ sei in Webers Nachdichtung, welche überdies noch die Reimverschlingungen ihrer Vorlage gewissenhaft beibehalten hat, verständlicher als im Original. Die Übersetzung erschien i. J. 1874 und erlebte 1890 eine zweite Auflage.

Man hat dieses ergreifende Seelengemälde einen „kriegerischen Traktat“ genannt. Denn Tennyson, der ja immer von einer eigenen Beredsamkeit überströmt, so oft er die Schäden der Zeit berührt: die Gier nach Gewinn, die Käuflichkeit der Stimmen, den Pauperismus und die Laster der Riesenstädte, läutet hier Sturm gegen alles, was sich mit falschem Flitter behängt oder was dem Beile des Gerichtes auf Schleichwegen der Gesetzesdeutelei zu entschlüpfen weiß, und das Dunkel jenes Mordes oder Unfalls, mit dem das Gedicht anhebt, giebt jenen zornigen Ergüssen einen ungezwungenen Ausgangspunkt. Was die Muse des Briten hier mit Feuerzungen verkündet, war aus Webers eigenstem Empfinden gesprochen; in der Anklage gegen „die Götzen der Zeit“ traf er mit dem englischen Dichter zusammen. Weber hatte gehofft, daß mit der Wiederaufrichtung unserer nationalen Einheit und Größe auch eine sittliche Verjüngung des deutschen Lebens Hand in Hand gehen werde. Statt dessen sah er zunächst eine immer stärker und bedenklicher sich entwickelnde Sucht nach leichtem, mühelosem Gewinn, die Begierde nach raffinierten Genüssen, eine materielle Richtung in allen Lebensverhältnissen, eine blinde Bewunderung und Anbetung jedes Erfolges, gleichviel durch welche Mittel derselbe erreicht wurde. Den sogenannten Kulturkampf hat Weber mit aller Entschiedenheit verurteilt. Er, dem jede Unduldsamkeit, aller Hader unter den verschiedenen christlichen Bekenntnissen in der Seele zuwider war, der nach seinem eigenen Geständnisse „nicht die Zeloten, sondern nur die Guten liebte“, er sah aus diesem Kampfe nur Unheil erwachsen, nicht für die

katholische Kirche allein, sondern für das Christentum überhaupt. Er beklagte ihn auch als verderblich für die Entwicklung des jungen Reiches und nannte ihn geradezu „ein nationales Unglück“. Über den Erfolgen unserer Politik war ihm nichts von seinen Mannesgrundsätzen verloren gegangen, und wie er den Aufschwung und Triumph unseres Volkes freudig begrüßt hatte, so erhob er jetzt in der Zeit des Glücksrausches, im Milliarden- und Gründertrubel seine Warnungsstimme. In zahlreichen scharfen Epigrammen wie: „Immer rückwärts“, „Schwere Zeit“, „Mahnung“, „Gott und Götter“, „Musterwirtschaft“, „Baum und Frucht“, „Krieg in Sicht“, „Der deutsche Parnaß“, „Fastnacht und Aschermittwoch“ entlud sich sein Zorn über die ungläubige, materialistische Zeitrichtung; über die Verwilderung und Entsittlichung unserer Litteratur, die Feilheit und Feigheit der Gesinnung, das Geldprotzentum und die Mammonseuche schwang er die Geißel seines Spottes, und er durfte es, weil er in keinem anderen Solde stand, als in dem seiner Überzeugung.

„Herr Walther sang von deutscher Zucht
Ein schönes Lied in alten Tagen:
Wo blieb sie in der Zeiten Flucht?
Du kannst im Tingeltangel fragen.

Nun schwatzt man sonder Reu' und Scheu
Und läßt als Denkervolk sich preisen;
Krank ward indes die deutsche Treu',
Die Gründer schickten sie auf Reisen.

Zuletzt ward die Gemütlichkeit
Uns vom Kulturkampf ausgetrieben;
Nur eins hielt Stand in Sturm und Streit,
Der deutsche Durst, der ist geblieben.“

Doch wie drückend auch die Gegenwart auf ihm lastete, der Dichter ließ Haß und Unmut nicht Macht über sich gewinnen, und in den Dornenkranz dieser satirischen und zürnenden Kampfgedichte flocht er die milden Blüten seiner Weisheitssprüche, die sinnigen Sentenzen und beherzigenswerten Maximen des Alters.

Er hatte damals die Höhe seines Lebens schon längst überschritten. Der sechzigjährige Dichter konnte auf die geistige Ausbeute seines Daseins zurückblicken mit dem Hochgefühle treuester Pflichterfüllung, mit der Genugthuung des rüstigen, unermüdlichen Arbeiters, dem auch die trübe Stunde ihren Tribut nicht versagt hatte, und mit dem noch schöneren Bewußtsein eines in den Irrgängen und Enttäuschungen des Parteikampfes nicht verbitterten, sondern wesentlich gehobenen Charakters. Dem Greisenalter anderer Künstlernaturen fehlte, wenn nicht die Ideenfülle, so doch fast immer die sinnliche Gestaltungskraft; bei Weber ereignete sich das Wunderbare, daß ihm wie einst Tizian der schöpferische Trieb bis ins höchste Alter treu blieb, ja noch wuchs und immer kühner, klarer und mächtiger wurde. Zu der lyrischen Muse, welche gemeinhin als eine Freundin der Jugend gilt, die unseren Dichter aber bis an die Neige seiner Tage begleitet hatte, gesellte sich jetzt ihre epische Schwester, um dem greisen Sänger seinen Lebensabend zu verschönen. In den stillen Stunden seiner ländlichen Abgeschiedenheit traten die glänzenden Gestalten deutscher Vorzeit, die alten vertrauten Bilder aus der Geschichte seiner Heimat, die einst schon der Blick des Knaben gegrüßt, wieder vor das Auge seines Geistes und mahnten ihn, sie festzuhalten. Die Komposition einer großen epischen Dichtung ging ihm auf, und des einsamen Mannes, der äußerlich mit der Welt schon abgeschlossen hatte, wartete eine künstlerische Erweckung und Verklärung, wie sie vor ihm wohl nur wenigen Sterblichen in gleichem Maße beschieden war.



Dreizehnlinden.

. . . . was quillt, das muß zu Tage,
Und in langen Winternächten
Fuhr ich fort, getrostes Mutes
Einsam Reim an Reim zu flechten.
F. W. Weber.

I.

Die episch-lyrische Dichtung, „noch heute das Stiefkind der Ästhetik“, um mit F. Th. Vischer zu sprechen, ist seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts in der ganzen europäischen Litteratur mehr und mehr als eine selbständige Kunstgattung gepflegt worden. Ein Blick auf die fast unübersehbare Reihe dieser Dichtungen zeigt die reichhaltigste Verschiedenheit an Inhalt und Form. Nach Byrons farbenglühenden Schilderungen einer orientalisch heißen, gesetzlosen Leidenschaft die keuschen Idyllen Tennysons; neben Kinkels anmutiger Liebesgeschichte: „Otto der Schütz“ und Redwitz' süßlicher „Amaranth“ der waldfrische, schwankartige Sang vom „Trompeter von Säkkingen“; dazwischen einerseits die moderne Behandlung altgermanischer Heldensage, wie Tegnérs „Frithjof“, Geibels „König Sigurd“, Jordans „Nibelunge“, und anderseits die Erweiterung der Volksballade zu lyrisch-romantischer Erzählung wie in Scotts „Lied des letzten Minstrels“ und der „Jungfrau vom See“, Christian Winthers „Des Hirsches Flucht“ oder in Julius Wolffs „Rattenfänger von Hameln“, „Wildem Jäger“ und „Lurlei“; hier die kecke Ergreifung episodischer geschichtlicher Stoffe wie Lenaus „Savonarola“ und „Albigenser“, Meißners „Ziska“, Hamerlings „König von Sion“ und Linggs „Völkerwanderung“, dort das gedankentiefe allegorische Gedicht, wie Mosens „Ritter Wahn“ und

„Ahasver“, Sallets „Schön Irla“, Paludan-Müllers „Kain“ und „Abels Tod“, Hamerlings „Venus im Exil“ und „Ahasverus in Rom“; bald das an Goethes „Hermann und Dorothea“ sich anlehnende bürgerliche Epos wie Hartmanns „Adam und Eva“ oder Hebbels „Mutter und Kind“, bald das düstere socialistische Nachtstück wie Karl Becks „Janko“, Reuters „Kein Hüsung“, Runebergs „Nadeschda“ und Coppées „Strike der Schmiede“ und endlich das humoristisch-satirische Epos, wie es Heine im „Atta Troll“ und nach dem Muster von Byrons „Don Juan“ der Däne Paludan-Müller in seinem „Adam Homo“ zur Entfaltung brachte. Und neben diesem Reichtum des Inhalts, bei welchem Rückerts morgenländische Dichtungen, Platens „Abbassiden“, Moores „Lalla Rookh“, Anastasius Grüns „Letzter Ritter“, Heyses Novellen in Versen und die poetischen Erzählungen Annettens von Droste-Hülshoff sowie zahlreiche andere beachtenswerte Erscheinungen auf diesem Gebiete noch unerwähnt blieben, welche bunte Fülle und Abwechslung der metrischen Form! Da ringt der klassische Hexameter um den Preis mit dem altdeutschen Stabreim oder der Nibelungenstrophe und dem vierhebigen Reimpaare der mittelhochdeutschen Dichtung, der Trochäus der spanischen und serbischen Romanzenpoesie mit den Ottaverime und Terzinen der Italiener, der Blankvers der Engländer mit dem französischen Alexandriner und mit dem wechselvollsten deutschen Verse, dem Knittelvers, der, wie Goethes ‚Faust‘ zeigt, das Höchste und das Niedrigste mit gleicher Vollendung zum Ausdruck zu bringen und zu erschöpfen vermag. — Welche Stellung nimmt nun Weber mit „Dreizehnlinden“ in der Entwicklungsgeschichte des modernen deutschen Epos ein? Ist er, wie man behauptet hat, nur ein Jünger der Scheffelschen und Wolffschen Schule oder tritt er in die Fußstapfen Esaias Tegnérs? Hat er eine litterarische Richtung nur äußerlich nach Art eines Nachahmers fortgeführt oder sie mit neuem, eigenartigem Gehalt zu erfüllen verstanden? All diese Fragen drängen sich in unsere Betrachtung. Doch zuvor gilt es, die Entwicklungsgeschichte seiner größten Dichtung, die bisher noch in Dunkel gehüllt war, im einzelnen darzulegen, das Werden und Wachsen seines Werkes Schritt

für Schritt zu begleiten, zu ergründen, von welcher Seite er den poetischen Stoff zuerst erfaßte, und wie sich ihm während der Arbeit die Ideen entwickelten und vertieften, auf denen das vollendete Werk ruht. Eine solche Untersuchung fördert wesentlich unsere Erkenntnis des Dichters. Denn selten haben sich so viele entscheidende Eindrücke und innere Erfahrungen eines Poeten in einem einzigen Werke gesammelt, „sind so viele voneinander entfernt gewesene Quellen an einem und demselben Brunnenmunde zusammengeströmt“, um ein Goethesches Bild zu gebrauchen, wie in „Dreizehnlinden“. —

Wie Fritz Reuter schon als Student den Plan eines epischen Gedichtes hegte, das auf mecklenburgischem Boden den Kampf des Heidentums gegen das Christentum, „aber zugleich auch den der Vaterlands- und Freiheitsliebe gegen die Knechtschaft“ darstellen sollte, so hat auch Weber schon in seiner Jugend dem gleichen welthistorischen Kampfe, wie er sich auf sächsischer Erde abspielte, sein dichterisches Interesse zugewandt. Die „Lieder von Teutoburg“ zeigen uns, wie die Gestalten des großen Frankenkaisers Karl und des Sachsenherzogs Wittekind, in denen dieser weltbewegende Gegegensatz zwischen Christentum und Heidentum gleichsam verkörpert erscheint, bereits dem Jünglinge Weber vertraulich nahe getreten waren. Jahrzehnte vergingen, ehe sich Weber diesem Probleme seiner Jugend wieder näherte; andere sich gestaltende Pläne hatten es völlig in den Hintergrund gedrängt: erst an der Wende der sechziger Jahre schenkte er dem Lieblingsthema seiner jugendlichen Muse eingehende Aufmerksamkeit. „Ich war,“ so erzählte der Dichter einem Freunde, „da ich Dreizehnlinden ernstlich zu schreiben anfing, kein junger Mensch ohne Gedanken, da war ich 57 Jahre alt . . . Ich hatte schon einige Jahre lang, ehe ich einen Buchstaben niederschrieb, mich mit der Idee getragen, die Zeit des Überganges unseres engeren Vaterlandes zum Christentum, ich will sagen, die Christianisierung unseres Landes irgendwie dichterisch darzustellen; einen bestimmten Plan hatte ich noch gar nicht, aber ich studierte doch fleißig die Vorzeit unseres Volkes, las Grimms Mythologie, deutsche Rechtsaltertümer, Geschichte der deutschen

Sprache, Simrocks Mythologie, Ihres Glossarium Suiogothicum u. s. w. Ich hatte auch von meinem Vorhaben meinem Freunde Hüffer erzählt, der den Gedanken mit Freuden aufnahm und mich festhielt. Nun waren wir in Berlin, in der Zeit des Kulturkampfes. Hüffer sagte zu mir: ‚Weber, wir werden beide alt, wenn du dein Vorhaben ausführen willst, so gieb dich dran, ehe es zu spät wird; hast du schon einen Plan fertig?‘ Nun hatte mir die Sache selbst immer im Kopfe gelegen; ich sagte, ich wollte anfangen, und ich fing an."

Der erste Entwurf von „Dreizehnlinden", gleichsam der architektonische Grundriß der werdenden Dichtung, ist uns nicht aufbewahrt. Wie mir Weber mitteilte, gingen ihm zuerst die Gipfelpunkte der epischen Handlung auf, ehe er die verbindenden Mittelglieder fand und ergänzte. Allmählich wurden dann die Farben der Bilder, die er vor seinem geistigen Auge sah, glänzender, die Empfindung mächtiger, verwandte Gefühle und Anschauungen tauchten auf und schlossen sich an die ersten an. Fast unmerklich knüpften sich die einzelnen Fäden des epischen Gefüges zu immer festerem Gewebe, und die Gestalten des Epos gewannen mehr und mehr Lebensfülle und individuelle Wahrheit.

Weber faßte das dichterische Thema ganz anders auf, als man nach der gewissermaßen in dem Stoffe vorgezeichneten Schablone erwarten sollte. Nicht den eigentlichen Kampf zwischen Heidentum und Christentum im Sachsenlande, sondern den Schlußakt dieses weltgeschichtlichen Dramas, den endgültigen Sieg des Kreuzes über heidnischen Wahnglauben machte er zum Vorwurfe seines Werkes. Ein Epiker der alten Schule hätte bei einer poetischen Bearbeitung des gleichen Stoffes die Erzählung in die Zeit der Sachsenkriege verlegt und uns die Thaten des Schwertes in farbenreichen Schlachtgemälden geschildert. Nicht so der moderne Dichter, dessen höchste Aufgabe die Enthüllung des inneren Menschen ist, der die ewigen Gewissensfragen, die Konflikte in der Tiefe des Gemütslebens sucht und die über den Druck dieser Konflikte hinaushebenden Ideen. Ihn fesselt vor allem das geistige Moment des weltgeschichtlichen Kampfes, das nicht in der sturmvollen Epoche des großen Karl,

sondern erst unter der Regierung seines Nachfolgers rein und erhebend in die Erscheinung tritt. Weber setzte daher mit der epischen Handlung erst dort ein, wo dem Waffenwerke die friedliche und versöhnende Arbeit des christlichen Bekehrers folgt. Wohl bot ihm diese Epoche keine großen Vorgänge, keine spannenden, äußeren Ereignisse; sie besitzt aber wie jede Übergangszeit eine eigentümliche Anziehungskraft, sie zeigt ein interessantes Doppelbild des Werdens und Vergehens, auf der einen Seite das freudige Emporblühen christlicher Kultur auf der mit Blut gedüngten Sachsenerde und auf der anderen das Versinken der altheimischen Götterwelt und ihrer tiefsinnigen Sagen. Das giebt einen starken, die Phantasie herausfordernden Gegensatz; und für den Dichter, den Seelenmaler, der überall das psychologische Problem im Wandel der Erscheinungen beobachtet, bietet sich eine Fülle dankbarer Motive.

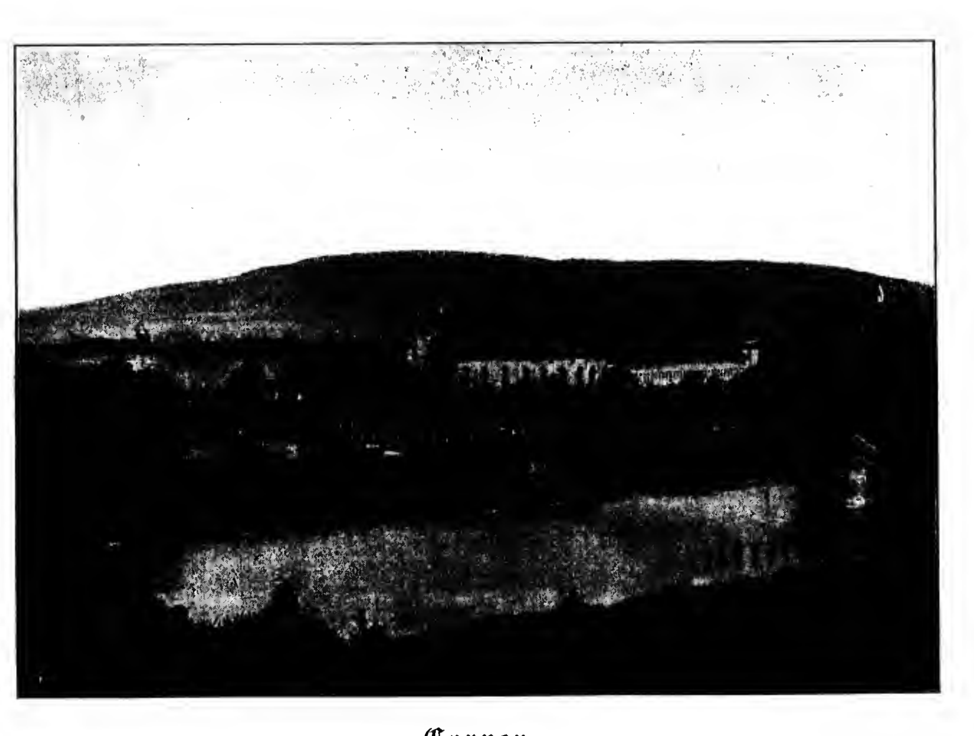
Wenn Weber nun die geistigen Mächte dieser Tage sich vergegenwärtigte, wenn er die Bekehrungsgeschichte des Sachsenvolkes an seinem Dichterauge vorüberziehen ließ, so mußte sein Blick naturgemäß haften bleiben auf der großartigen Pflanzstätte des Christentums in seiner engeren Heimat, auf Corbeia nova an der Weser, der alten Siedelei der Benediktiner, die eine Fülle bedeutsamen Lebens in ihren Mauern barg. Aus den Hallen dieses Klosters, die der Dichter schon als Knabe mit ehrfürchtigem Schauer durchwandelte, ging eine Reihe der edelsten Männer des Bekehrungswerkes hervor, die zugleich mit der Glaubensbotschaft das Licht der Bildung in die geistige Wildnis des Sachsenvolkes hineintrugen und nach Skandinavien hin die Lehre des Gekreuzigten verbreiteten. Was lag nun näher, als daß der Dichter diese alte ehrwürdige Benediktinerabtei zum Mittelpunkte einer Dichtung machte, die nach seiner eigenen Aussage „die Christianisierung seiner westfälischen Heimat poetisch verherrlichen“ sollte? Um Neucorvey — denn das ist Dreizehnlinden — gruppierte er die Handlung seines Epos, dessen Schauplatz also der Nethegau ist, der, um mit dem Dichter zu sprechen, „den nördlichen Teil des jetzigen Kreises Warburg und den Kreis Höxter, mit Ausnahme der zum Wetigau gehörigen

Ämter Nieheim und Steinheim, mithin etwa das Flußgebiet der Nethe umfaßte".

Damit war dem Epiker der zeitgeschichtliche und landschaftliche Hintergrund seiner Dichtung gegeben. Die Handlung selbst hat er frei erfunden und an die historischen Begebenheiten nur angelehnt. Einzelne Nebenpersonen sind der altsächsischen Geschichte entnommen, alle Hauptgestalten des Epos aber Phantasieschöpfungen des Dichters. Wie Walter Scott, der „Sänger der nationalen Besonderheit", in seinen romantischen Epyllien die alten heimatlichen Grenzer-Clans verherrlichte, so wählte auch Weber einen heimatlichen Edeling, den Sachsen Elmar, zum Helden seines Epos. Daß er ihn zum Herrn vom Habichtshofe (Haxthausen) macht, ist eine poetische Huldigung, die er der befreundeten Familie von Haxthausen darbrachte. Bei der Schilderung des Habichtshofes:

> „Wo die Brucht durch Schilf und Erlen
> Rieselt und zum Drosselsange
> Dunkle Runenlaute murmelt,
> Lag der Hof am Hügelhange" —

hat die landschaftliche Scenerie der Abbenburg, eines herrschaftlichen Stammgutes der Haxthausen, dem Dichter deutlich vorgeschwebt. Die Brucht, jener Bach, der diesen alten Edelsitz am Hügelhange bespült, rieselt heute noch wie vor tausend Jahren durch Schilf und Erlen; sie umfließt in weitem Bogen das Rittergut Bökendorf und wendet sich dann, nachdem sie den Fuß der hoch und stattlich gelegenen Hinnenburg umzogen, weiter südlich zur Nethe, um mit ihr vereint der Weser zuzueilen und in der Nähe des Brunsberges oberhalb Höxter sich in diese zu ergießen. Bökendorf, das alte Bodinkthorpe, wo Weber den fränkischen Gaugrafen Bodo hausen läßt, liegt etwa zwanzig Minuten von der Abbenburg entfernt; um die Mitte des zehnten Jahrhunderts war es eine kaiserliche Villa oder Domäne und wurde von Otto dem Großen dem Kloster Corvey als Geschenk überwiesen. In späterer Zeit kam es als Corveysches Lehen an die Familie von Haxthausen, welcher es gegenwärtig als Eigentum gehört. So blickt uns überall



Corvey.



das heimatliche Landschaftsbild aus Webers „Dreizehnlinden“ entgegen; auf der Iburg läßt der Dichter die heidnischen Sachsen das Balderfest feiern, nach Aldinghaus verlegt er die Hegung des Gaugerichtes: immer sind es die Stätten seiner Kindheit, die er mit den Gestalten seiner Dichtung bevölkert. Auch die nordische Welt mit ihrer wilden Gebirgsnatur und den Schrecknissen ihrer Meere, welche als Hintergrund der Jugendgeschichte Elmars sichtbar wird, war dem Dichter bekannt und vertraut. Wie Elmar hatte auch er am Meeresstrande geträumt, den Kranichzügen nachgeblickt, die im Herbste gen Mittag zogen, und an die Mutter gedacht, „wie sie einsam trauernd saß am öden Herde“. Und wenn der Frühling kam, wenn die Wellen im Sonnenscheine glänzten und das Meer laut von Thaten sprach, wenn die bewimpelten Boote an der Landungsküste den Schiffer gleichsam einluden, an Bord zu gehen und die Gewässer zu durchkreuzen, dann hatte er gefühlt, was einst der Wiking empfand:

„Wie ein toter Stör im Sande,
Klebst du an derselben Stelle:
Thorkell, sieh, die Wimpel flattern,
Meerwärts locken Wind und Welle!“

So konnte er überall nach eigener Anschauung zeichnen und durch eine Fülle von Lokaltönen, welche der dargestellten Scenerie erst individuelle Bestimmtheit und Wahrheit geben, das dichterische Gemälde beleben. Was Weber auf diese Weise durch geschickte und liebevolle Vertiefung seiner heimatlichen Natur entlehnte, das gab er ihr auf der anderen Seite zurück, indem er die Weihe der Dichtung über sie ausgoß und sie mit unvergänglichem Zauber schmückte. „Denn die Gabe der Poesie,“ sagt Irwing, „vermag jeden Ort zu heiligen, zu welchem sie sich bewegt, die Natur mit einem Hauche zu umgeben, der köstlicher ist als der Duft der Rose, und eine Färbung darüber auszugießen, die magischer ist als die Morgenröte.“ —

Während des Sommers 1874 entwarf Weber die beiden ersten Gesänge von „Dreizehnlinden“: „Im Nethegau“ und „Das Kloster“. Sie waren in reimlosen trochäischen Vierfüßlern abgefaßt

und genügten den kritischen Anforderungen des Dichters in keiner Weise. Bald aber stockte der poetische Strom wieder, und während der Herbstmonate beschäftigte sich Weber aufs neue mit den Vorstudien zu seinem Werke. Gegenstand und Form desselben hielt er durchaus nicht vor seinen Angehörigen geheim, sondern sprach und scherzte öfter im Familienkreise über die geplante Dichtung. So ging der Winter dahin, ohne daß die Arbeit wesentlich vorgerückt war. Am 31. Januar 1875 beging Weber dann die Feier seiner silbernen Hochzeit. In seiner Umgebung hatte man geplant, an dem Festabende Scenen der werdenden Dichtung in lebenden Bildern darzustellen, indessen nahm man bald wieder von diesem Vorhaben Abstand und inscenierte einige Bilder, die gleichsam lebende Illustrationen waren zu dem Gedichte: „Liebe Leiterin". Der Jubilar befand sich in der glücklichsten Stimmung, und als bei dem Festmahle, welches seine Freunde und Nachbarn in Thienhausen vereinigte, der Pfarrer Wrede von Marienmünster in einer Ansprache das Ehepaar Weber feierte, antwortete der Dichter mit einem humoristischen Trinkspruch auf seine treue Lebensgefährtin und schloß unter Anspielung auf die zierliche Figur seiner Gattin mit dem Scherze: „Von allen Übeln das kleinste!" Der frohen Familienfeier folgten bald trübe Tage. Denn schon im März erkrankte Weber plötzlich auf einer Reise nach Berlin an einem gastrischen Fieber und lag im Hause seiner Schwiegereltern in Marienmünster vierzehn Wochen darnieder. Man glaubte, daß er sterben werde. Nur langsam kehrte dem Genesenden die Kraft zurück, und während er noch die letzten Spuren der furchtbaren Krankheit verwand und mühsam das Gehen wieder erlernte, wandte sich schon sein rastloser Geist aufs neue dem begonnenen Dichtwerke zu. Grimms „Deutsche Mythologie" und dessen „Rechtsaltertümer" waren damals seine tägliche Lektüre. Es wurde Herbst, ehe Weber völlig wiederhergestellt war, und im November des Jahres 1875 begab er sich nach Berlin, um an den Parlamentsverhandlungen teilzunehmen. Fortwährend blieb er mit seiner Dichtung beschäftigt und trug Materialien zusammen, die er zum Ausbau und zur Ausschmückung seines Epos benutzen wollte. Gegen-

über dem flachen, schnellfertigen Dilettantismus, „der", wie Adolf Stern sagt, „mit ein paar abgebrauchten Kostümstücken und Flittern vergangene Zeiten heraufzubeschwören vermeint", muß dieser Ernst der Arbeit und des Einlebens in ferne Jahrhunderte betont werden und ist ein Einblick in das umfassende Studienmaterial, das Weber sich für sein Werk poetisch zinsbar zu machen wußte, doppelt interessant. Um für den Hintergrund seines Epos die echte historische Färbung zu gewinnen, versenkte sich der Dichter in das großartigste Quellenwerk des deutschen Mittelalters, in die »Monumenta Germaniae historica«, welche, ein Geschenk seines Freundes Stölting, die Bibliothek Webers zierten. Er las all die Quellenschriften aus der Epoche Karls des Großen und Ludwigs des Frommen, vor allen Einhards »Vita Caroli Magni« und die sogenannten »Annales Einhardi«, die, wie Georg Hüffer in seinen „Korveier Studien" überzeugend nachweist, einen sächsischen Edeling, den Corveyer Mönch Gerold aus Godelheim, zum Verfasser haben. Auch die »Annales Laurissenses ac Fuldenses« und weit mehr noch die in Hexametern geschriebenen »Gesta Caroli Magni« des Poëta Saxo boten ihm manche stoffliche und ideelle Anregung. Zu den Versen der »Gesta«, welche über den Bluttag von Verden berichten:

»Tradita sunt sane reliquorum bis duo leto
Millia quingentique viri, qui tam grave bellum
Illius [Widukindi] contra Francos gessere suasu,
Hosque die cunctos rex decollaverat una
Iuxta Alaram fluvium, locus idem Ferdi vocatur« —

bemerkt Weber in den Erläuterungen zu „Dreizehnlinden": „Dieser Poëta Saxo, weder Poet noch Sachse, scheint den Greuel für eine Großthat angesehen zu haben, indem er ihn seinem gefeierten Könige als eigenhändiges Werk beimißt." Er hat damit, um mit Hüffer zu sprechen, „ohne es zu ahnen, gerade einem sächsischen Mönche von ‚Dreizehnlinden' heimische Sinnnesart und poetische Begabung aberkannt." Denn der Verfasser der »Gesta« ist der westfälische Mönch Agius, „ein Mann von klarem Verstande und reichem Gemüte, hochsinnig, treuherzig und von kernhafter Fröm-

migkeit, ein Schriftsteller voll Gestaltungskraft, Takt und Feuer, ein rechter Sachse und wahrer Poët." — Für die Darstellung des sächsischen Klosterlebens gaben ihm die »Annales Corbeienses« in den Monumenten, das »Chronicon Huxariense«, Chr. F. Paulinis »Theatrum illustrium virorum Corbeiae Saxonicae« und Schatens »Annales Paderbornenses« eine Reihe wirksamer Züge. Der Geschichte Corveys entnahm er die Gestalt des Abtes Warin, der, vormals ein Edelmann am Kaiserhofe, dann Schüler des Paschasius Radbertus, am 25. April 826 zum Abte erwählt wurde und eine segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Aus der Vergangenheit Paderborns trat ihm die ehrwürdige Erscheinung Badurads entgegen, des zweiten Bischofs der Paderstadt, der 815 die Leitung dieses Sprengels übernahm und sich während der siebenundvierzig Jahre seines Kirchenregimentes große Verdienste um das Land erwarb. Ihn sowohl als seinen Vorgänger Hathumar, der im Jahre 795 den bischöflichen Stuhl bestieg, hat Weber in seine Dichtung eingeführt. Ungemein fruchtbringend für die kulturhistorische Aufgabe seines Epos wurde dem Dichter das Studium des „Heliand". Wie der Same der neuen Lehre in den Gemütern Wurzeln faßte, wie das Bild des leidenden und siegenden Christus, des milden Herrn und Volkskönigs, sich in den Sachsenherzen spiegelte, und das Leben des Erlösers mit heimatlicher Poesie und Sitte sich traulich umkleidete, das zeigte ihm der Sänger der altsächsischen Evangelienharmonie, dem Weber in „Dreizehnlinden" ein Denkmal setzte. Den jetzt veralteten Forschungen Könes folgend, hielt Weber das Münsterland für die Heimat des Helianddichters:

„Wo der Eichen hohe Wipfel
Mimigardeford umschauern,
Wohnt mein Freund im Strohdachkotten
Unter Hirtenvolk und Bauern."

Seine Kenntnis des alten Gerichtswesens schöpfte Weber zumeist aus Grimms Rechtsaltertümern und Zöpfls deutscher Rechtsgeschichte; der Gesang auf der Dingstätte bekundet namentlich ein eingehendes Studium der Karolingischen Kapitularien. — Auch

die Darstellung altgermanischer Götter- und Heldensage, welche geheimnisvoll in die Dichtung hineinragt, zeugt von tiefem Verständnisse unserer altheimischen Mythologie. Jakob Grimm und Karl Simrock waren auf diesem Gebiete Webers geistige Führer, und die Erläuterungen zu „Dreizehnlinden“, die Citate aus Grimms und Simrocks Mythologie zeigen uns, wieviel der Dichter diesen beiden Germanisten zu verdanken hat. Bewunderungswürdig ist die Kunst, womit Weber die Symbolik unseres Götterkultus für sein Epos zu beleben und fruchtbar zu machen gewußt hat. Namentlich bereicherte die ältere Edda seine Dichtung mit manchem schönen mythologischen Bilde, manchem trefflichen Weisheitsspruche. Seitdem Stuhrs Abhandlungen über nordische Altertümer dem neunzehnjährigen Jünglinge die Welt der heidnischen Nordlandsdenker erschlossen, blieb sein Interesse allzeit diesen alten Götter- und Heldenliedern zugewandt, und keine wichtige Erscheinung auf dem vielumstrittenen Gebiete der Edda-Forschung von Rasmus Rask bis auf Karl Müllenhoff ist ihm entgangen. Insbesondere sind es die Völuspá, der Gesang der zauberkundigen Seherin über Entstehung, Untergang und Wiedergeburt der Welt, und ferner die drei Spruchdichtungen der Edda: das Hávamál, das Loddfafnirslied und Odins Runenlied, denen er eine Fülle poetischer Motive entlehnte. Im Anschlusse an die Völuspá stellte er die düstere Scene: „Am Opfersteine“ dar; in der geheimnisvollen Ansprache, welche Swanahild an ihre heidnische Gemeinde richtet, vernehmen wir die Prophezeiung der Völva über „Balders Tod, die Götterdämmerung, Weltvernichtung, Welterneuung“. Auch in dem Gesange: „Zwei Frauen“ weist die Drude noch einmal auf die Völuspá hin:

„Sterne steigen, Sterne sinken:
Unsre sind im Niedergange. —
Brach der Wolf die Zauberkette,
Stieg ans Land die Meeresschlange?

Hat der Kampf im Wigridfelde,
Den die Wala singt, begonnen?
Stille Jungfrau'n, ihr nur wißt es,
Die ihr sitzt am Zeitenbronnen.“

Da der Dichter bestrebt war, Sprache und Stil seines Werkes nach kulturhistorischen Gesetzen zu modeln, so flocht er namentlich in die Reden Swanahilds und Elmars, die ja beide noch in der altheidnischen Weltanschauung wurzeln, Vergleiche und Lehrsprüche aus der Edda. So sind z. B. die Worte der Drude:

„Junger Falk, der Weg ist offen, —
Der den Freund zum Freunde leitet;
Gras und Dorn und Ranke wuchern
Auf dem Pfad, den niemand schreitet" —

einem Spruche aus dem Loddfafnirsliede nachgebildet:

„Gewannst du den Freund,
Dem du wohl vertraust,
So besuch ihn nicht selten,
Denn Strauchwerk grünt
Und hohes Gras
Auf dem Weg, den niemand wandelt."

Wenn Elmar auf der Dingstätte sagt:

„Einzler Baum ist leicht zu fällen,
Rast der Sturm ihm ins Geäste;
Kracht die Wurzel, schnell entflattern
All die Finken, seine Gäste.

Las ich doch im Runenbuche:
Schmeichelworte hörst du heute;
Ladet morgen dich der Richter,
Giebt dir niemand das Geleite" —

so vernehmen wir darin einen Anklang an das Hávamál:

„Der Baum verdorrt,
Der im Dorfe steht,
Ihm bleibt nicht Blatt noch Rinde.
So geht's dem Mann,
Den niemand mag:
Was soll er länger leben?

Ein unkluger Mann
Meint sich alle hold,
Die ihm Schmeichelworte sagen:
Kommt er vor Gericht,
So erkennt er bald,
Daß er wenig Anwälte hat.

Daß Weber das Bekenntnis seines Helden:

> Irr' ich? Einer ist der Hohe,
> Einer ist der Ebenhohe,
> Und — der dritte! Drei sind einer,
> Flammen drei in einer Lohe" —

der Snorra-Edda und zwar dem ersten Abschnitte „Gylfaginning" entlehnte, hat er selbst in den Erläuterungen zu „Dreizehnlinden" angegeben. In der Edda fand Weber außer dem lichthellen Bilde Balders die Gestalten des Bragi und der Idun, der Holle und Freia, der Nornen, Idisen und des Bilwiß; sie erzählte ihm von dem Fenriswolf, der Midgardsschlange und den weissagenden Raben des Himmelsvaters Odin. Aus dem dänischen Sagenkreise, den Fornsögur Nordrlanda, schöpfte er die Erzählung von dem Heldentod und dem Sterbeliede Ragnar Lodbroks. — Auch die Weisen unserer alt- und mittelhochdeutschen Dichtung tönen uns vielfach aus „Dreizehnlinden" entgegen.

Der uralte Merseburger Zauberspruch:

> ›Phol ende Uuodan vuorun zi holza‹ u. s. w.

lebt auf in dem Hammersegen, den der Schmied Fulko spricht; des Kürenbergers Falkenlied:

> ›Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr.
> dô ich in gezamete, als ich in wolte hân
> und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
> er huop sich ûf vil hôhe und floug in anderiu lant,‹ —

vernehmen wir in Hildegundens Klage:

> „Einen wilden stolzen Falken
> Hatt' ich mir zur Lust gezogen;
> Mit dem Todespfeil im Herzen
> Ist er fort, weit fort geflogen."

In dem Weingartner Reisesegen heißt es:

> »Swâ dû wonis undi swâ
> dû sîs, daz dâ alsi gût fridi
> sî, alsi dâ wêre, dâ mîn
> frauwi sandi Marie des
> heiligin Christis ginas.«

Wie sinnig von dem Dichter von „Dreizehnlinden“, daß er diesen frommen Segenswunsch seiner Heldin Hildegunde in den Mund legt, als sie trauernd dem von der Heimaterde scheidenden Elmar nachblickt:

„Wo er walle, wo er wohne,
Weile Friede, wie da weilte,
Da die Reine des genesen,
Der der Welt die Wunden heilte.“

Mehr als einmal grüßt uns auch ein Echo aus Walthers Minneweisen. So singt der mittelhochdeutsche Dichter:

»Minne entouc niht eine,
si sol sîn gemeine,
sô gemeine daz si gê
dur zwei herze und dur dekeinez mê« —

und ebenso Weber:

„Eine Lieb' ist keine Liebe;
Daß sie durch zwei Herzen gehe,
Ist ihr Recht, und beiden bringe
Sehnend Leid und wundes Wehe.“

Neben dieser Entlehnung aus der altdeutschen Dichtung begegnen wir Reminiscenzen aus antiken Schriftstellern. So regte das Wort des Thukydides (I, 22): *„ὅσοι δὲ βουλήσονται τῶν τε γενομένων τὸ σαφὲς σκοπεῖν καὶ τῶν μελλόντων ποτὲ αὖθις κατὰ τὸ ἀνθρώπειον τοιούτων καὶ παραπλησίων ἔσεσθαι, ὠφέλιμα κρίνειν αὐτὰ ἀρκούντως ἕξει. κτῆμά τε ἐς αἰεὶ μᾶλλον ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν ξύγκειται“* unseren Dichter zu der schönen Betrachtung an:

„Und da sich die neuen Tage
Aus dem Schutt der alten bauen,
Kann ein ungetrübtes Auge
Rückwärts blickend vorwärtsschauen.

Denn so lange Haß und Liebe,
Furcht und Gier auf Erden schalten,
Werden sich der Menschheit Lose
Ähnlich oder gleich gestalten.“

Aber noch weiter können wir vordringen in der Analysierung der Elemente, aus denen Webers Epos erwachsen. Namentlich moderne

Litteraturwerke müssen in den Kreis unserer Betrachtung gezogen werden, wenn die litterarische Vorgeschichte von „Dreizehnlinden“ skizziert werden soll. Schon mehrfach hat man darauf hingewiesen, daß Esaias Tegnérs „Frithjofsage“, welche nach dem eigenen Geständnisse ihres Verfassers eine Nachahmung von Oehlenschlägers „Helge“ ist, auf die Ausgestaltung von Webers Dichtung nicht ganz ohne Einwirkung geblieben ist. Wie Elmar wird Frithjof, welcher der Tempelschändung beschuldigt ist, auf dem freien Thing verurteilt; wie Elmar scheidet er, nachdem durch seine Unachtsamkeit das Heiligtum Balders ein Raub der Flammen geworden ist, als der vogelfreie, geächtete „Wolf im Heiligtum“ (vargr î vêum) aus der Heimat; er büßt, entsagt, wird geläutert und empfängt wie der sächsische Edeling in Webers Dichtung zuletzt als Lohn seiner Treue die Hand der Jugendgeliebten. Aber nicht die Jungfrau Ingeborg erringt er, sondern die Witwe des Königs Ring, nicht das Glück selbst, sondern dessen bleicheren Wiederschein. Eine gewisse Verwandtschaft dieser Motive ist unverkennbar, aber in der Vertiefung und Verknüpfung derselben verfährt Weber durchaus eigenartig; und mit dem ethischen Gehalt seines Werkes darf die „Frithjofsage“, die ein Stück nordgermanischen Heidentums, wenn auch mit ahnendem Ausblick auf das nahende Christentum darstellt, in keiner Weise verglichen werden. Eine zwingende Abhängigkeit von seinem Vorgänger läßt sich unserem westfälischen Epiker nirgends nachweisen, wenn auch hie und da in Einzelheiten Berührungspunkte zwischen beiden Dichtungen deutlich werden. So sagt Frithjof beim Abschiede von der Heimat:

„Ein wenig Staub
Von meines Vaters Hügel und von Beles
Gewinnt noch Raum im Schiffe; das ist alles,
Was wir bedürfen von dem Mutterlande.“

Und ebenso Elmar zu Fulko:

„Laß mich gehn! — Von Hof und Heimat
Blieb mir heut' am Scheidetage
Nichts — als eine Handvoll Erde,
Die ich auf dem Herzen trage.“

Auch die Meerlieder Frithjofs und die „Fieberträume“ in Dreizehnlinden, die Gesänge: „Balders Scheiterhaufen“ und „Am Opfersteine“ weisen gewisse analoge Züge auf. So heißt es bei Tegnér:

„Eilt, die Segel mehr zu festen,
Reißt die Woge schärfer auf.
Hin gen Westen, hin gen Westen
Geht es mit der Wellen Lauf.“

Ähnlich bei Weber:

„Asbjörn, fest die Faust am Steuer;
Thorkell, gieb dem Sturm die Linnen;
Steif gen Westen! — Seht, dort schwebt sie,
Seht, dort gleitet sie von hinnen!“

Mit den Versen:

„Mittnachtsonn' auf den Bergen lag,
Blutrot anzuschauen;
Es war nicht Nacht, es war nicht Tag,
Es war ein eignes Grauen,“

beginnt der schwedische Dichter die Schilderung der nächtlichen Balderfeier und ähnlich, aber viel schöner, Weber:

„Lieblich sind die Juninächte,
Wenn des Abendrots Verglimmen
Und des Morgens frühe Lichter
Dämmernd ineinander schwimmen.“

Vielfache Förderung für die Zeit- und Sittenschilderung in seinem Werke empfing Weber, wie er stets dankbar anerkannte, aus Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“. Auch die ersten Teile der „Ahnen“ dürften in dieser Hinsicht nicht ganz ohne Einfluß auf „Dreizehnlinden“ gewesen sein. Wie Freytag liebt Weber gewisse Wortbildungen, z. B. Waldgeselle, Weggeselle, Spielgeselle, Trautgeselle u. a.; die von Freytag nicht glücklich geprägte Neubildung „Männererde“ findet sich mehrfach in „Dreizehnlinden“. Wohl zufällig begegnen sich beide Dichter einmal in der Behandlung des gleichen Motivs. Irmgard sagt im „Ingo“ S. 79: „Selig waren einst die hohen Frauen, welche im Federkleide dahin-

schwebten, wohin sie ihr Wille trieb. Ich weiß ein Mädchen, das am Gießbach steht und sich sehnt nach der Himmelskunst. Zwei Federhemden möchte sie nähen für Schwan und Schwänin; aber vergeblich ist der Wunsch, und sie schaut traurig nach, wenn die gefiederte Schar sich von ihrer Flur in die Ferne schwingt" — und ein Lied Hildegundens lautet:

„Auf dem Sande weiße Schwäne,
Schwanenjungfrau'n, die sich baden,
Die zum lauen Süd sich schwangen
Von des Nordlands Eisgestaden.

Weiße Schwäne, wilde Mädchen,
Schön ist euer Los zu preisen:
Durch die Wellen könnt ihr rudern,
Durch die Wolken könnt ihr reisen.

Hätt' ich eure Federhemden,
Durch die Himmelsräume flög' ich;
Ihn zu finden, den ich suche,
Durch die Erdenreiche zög' ich.

Ihn zu finden, den ich suche,
Schweift' ich rings in allen Meeren,
Wär's nur, einmal ihn zu grüßen,
Und dann trauernd heimzukehren."

Am stärksten sollen nach der Ansicht mancher Litterarhistoriker Scheffels epische Dichtungen auf die Entstehung von „Dreizehnlinden" eingewirkt haben. In der trochäischen Versform wie in der episch-lyrischen Mischung soll Webers Epos eine Nachahmung des „Trompeters von Säkkingen", in der Schilderung mittelalterlichen Klosterlebens ein Gegenstück zu einzelnen Abschnitten des „Ekkehard" sein. Weber selbst hat seine Zugehörigkeit zu der Scheffelschen Schule immer in Abrede gestellt, und wer unserem westfälischen Dichter tiefer ins Auge geblickt hat, wird zugestehen, daß er mit der „Butzenscheibenlyrik", deren Vater Scheffel geworden ist, wenig oder nichts gemeinsam hat. Der schalkhafte Humor, der hin und wieder Webers ernste Poesieen durchblitzt, hat eine ganz andere Grundfärbung als der feuchtfröhliche Kneiphumor

des alemannischen Sängers. Allerdings in einem Zuge sind beide Dichternaturen verwandt, in ihrer echt vaterländischen Gesinnung, in ihrer Liebe zur deutschen Vorzeit. Beide sind ergriffen von jener tiefgehenden nationalhistorischen Strömung, jener von der Romantik ausgehenden Geistesbewegung, welche unsere geschichtliche Anschauung vertiefte, die Überlieferung unseres Volkes wieder belebte und seine Religion, Sitte und Rechtsanschauung aus geheimnisvollem Halbdunkel in das volle Licht der Wissenschaft treten ließ und, wie sie unsere Dome vollendete und unsere Zimmer mit dem idealisierten Hausrate der Vorfahren schmückte, auch die uralten Formen unserer Sage und unseres Sanges zu immer neuen Kunstwerken zusammenfügte. Schon mehr als ein Jahrzehnt vor der Veröffentlichung der ersten Scheffelschen Dichtungen dachte Weber daran, seine germanistischen Studien poetisch fruchtbar zu machen; und als der „Ekkehard" erschien, begrüßte er freudig diesen Roman als ein lebensvolles Zeugnis des schönen Bundes, den die Poesie mit der Geschichtsforschung und der germanistischen Wissenschaft einging. Aber in dem Bannkreis der Scheffelschen Muse hat Weber niemals gestanden. Wer den „Ekkehard" mit „Dreizehnlinden" vergleicht, wird nur Analogieen finden, die durch die verwandte Natur der in ihnen behandelten Stoffe bedingt sind. Die ganze Ähnlichkeit der Klosterschilderungen in beiden Werken beschränkt sich auf die unbestreitbare Thatsache, daß in beiden — Mönche auftreten. Im übrigen sind die Jünger des heiligen Gallus und die Klosterinsassen von „Dreizehnlinden" durchaus verschiedenartige Gestalten. Für die Figur Swanahilds und ihre Stellung im Epos mag die groteske Erscheinung der Scheffelschen Waldfrau unserem Dichter vorgeschwebt haben, aber die Drude in „Dreizehnlinden" trägt doch ganz eigenartige, persönliche Züge; sie ist eine Schöpfung für sich, welche in ihrer düsteren Hoheit die Waldfrau in Scheffels Roman weit überragt. Und ebensowenig wie aus dem „Ekkehard", hat Weber die befeuernden Kräfte seiner Dichtung aus dem „Trompeter" gewonnen. Er schätzte diesen schwankartigen Sang, dessen lockeres, ungefüges Versgewand erst von Paul Heyse zurechtgestutzt werden mußte, um einiger-

maßen lesbar zu werden, nicht sonderlich hoch und war weit davon entfernt, in ihm ein nachahmenswertes episches Muster zu erblicken. Daß er als Versmaß von „Dreizehnlinden“ den Trochäus wählte, ist nicht auf Scheffels Vorgang zurückzuführen, sondern auf Lenaus Beispiel, dessen Romanzen: „Klara Hebert“ und „Ziska“ auf den Jüngling Weber einen tiefen Eindruck machten. Was nun weiter die freie Form unserer modernen episch-lyrischen Dichtung betrifft, so hat Scheffel sie ebensowenig geschaffen wie Weber; beide haben sie als poetisches Erbstück eines älteren Dichtergeschlechtes überkommen. Gegen die Behauptung endlich, daß der Uhu in „Dreizehnlinden“ eine Nachbildung des „Hiddigeigei“ sei, legte Weber selbst wiederholt Verwahrung ein. So schrieb er am 5. November 1878 an Alfred Hüffer: „In dem Wiener Vaterländischen [Wiener Vaterland] wird mir gar ein Plagiat an dem Kater Hiddigeigei vorgeworfen. Das ist eine Dummheit. Was einer schilt, muß wahr sein.“ Übrigens ist ja auch der Hiddigeigei keine originelle poetische Erfindung, sondern eine Nachahmung von E. Th. A. Hoffmanns „Kater Murr“ und Heines „Atta Troll“. Die Sitte, weltbeobachtenden Tieren satirische Erzählungen in den Mund zu legen, treffen wir schon bei den englischen Humoristen des 18. Jahrhunderts, und so hat, wie Richard Wülker in seiner „Geschichte der Englischen Litteratur“ S. 403 schreibt, „Scheffels philosophischer Kater Hiddigeigei einen frühen Vorgänger in dem Schoßhündchen Pompejus, das in der ‚Geschichte von Pompejus dem Kleinen‘ (1751) sein Leben erzählt, sowie in einer Katze, die 1781 über ihre Thaten und Abenteuer berichtet.“

Nicht die symbolische Tierfigur im „Trompeter von Säkkingen“ ist also das Vorbild für den „Uhu“ in „Dreizehnlinden“ gewesen; dieses eigenartige Geschöpf einer satirischen Laune unseres Dichters verdankt vielmehr einem ähnlichen äußeren Anlasse seine Entstehung, wie die so drastisch geschilderten Vogelstimmen in Reuters „Hanne Nüte“. An der äußeren Mauer des Reuterschen Hauses in Neubrandenburg, dem sogenannten Zwischenhäuschen, hatte eines Tages — so berichtet Adolf Wilbrandt — ein Sperling sein Nest gebaut. „Das Gezwitscher der Familie in allen Ton-

arten lag dem Dichter so lange im Ohre, bis es die Phantasie ergriff und sie antrieb, das Ineinanderwirken von Vogel- und Menschenleben dichterisch zu gestalten.“ Auf eine ähnliche Anregung ist die Entstehung des Uhu-Motivs in „Dreizehnlinden“ zurückzuführen. Wie mir Weber erzählte, war das Schloß Thienhausen in der Zeit, da es verlassen und verödet war, eine Herberge der Eulen und Dohlen geworden. Als dann Weber dort seinen Wohnsitz nahm, hausten die aus dem Schlosse vertriebenen Käuzlein in großer Menge in einer dunklen Nadelholzpartie des Parkes, und ihr Geschrei bildete mit dem Chor der alljährlich in den übrigen Bosketts einkehrenden Nachtigallen oft ein eigentümliches Konzert, elegisch, wie die Romantik es liebt. Wenn der Dichter abends in seinem Turmzimmer arbeitete oder den Stimmen der Einsamkeit lauschte, störte ihn nicht selten der mißtönige Eulenruf in seinen stillen Betrachtungen, bis schließlich seine Einbildungskraft dadurch erregt wurde und in ihm der Gedanke reifte, den unheimlichen Nachtvogel als sinnbildliche Verkörperung der dunklen, verneinenden Mächte unserer Zeit in seinem Epos figurieren zu lassen. Dieses satirische Symbol ist also durchaus eigenartig und überraschend, wenn es auch in etwa an eine verwandte Idee Thomas Carlyles erinnert, der in seinem i. J. 1832 in „Frazers Magazin“ veröffentlichten Artikel „Über Biographie“ die moderne, nur durch Erfahrung lehrende Philosophie mit einer Eule vergleicht, „die auf den Dächern sitzt, nichts sehend, nichts verstehend, und nur mit hinlänglicher Feierlichkeit ihr ewiges, langweiliges hu-hu ausrufend.“ »Facit indignatio versus« pflegte Weber von den Parabasen seines Uhus zu sagen, in denen er seinem Zorne über die materialistische, glaubenslose Richtung der Kulturkampfs- und Gründerzeit offenen Ausdruck gab. —

Die vorstehende Untersuchung der Quellen, die der Epiker für seine Dichtung benutzte, die Prüfung der Motive, die er bewußt oder unbewußt in sein Werk herübernahm, gewährt einen lohnenden Einblick in die technische Arbeit, welche der dichterischen Inspiration vorausgeht. Zahllose alte Folianten hat der Dichter durchstöbert, aber er durchforschte sie als bildungsfreudiger

Künstler, dessen Blick Gestalten schaut, wo andere etwa eine neue Lesart entdecken. Die Ähnlichkeiten mit verwandten Dichtungen, die wir in „Dreizehnlinden“ nachweisen konnten, sind vielfach zufällig, wie wir sie bei jedem Poeten finden. Es giebt gewissermaßen eine geistige Luft, welche alle Dichter einatmen und in welcher sich eine Sonderung des persönlichen Eigentums so wenig durchführen läßt, wie in der physischen Atmosphäre. Mit Recht sagt Goethe in seinen Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller: „Die ganze Natur gehört dem Dichter an; nun wird aber jede geniale Kunstschöpfung auch ein Teil der Natur, und mithin kann der spätere Dichter sie so gut benutzen, wie jede andere Naturerscheinung. Gehört nicht alles, was die Vor- und Mitwelt geleistet hat, dem Dichter von Rechtswegen an? Soll er sich scheuen, Blumen zu nehmen, wo er sie findet? Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht wahrhaft Großes.“

Nicht darauf kommt es also bei der Frage der Originalität in erster Linie an, was ein Dichter aus den Werken eines anderen schöpft, sondern wie er es entlehnt. Das wirkliche Talent bleibt auch in der Nachahmung des Fremden groß und originell, während der Stümper sich keinen Zoll breit von seiner Schablone entfernt. Der echte Dichter weiß die gefundenen Ideen zu vertiefen und zu befruchten; weiß aus mattem Gestein funkelnde Diamanten zu schleifen. Und diese Fähigkeit, das Entlehnte durch geniale Umbildung zu seinem Eigentum zu machen, besaß Weber, wie wir sehen werden, in hohem Grade. Alle Klänge aus fremden Dichtungen erzeugten in seiner Seele eine neue, eigenartige und selbständige Musik.

Die eigentliche Ausgestaltung des Epos fällt in die Jahre 1876 und 77. Es waren Webers „poetische Sonnenjahre“, um mit Lenau zu sprechen. Im Frühlinge 1876 weilte der Dichter in Berlin, wo er im Verkehr mit Hüffer, Marcart und Magnus v. Bagge mannigfache Anregung empfing. In den Briefen an seine Tochter aus dieser Zeit, in denen sich die glückliche Schaffensstimmung des Dichters widerspiegelt, ist öfter von „Dreizehnlinden“ die Rede:

„Der Magnus von Bagge“, so schreibt er am 2. April, „ist ein seltsam liebenswürdiges Menschenkind. Ich muß durchaus sehen, eine Photographie von ihm zu bekommen. Er rückte gestern morgen gegen acht Uhr bei mir ein, rauchte eine Handvoll Cigarren, daß der Rauch sogar in Rosenthals Stube und Küche gedrungen war, und erzählte bis gegen 1 Uhr, wo er in die neu erbaute und eben eröffnete Nationalgalerie ging. Ich hatte ihm Eintrittskarte und Katalog gegeben. Ein Buch über Pädagogik hatte er mir mitgebracht, zum Durchsehen u. s. w. Jetzt liegt ein wohlbeleibter Schreibeband mit ‚Gedichten‘ vor mir. Nicht von mir, kleine Lise, denn erstens schreibe ich keine Gedichte, sondern nur Sprüche oder Reime, und beschreibe nicht Bücher, sondern Fetzen. . . .

„Es ist eine druckselige Zeit. Jeder, der einen Satz weiter kann, als: Es war einmal — will auf den Markt, und die Welt würgt alles ein. Das Innere eines heutigen Lesers mag beschaffen sein wie ein Haifischmagen, in welchem man Holz, Eisen, Stiefel, Lumpen und ganze Kleidergarderoben vorzufinden pflegt. Aber, Du thörichtes kleines Kind, was gehen Dich die Haifische an! Sprich von etwas anderem. In Börden wird wohl fleißig musiziert, Neues und Neuestes, was die jungen Damen aus Münster mitgebracht haben. Ich bin auch nicht ohne Saitenspiel: unter mir zermartert mit ‚Heil dir im‘ ein armes Wesen sich die Finger und mir die Ohren, denn es kommt über den ersten Teil gar nicht hinaus. . . . Ich gehe, Herrn von Forster, den Freund von Mrs. Powell, zu besuchen. — Nichts Dreizehn Linden: nein, meine liebe Lise, das geht jetzt nicht. Vielleicht schreibe ich morgen oder übermorgen einen Qualm auf, der mir dick im Kopfe quillt. Vielleicht geht es auch dann noch nicht. Nun segne und behüte Dich der liebe Gott, mein kleines gutes Kind. Wenn Stephan auch diese blöden Blätter für einen Brief erachtet und befördert, so leistet er das Menschenmögliche, da sie alles sein können, nur kein Brief!“

In einem Briefe vom 5. April heißt es:

„Gestern Abend war ich bei Bagges; so lange ich in Berlin

bin, alle die Zeit hindurch seit 16 Jahren, habe ich einen so angenehmen Abend nicht gehabt. Es war noch ein langweiliger Lieutenant, ein Kaufmann und ein höchst origineller Engländer Mr. George Plantagenet Broom da, der zauberhaft Guitarre spielte. Bagge sang — alle Welt sang. Es war sehr, sehr schön. . . . An Dreizehnlinden habe ich seit vorgestern Abend wieder geschrieben, hoffe auch heute und morgen noch einiges zu beschicken."

Unter entscheidenden Änderungen der ersten Intention, mannigfach stockend und gehemmt, setzte Weber die Arbeit an seinem Werke fort. Er gestaltete die ersten beiden Gesänge völlig um, indem er das bequeme Versgewand des reimlosen trochäischen Vierfüßlers verwarf und den Reimschmuck in seine Dichtung einführte, wodurch die Sprache einen gesteigerten Ausdruck, der Vers mehr Schwung und Klang erhielt. Seinem Plane folgend, arbeitete er dann die weiteren Scenen aus, jedoch nicht der Reihenfolge nach, sondern zugreifend, wohin ihn die Stimmung trieb. Es ist hier vielleicht der geeignete Ort, über die Art seines dichterischen Schaffens noch einiges Nähere zu sagen. Selten kam es vor, daß Weber den Gedankengang eines Gedichtes vorher in Prosa aufzeichnete, wie z. B. bei den „Klosterruinen", die ja auch — charakteristisch genug — nicht vollendet wurden. Meistens vollzog sich der Schöpfungsakt derart in seinem Geiste, daß er das Gestaltete mit fliegender Feder niederzuschreiben vermochte. Er selbst berichtete von manchen seiner schönsten Gedichte, daß sie ihm „wie von außen zugefallen seien, ohne daß er sich auf sie zu besinnen brauchte, daß ihm die Verse gleichsam unwillkürlich in die Feder gelaufen seien". Ein Augenzeuge erzählt uns, wie Thorwaldsen einst in lebhaftem Gespräche im Zimmer auf und nieder ging, die Hände auf dem Rücken gefaltet, einen Thonklumpen zwischen den Fingern knetend. Nach einer Weile holte er den Thon hervor, und siehe da, er hatte die edlen Umrisse eines schönen Kopfes geformt. Auch in der Phantasie des westfälischen Dichters lag ein Zug dieser unbewußten geheimnisvollen Schöpferkraft. Wie Mozart, der sich von seiner Frau Märchen erzählen ließ, während er die verwickeltsten Fugen zu Papier brachte, behauptete Weber scherzhaft,

zweierlei denken zu können. So kam ihm häufig mitten in der Arbeit irgend ein Reim in den Sinn. Wenn die Patienten ihn verließen, diktierte er seiner Tochter die Verse oder notierte sich ein Stichwort. Oft legte er sich abends, noch mit einem poetischen Stoffe ringend, zu Bette, doch früh morgens war das Gedicht auch schon in seinem Geiste fertig. „Das wirkliche Dichten“, sagte Weber einmal zu mir, „ist ein ‚impetus animi‘, es ist wie der Sturm, der durch die Waldeswipfel braust“, und in einer solchen geistigen Eruption sind die meisten Gesänge von ‚Dreizehnlinden‘ entstanden. Eine unwiderstehliche Macht rang ihm die Dichtung ab. In fliegender Hast entwarf er die epischen Bilder; seine Inspiration war oft so mächtig, daß die Feder dem Fluge seiner Gedanken kaum zu folgen vermochte. Selbstvergessen, bis zur Erschlaffung aller Kräfte arbeitete er fort, wenn der Hauch der Begeisterung seine schöpferische Kraft beschwingte. Stieß er während des Schaffens auf irgend eine Schwierigkeit, die er im ersten Anlaufe nicht zu heben vermochte, wollte sich z. B. für verbindende Mittelglieder die Form nicht gleich finden, so umging der Dichter das Hindernis und schrieb weiter. Erst nach einigen Tagen, wenn sich das Gestaltete bereits objektiviert hatte und als ein abgelöster Teil seines Ichs erschien, füllte er die Lücken aus und ergänzte den Zusammenhang.

Interessant ist die Form des ersten Manuskriptes von „Dreizehnlinden“. Während Weber nämlich sonst seine Verse auf alle möglichen zerstreuten Zettel schrieb, auf Makulatur- und Packpapier, Briefumschläge, Heirats- und Todesanzeigen und sonstige Blätter oder Fetzen, wie sie der Zufall gerade in die Hände des Dichters führte, bediente er sich bei der Abfassung von „Dreizehnlinden“ der Landtagsakten, die dem Abgeordneten während der Session zugehen, und worauf Tagesordnung, Anträge u. s. w. verzeichnet stehen. Die unbedruckte Rückseite dieser Bogen hatte Raum für seine Verse. In der Einteilung und Anordnung des seltsamen Manuskriptes verfuhr der Dichter ganz schematisch. Er hatte den Stoff seines Epos in 25 Gesänge zerlegt und für jedes dieser einzelnen Stücke war eine besondere Mappe bestimmt, in

die alles hineingelegt wurde, was sich auf den betreffenden Gesang bezog.

Im Gegensatze zu andern Dichtern, z. B. Lord Byron und Hebbel, die eine wahre Scheu vor der Feile hatten, oder Hermann Lingg, dem eine anerkennenswerte Schöpferkraft ohne das Korrektiv der Selbstkritik eigen ist, legte Weber auf eine sorgfältige Durcharbeitung des Geschaffenen das größte Gewicht. „Nicht eine einzige Strophe, ja nicht einmal einen Vers habe er ohne Überlegung stehen lassen“, so äußerte er sich einmal zu einem Freunde. Auch bei der Abfassung von „Dreizehnlinden“ machte er sich die strengste Sichtung und Prüfung des Ganzen und aller Einzelheiten zur Pflicht, und als das große Werk, zu dem er noch einmal an der Wende des Jahres all seine Kräfte zusammengefaßt hatte, der Vollendung zugereift war, unterwarf er es dem kritischen Urteile Alfred Hüffers, seines sachkundigen Beraters in allen ästhetischen Fragen. Die Gestalt, in der die Dichtung damals vorlag, wich von der heutigen in manchen Punkten ab. So hatten der vierte Gesang: „Die Mette“ und der zweiundzwanzigste: „Im Klosterchor“ noch keinen rechten Abschluß, es fehlten die Hymnen der Mönche, worin beide Gesänge jetzt stimmungsvoll ausklingen. Auch die rein lyrischen Teile der Dichtung, die Lieder Elmars und Hildegundens, entbehrten noch der Sichtung und Feile, und von den Lehrsprüchen des Priors war erst ein Teil fertig. Die satirischen Betrachtungen des Uhus nahmen noch einen viel zu breiten Raum in dem Gedichte ein; hinter jedem Gesange war der spöttische Vogel redend eingeführt. In dieser Fassung sandte Weber den ersten Teil seines Epos am 15. März 1877 mit folgendem Begleitschreiben an Hüffer:

„Du erhältst hierbei die 6 ersten Nummern von 13 Linden, will sagen 6¹/₄ Linde. Wenn ich mir den Kram ansehe, erschrecke ich fast sehr. Thue desgleichen! Du hast nichts Besseres gewollt. Jetzt gieb dich ans Korrigieren und Streichen, aber mit tapferer und dreister Feder, muß ich bitten. Wenn Du nicht wüst mit dem Zeug umspringst, hilft mir das Schicken nichts, und Du bekommst nichts weiter.

„Alle Besserungen ad marginem und sonstige Notanda et Monenda auf ein Separatblatt, das Du als Beiwagen zulegst.“

Das Antwortschreiben Hüffers ist uns nicht erhalten, doch ersehen wir aus den folgenden Briefen Webers, daß die kritischen Bemerkungen des Freundes sich vor allem gegen den Uhu richteten:

„Dank für Deinen Brief“, schreibt Weber am 23. März, „aus dem ich zu meiner Freude ersehe, daß Du in rechter Hitze und aufgelegt bist, an den Dreizehn zu hauen und zu sägen, zu stutzen und zu putzen. Sehr schön, je wütiger, desto besser! Den Uhu habe ich Dir gegeben, wie er war, weil Du ihm oft genug das Wort geredet. Wenn er Dich jetzt ärgert, so ist Dir das gesund. Mich hat er längst geärgert. Hoffentlich bist Du einverstanden, wenn der häßliche Kerl mindestens sich mehr verzieht. In Nr. I muß er bleiben; dann kann er wieder erscheinen im Chor der übrigen Waldtiere in Nr. XI; ebenso in einer ähnlichen Tier- und Waldscene in Nr. XXIV. An allen anderen Stellen möchte ich ihn beseitigen, so leid es mir um manche Impertinenz ist, die er zu Markte bringt, d. h. nicht bringt. — Rate mir! . . . Hierbei erhältst Du wieder 6 Nummern; damit hast Du die Hälfte.“

Und in einem Schreiben vom 31. März heißt es:

„Meine arme Lise hat beim Abschreiben heftige Migräne bekommen, so daß ich selbst fortfahren mußte, und mir wurde mehrst übel dabei. Das sind mala omina.

„Über den Uhu glaube ich Dir schon mitgeteilt zu haben, daß ich ihn nur an drei Stellen belassen will, und zwar in den Einleitungsversen, wo er sich als Materialisten bekundet; in Vogelfrei, wo er als Kosmopolit den Patriotismus, und in Heimkehr, wo er als Atheist jeden Glauben verhöhnt. — Das Zeug ist alles fertig, und ich brauche es nur zusammenzustellen und einzuschalten. — Von Markwarts, des Priors, Lehrsprüchen fehlen noch etliche. Ich bin dermalen sehr dumm und kann sie nicht schreiben, bis meine Zeit kommt. Du kennst das ja . . . Und nun streich und korrigiere mit fröhlichem Zorne!“

Unter Hüffers sonstigen kritischen Randbemerkungen ist hervor-

zuheben, daß er, wie aus dem folgenden Briefe ersichtlich ist, Weber den Rat gab, den vierten Gesang: „Die Mette“ mit einem Hymnus abzuschließen, und daß er die etwas groteske Scene: „Der Landsturm“ beanstandete. Künstlerische Gründe, die ideale Anlage und Haltung des Gedichtes forderten, so meinte er, den Fortfall dieses aus der Stimmung herausfallenden und sie störenden Abschnittes. Weber entgegnet darauf am 18. Mai 1877:

„Es thut mir leid, daß Du mit meinen lustigen Reimen so viel Mühe hast, mehr als ich — und eben deswegen. Mais, George Daudin, tu l'as voulu! — Nun friß Dich durch! Aber dankbar bin ich Dir und sehr! Deine Bemerkungen, die zu meinem Bedauern nur zu rhapsodisch sind, werde ich s. Z. bestens verwerten. Deine Hymnen haben mir große Freude gemacht: die Übersetzung ist durchsichtig schön in der Form. Bitte fortzufahren. Ob ich einen und andern Hymnus einflechte, muß ich sehen, wenn ich ans Überarbeiten komme, und ich komme erst daran, wenn ich das ganze Manuskript cum notis von Dir zurück habe. Früher nicht, sonst plumpse ich wieder hier hinein, dort hinein. Hoffentlich schickst Du mir den Qualm bald nach den Festtagen wieder, natürlich mit einem Seufzer, wie weiland Gottschlingius, als er mit seinem schweren Horatio fertig war; die betreffende Vorrede hebt mit: ‚Gottlob‘ an. Mach nur und ärgere Dich nicht allzusehr!“

Und am 11. Juni schreibt er dem Freunde:

„Für Deine ferneren Noten zu den Dreizehnlinden sage ich Dir vielen Dank. Du bist ein feinfühliges Menschenkind und wirst wohl recht haben. Aber den Landsturm mußt Du mir lassen, wie er ist, d. h. im ganzen; einzelnes gebe ich gerne auf. Wenn ich zartfellig wäre, so müßte ich schreiben: ‚Es thut mir sehr leid, Dir, liebster Freund, mit der Revision der Dreizehnlinden so viel Mühe zu machen.‘ Aber ich schreibe es nicht: Volenti non fit iniuria: hast Du mich drangsaliert, das Wesen zu Papier zu bringen, magst Du es zur Strafe lesen. Das wirst Du nun wohl gethan haben, und es ist mir lieb, wenn Du mir das Zeug recht bald zurückschickst. — Freilich die dornigen Nummern,

über die ich gern guten Rat gehabt hätte, kommen nun erst, die drei Spruchnummern. . . . Wir alle freuen uns, daß Du im Sommer kommen willst: dann können wir über dies und das sprechen, vorausgesetzt, daß ich dann überhaupt noch von Dreizehnlinden sprechen mag; denken mag ich schon jetzt nicht mehr daran."

Bezeichnend für die kritische Stimmung, mit der Weber sein eigenes Werk betrachtete, ist noch folgender Brief vom 18. August:

„Es werden nun bald drei Wochen, seit ich Dir den Rest der Dreizehnlinden zusandte, von VII bis XXIV. Meine Vaterzärtlichkeit ist freilich nicht so groß, daß ich jammerte: aber ich möchte doch hören, was Du über den Uhu und meine Absicht denkst, denselben nur dreimal sein Gewölle spannen zu lassen, nämlich in Nr. I, XI und XXIV. Über die leitenden Gedanken für drei Eruktationen habe ich Dir neulich schon geschrieben. Was Dir an dem Gegebenen passend zur Benutzung scheint, bitte ich mir anzustreichen, vorausgesetzt, daß Du überhaupt noch der Ansicht sein solltest, daß das Ding fertig gemacht werden müßte. Ich habe es jetzt mit kranken Leuten zu thun, und Reime fallen mir nicht ein; somit bin ich aus der Dreizehnlindenatmosphäre heraus und betrachte diesen Gegenstand als einen Gegenstand, d. h. ziemlich kühl; ich erkenne den großen und die kleinen Fehler dieses Carminis, sein Laster und seine Gebrechen. Das eine wie die andern hast Du längst gefunden — und solltest Du nicht: — erwarte nicht, daß ich Dir das Reis für meinen Rücken binde und überreiche."

Und am 12. Oktober 1877 schreibt Weber:

„Du hast gut sagen, daß ich längst hätte schreiben sollen: Das geht so nicht! Erstens hatte ich mancherlei zu thun, verschiedentliche Beinbrüche u. s. w., und dann darfst Du nicht außer Ansatz lassen, daß ich sehr faul bin. Eigentlich wundere ich mich, daß ich jetzt schreibe, und Du mußt mir dafür sehr dankbar sein. . . . Die 13 Linden haben sänftiglich geschlafen. Ich hatte weder Lust, noch auch Zeit, um mich damit zu beschäftigen. — Die Mönche sollen zwei Hymnen singen, die ich noch einzuschalten habe;

eine in der Mette und eine am Schluß, d. h. am wirklichen Ende. Am liebsten möchte ich mich dabei am Gegebenen halten, und ich hatte dazu einen qualifizierten Chorgesang und ein Pfingstlied nötig. Bitte, bring doch die Kayſersche Sammlung, oder was Du derartiges hast, mit nach hier, oder nach Berlin. Ohne Dich thue ich keinen Schritt mehr vorwärts an dem Ding."

Am 21. Oktober 1877 wurde der Landtag in Berlin eröffnet. Weber wohnte damals Ritterstraße Nr. 1. Hier hat er die letzte feilende Hand an sein Werk gelegt. Bei dieser letzten Überarbeitung ließ er noch manche Änderungen und Zusätze eintreten. Im Ausdrucke wurde hie und da noch gebessert. Auch manche die Stimmung hebende kleine Züge sind hinzugekommen. Zu breit Ausgeführtes hat der Dichter beschnitten. „Als ich in die Weihnachtsferien ging," so schreibt er in einem Briefe vom 27. März 1884 an den Gymnasialdirektor Dr. Werneke in Montabaur, „legte ich meiner Tochter das säuberlich geschriebene Manuskript unter den Christbaum. Wie das alles entstanden ist, weiß ich nicht zu sagen. Mir kam es vor, daß es so oder doch nicht weit anders sein müsse, und da habe ich es so gemacht, wie es mir vorkam."

II.

Wie „Dreizehnlinden" entstand, war das erste Problem dieser Betrachtung. Wie das Werk in der Gestalt, in welcher es vorliegt, auf uns wirkt, was es künstlerisch bedeutet, lautet die zweite Frage. Inhalt und Form, Aufbau und Charaktere der Dichtung gilt es jetzt zu kennzeichnen und zu würdigen. — Die Handlung, welche der Dichter uns erzählt, ist keine rein persönliche oder zufällige; sie betrifft nicht nur die einzelnen Menschen, die der Epiker zu Helden und Heldinnen seines Werkes gemacht hat. Wie jeder wahre Dichter, der im Einzelnen das Typische, im Zufälligen das Notwendige sieht, hat Weber jene Glorie über die Charaktere und Situationen seiner Dichtung zu verbreiten gewußt, die das Sinnliche und Stoffliche verklärt und dem Sondergeschick die Weihe des Allgemeinen giebt. Den Widerstreit der Individuen erweiterte

er zum Widerstreite zweier allgemeiner Richtungen in der Entwicklung der Zeit und der Menschheit. Der Konflikt, in den Elmar, der typische Ehrenheld des sächsischen Stammes, geführt wird, wurzelt in einem doppelten Dualismus: in dem Dualismus zwischen Heidentum und Christentum einerseits und zwischen Sachsentum und Frankentum anderseits; und in der Bekehrung des Helden, in seiner Verbindung mit der geliebten fränkischen Grafentochter spiegelt sich symbolisch der Verschmelzungsprozeß der deutschen Stämme durch die einigende, ideale Macht des Christentums. Diese Grundidee durchströmt, gleichsam wie flutendes Sonnenlicht in die Farben der Charaktere sich brechend, alle Teile des Epos. Auf ihr beruht nicht nur der wirksame Parallelismus der Personengruppen und ihre Stellung zur Handlung, sondern auch die antithetische Gliederung des epischen Aufbaues. Die aufsteigende Handlung bewegt sich nämlich abwechselnd bald in den Kreisen der Sachsen, bald in denen der Franken. Entwirft uns z. B. der zweite Gesang: „Das Kloster", ein Bild von dem friedlichen Wirken des fränkischen Mönchtums, so führt uns der dritte: „Auf dem Habichtshofe", in die einsame Halle des sächsischen Edelings; schildert uns der vierte: „Die Mette", die einzelnen Gestalten der christlichen Sendboten, so zeigt uns der fünfte Gesang: „Am Opfersteine", das nächtliche Balderfest der heidnischen Sachsen, bis im sechsten Abschnitte: „Das Erntefest", die feindlichen Kreise ineinander übergehen und der eigentliche Konflikt beginnt. Durch diesen immer wiederkehrenden Gegensatz schärft und erhöht die eine Situation die Wirkung der gegenüberstehenden.

Die epische Fabel von „Dreizehnlinden" bestätigt den Ausspruch Schopenhauers, daß die künstlerische Aufgabe des Epikers und Novellisten nicht darin bestehe, verwickelte große Ereignisse zu erzählen, sondern die einfachen interessant zu gestalten. Die Komposition der Dichtung ist nämlich von hoher Schlichtheit und Würde. Sie fesselt uns nicht so sehr durch die Eigenart und Fülle der Begebenheiten, als durch jenen wunderbar poetischen Duft und Hauch, in welchen der Dichter seine Gestalten getaucht hat. Von der Fabel ist im allgemeinen nur das dargestellt, was

den Konflikt weiterführt und die Hauptcharaktere vor unsern Augen entfaltet. Doch hat der Dichter von dem guten Recht des Epikers, Episoden in die Handlung einzuflechten, mehrfach Gebrauch gemacht; diese sind aber kein gleichgültiger überflüssiger Zierat, sie lassen sich nicht von der Haupthandlung trennen, ohne daß die Entwicklung und Wirkung derselben gestört und beeinträchtigt wird. Fördern sie auch nicht immer die Bewegung der epischen Aktion, so entrichten sie doch der Charakteristik ihren Zoll und beleben und erweitern den Hintergrund der Dichtung. Weber geht zuweilen auf Umwegen nach seinem Ziele, aber er verliert dieses Ziel niemals aus den Augen. Auf der Höhe der epischen Entwicklung, als es gilt, die Seelenkämpfe seines Helden zum Ausdruck zu bringen, — eine Aufgabe, die sich nach meiner Meinung nicht rein episch lösen ließ — da hält er an, um einige duftvolle lyrische Kränze auf die Marksteine der Handlung zu legen. Aber selbst diese Lieder, welche der Dichter nach dem Vorgange von Byron, Tegnér, Redwitz u. a. in die Dichtung einflicht, haben trotz ihres lyrischen Charakters einen epischen Verlauf, und ihr goldener Strom bewegt die Handlung leise vorwärts. Mit vollendeter Kunst hat Weber reizende Naturschilderungen in die Erzählung verwoben; er besitzt im hohen Grade das Geheimnis des Stimmungsvollen, er weiß die wechselnde Aktion durch den Wechsel der Natur symbolisch zu begleiten und zu verklären. Seine landschaftlichen Schilderungen erregen in mächtigster Weise das Mitempfinden des Lesers; die Wirkung, die von ihnen ausgeht, bereitet uns auf den tieferen Eindruck vor, den wir durch die Darstellung menschlichen Schicksals empfangen.

Lassen wir nun das epische Gemälde in seinen Einzelheiten an uns vorüberziehen!

Mit einem herrlichen Frühlingsbilde wird die Dichtung eröffnet. Es giebt wenige poetische Ouverturen von solcher Schönheit und einer so berauschenden Klangfülle, wie dieser von lyrischem Odem durchströmte Vorgesang von „Dreizehnlinden“, der, mit dem Preise frischer Wanderlust anhebend, uns in die liebliche Bergwelt des Nethegaues führt, wo der Lenz seinen Einzug hält,

die begrünte Flur erwacht, der Wald sein laubiges Banner aufhißt, die blauen Bäche jubelnd thalwärts stürzen und der süße Schlag der Amsel sein Echo findet in dem Liede, das aus bewegtem Menschenherzen emporsteigt.

Auch in des Dichters Brust erwachen alte Melodieen, traute Heimatklänge, die er dem Flüstern der Linde, dem Rauschen der Eichenwipfel, dem Lispeln der Elfen und dem klugen Geplauder der Zwerge abgelauscht, rätselhafte Runenlaute aus einer versunkenen Welt, von der halberloschene Pergamente ihm dunkle Kunde gaben. Nebelbilder steigen dämmernd vor seinem geistigen Auge auf, Gestalten sächsischer Männer, die vor tausend Sommern durch den Nethegau schritten, und, die Seele erfüllt von dem Walten vergangener Geschlechter, singt er ein Lied von Sachsennot und Sachsentreue, ein Heimatlied für die Söhne der roten Erde:

„Sei's, und sei es euch gesungen,
Die ihr wohnt an Ems und Lippe,
Ruhr und Diemel, Neth' und Emmer,
Alle seid ihr edler Sippe;

Alle sprecht ihr eine Sprache,
Frommer Mutter biedre Söhne,
Ob sie rauh im Waldgebirge,
Weich in Sand und Heid' ertöne.

Kinder ihr der Sachsengaue,
Nehmt das Beste, das ich habe:
Gern gereicht, ist unverächtlich
Auch des kleinern Mannes Gabe.

Denkt, ich böt' euch Heideblumen,
Eine Handvoll, die ich pflückte,
Als mit herbstlich gelbem Laube
Sich bereits der Osning schmückte.

Rügt es nicht, wenn ich den Helden
In der Heimat Farben male;
Dünkt er manchmal euch ein Träumer,
Nun, er war ja ein Westfale:

Zäh', doch bildsam, herb, doch ehrlich,
Ganz wie ihr und euresgleichen:
Ganz vom Eisen eurer Berge,
Ganz vom Holze eurer Eichen.

Heut' noch ist bei euch wie nirgend
Väterbrauch und Art zu finden;
Darum sei es euch gesungen,
Dieses Lied von Dreizehnlinden." —

Aber in die Klänge des Liedes, das der sinnende Dichter anhebt, schrillt die mißtönige, höhnende Stimme des Uhus, des unheimlichen Nachtvogels, dieser symbolischen Verkörperung unseres materialistischen Zeitgeistes, dessen Auge blind ist für das Licht göttlicher Wahrheit, dem das Dröhnen der Hämmer und das Schnauben dampfbeschwingter Rosse lieblicher tönt als der Sabbatglockenklang reiner Schönheit, und der in schlaffer Genußsucht nur dem Götzen huldigt, der im Münzhause geprägt wird. Diesem verneinenden, selbstsüchtigen, zersetzenden Geiste gegenüber vertritt der Dichter das himmlische Geburtsrecht des Menschen. Mögen die dunklen Mächte der Zeit die Tempel des Ideals umstürzen, der Sänger verteidigt, getreu seiner göttlichen Sendung, die ewigen Heiligtümer des Herzens. Er weiß, daß der Odem Gottes durch die Welt weht heute wie allezeit:

„Alter Uhu, gelber Neidhart,
Mag's dich ärgern und verdrießen:
Dennoch grünt ein reicher Garten,
Wo der Menschheit Rosen sprießen;

Dennoch blüht die weiße Lilie,
Und im Grottenheiligtume,
In des Waldes fernstem Thale
Träumt die stille blaue Blume;

Dennoch klingt es aus den Lüften,
Aus des Haines Dämmerungen,
Und die Amsel hat ihr letztes
Lied noch lange nicht gesungen;

Und die Nachtigall im Busen,
Sie wird jubeln, sie wird klagen
Jeden Lenz, solang' auf Erden
Rosen glühn und Herzen schlagen."

Nach diesem herrlichen Präludium, welches nicht nur die das Gedicht beherrschende Stimmung anregt, sondern auch dessen Grundgedanken in allgemeinen Umrissen andeutet, schildert der Dichter, dessen Aufgabe es ja ist, die epische Fabel zu einem Zeit- und Weltgemälde zu erweitern, das Bekehrungs- und Bildungswerk der Mönche im alten Sachsenlande. Er erzählt uns, wie die fremden, weisen Männer in dem von Waldbergen umkränzten Weserthale Gotteshaus und Kloster erbauen, wie sie, in harter, entsagungsvoller Arbeit sich abmühend, den Urwald reuten und die Pflugschar durch das neugewonnene Ackerland ziehen, wie sie in sonnigen Gärten Fruchtbaum und Rose pflanzen und so die rauhe Natur des Nordens allmählich mit den sanfteren Reizen des Südens schmücken. Ihr Werk, es ist ein Friedenswerk; sie heilen die Wunden, welche das Frankenschwert geschlagen. Ihre Aufgabe ist eine milde, sanfte Leitung der Irrenden, eine durchaus geistige Versöhnung der feindlichen Gegensätze, die Aussaat einer ruhigen, dauernden Überzeugung, welche in den Gemütern festwurzelt und Früchte trägt. Sie sind die Lehrer und Erzieher der Sachsenjugend und die ersten Bildner unserer Sprache; aus den Schulen dieser stillen Siedler, welche das heilige Feuer antiker Schönheitskultur vor der steigenden Vernichtungsflut der herandringenden Barbarei retteten, gingen die ersten sächsischen Männer hervor, welche schaffend und forschend in das geistige Leben des Mittelalters eingriffen. All dies verdienstreiche Wirken der christlichen Sendboten führt der Dichter in markigen Zügen und mit plastischen Strophen an unseren Blicken vorüber, zwar nicht, wie die strengen Gesetze des Epos es fordern, in fortschreitender Handlung, sondern in lyrisch gefärbter Schilderung. Aber das Gesetzmäßige ist noch lange nicht immer das wahrhaft Schöne, und hier wird wieder einmal die trockene Regel vor der Kraft des Genius zu Schanden. —

Der dritte Gesang, der in vier kürzere Abschnitte zerfällt,

entwickelt uns das seelische Bild des Helden. Als kühner Weidmann inmitten seines Jagdgesindes tritt der letzte Sprosse des Falkengeschlechtes vor uns. Wir folgen ihm in die Halle seiner Väter, wo er, in früher, dunkler Stunde am einsamen Herde sitzend und dem Brausen des Windes und den geheimnisvollen Klagetönen der sterbenden Natur lauschend, über sein trübes Los nachsinnt; wir sind Zeugen seines ernsten Zwiegespräches mit Diethelm, dem treuen Hausverwalter, und dem nordischen Sänger Wilfried. Auch seine Jugendschicksale werden uns erzählt; eine jede Scene deckt eine neue Seite seines Wesens auf, helles Licht fällt nach vorwärts und rückwärts auf die Begebenheiten der Dichtung, und der Held steht in eigenartiger Beleuchtung vor uns. — Elmar ist Sachse. Er ist es in seiner edlen, reckenhaften Erscheinung, in seiner tiefen Ehrfurcht und Treue gegen die Götter, in seinem starken, sittlichen Gefühl, in der überwallenden Liebe zur Heimaterde und allen ihren Überlieferungen, in der zähen Innigkeit, womit er festhält, was seine Seele einmal in Liebe oder Haß ergriffen; er ist es in seiner unerschütterlichen Tapferkeit, die in Augenblicken der Erregung zu loderndem Ungestüm sich steigert, in seinem ganzen ernsten, schweren, wortkargen Wesen, das von einem träumerischen Hauche, einer fast weiblichen Zartheit der Empfindung gemildert und verklärt wird. Mit tiefer Erkenntnis des altsächsischen Stammcharakters machte Weber die fromme Hingabe an den Dienst der Himmlischen zum herrschenden Zuge in dem seelischen Bilde seines Helden. Denn nichts eignete dem Volke Wittekinds so sehr wie die ehrfürchtige Scheu vor dem Überirdischen und die todverachtende Festigkeit und Treue, mit der es den Glauben seiner Vorfahren bewahrte und verteidigte. Von der Energie sächsischer Religiösität wissen alle fränkischen Schriftsteller zu berichten. Mag man nun annehmen, daß der stark entwickelte Stammesstolz den Sachsen die fremde Religion verächtlich erscheinen ließ oder daß ihr schwerbewegliches Wesen sich gegen den neuen Glauben ebenso ablehnend verhielt wie gegen alles Neue; „allein ihr zäher Widerstand“, sagt Hauck mit Recht, „ist doch nur dann begreiflich, wenn man annimmt, daß die nationale Religion bei ihnen weit mehr

Kraft und Leben besaß als bei den Franken". Das ganze religiöse Interesse des Volkes war darauf gerichtet, nichts wider den Willen der Götter zu unternehmen, und nie handelte ein Sachse dem Zeichen zuwider, das von dem göttlichen Willen Kunde gab. Es liegt etwas Großartiges darin, daß man unweigerlich auf jedes Unternehmen verzichtete, dem die Götter ihren Segen versagten. — So ist Elmar der echte Vertreter des alten Sachsenstammes. Der Glaube seiner Väter ist die geistige Macht, der er all sein Denken, Fühlen und Handeln unterordnet. In ihr wurzelte seine Erziehung. Für die Götter und die Freiheit seines Volkes hat Alfrik, Elmars Vater, gestritten und geblutet, und der Gram über die schmähliche Niederlage und Unterwerfung seiner Stammgenossen brach ihm das Herz. Tiefen Haß gegen die neue Lehre pflanzte nun die Mutter dem Sohne in die empfängliche Kindesseele; „Götter fürchten, Franken hassen", so mahnte ihn unablässig die greise Swanahild, der Sachsen ehrwürdige Wala. Unter der Obhut des weisen Wodanpriesters Thiatgrim im Lande der stammverwandten Friesen wurde der vaterlose Knabe erzogen, und je inniger er mit den altheidnischen Überlieferungen seines Volkes verwuchs, um so tiefer wurde sein Haß gegen die fremden Unterdrücker und den fremden Glauben. Zum Jünglinge herangereift, „stark und stattlich, still, doch glühend, offnes Auges, doch verschlossen", durchstürmte er im Gefolge Thorkells mit den kühnen Wikingern die Meere, ein tapferer Kämpe, dem manche Nordlandsblume hold gesinnt war. Aber der träumerische Sachse trug in verschwiegenem Herzen eine unbewußte Neigung zu einem kleinen blonden Frankenmädchen, das er einst mit Gefahr des eigenen Lebens aus den Fluten eines Weihers gerettet. Im Hauche dieser jugendlichen Neigung erschloß sich seine Seele, aber zugleich drang auch der Zwiespalt in sein junges Leben. Und dieser Konflikt trat ein, als der Jüngling auf die Kunde von der Erkrankung seiner Mutter heimwärts eilte und die Teure entseelt vorfand. Mit ergreifenden Accenten schildert nun der Dichter, mächtig der großen Empfindung und des starken Wortes, den Widerstreit in Elmars Brust, den einsamen Schmerz des Verwaisten, dem kein Freund und kein

Berater nahe ist, die tiefe innere Verwirrung des Natursohnes, der sich plötzlich in eine neuaufgehende Kulturwelt versetzt sieht, und die Trauer des gemütstiefen Träumers über den Zusammenbruch aller angestammten heiligen Überlieferungen und Lebensformen. Und zugleich mit dem Kummer des Vereinsamten über den Untergang des alten Götterglaubens, der ihm unzerstörbar schien wie die Kraft seines Volkes und das Gestein seiner Berge, enthüllt sich uns die tiefe Herzensqual des Liebenden, der mit einem Male die Kluft empfindet, welche ihn von dem Gegenstande seiner Jugendneigung trennt. Denn diejenige, welcher die erste Regung seines erwachenden Herzens galt, ist eine Christin, die Tochter des fränkischen Gaugrafen Bodo. Zwischen ihr und dem heidnischen Sachsen erhebt sich die Schranke heiliger Satzung.

So tragen all diese Gegensätze den Konflikt in Elmars Seele; die naive Übereinstimmung mit seiner Umgebung ist zerstört. Die heimatliche Welt erscheint ihm in einem anderen Lichte. Uneins mit sich, im Herzen wund, im Kampfe zwischen Pflicht und Neigung sich innerlich verzehrend, hockt er, ungleich seinen tapferen Ahnen, am väterlichen Herde, mit seinem Geschicke grollend, das ihn zu einem thatenlosen Leben verurteilt. Seinem Dasein fehlt der Inhalt. Soll er die Seinen zum Rachekampfe rufen? Sein Ruf würde keinen Wiederhall finden. Denn übermächtig herrscht der Franke im Lande, und der Mut der sächsischen Edelinge ist gebrochen; widerwillig haben sich die einen dem fremden Unterdrücker gebeugt, die andern sind geblendet von der Sonne des Frankenreichs. Auf eine siegreiche Erhebung seines Volkes darf also Elmar nicht mehr hoffen:

„Leere Nacht, wohin ich schaue;
Hand und Fuß umwob die Norne
Mit des Schicksals dunklen Fäden,
Die sie spann in ihrem Zorne."

Als echter Sachse erwartet er nun ein Zeichen der Götter. Und wie ein Bote der Himmlischen naht der nordische Sänger, um ihn im Namen Thorkells und seiner Schwertgenossen zur

Teilnahme an dem Rachekriege gegen Bretland aufzufordern. Schon will Elmar in jäh aufwallender Kampfluſt dem Rufe der nordiſchen Waffenbrüder folgen, da weckt Diethelms mahnendes Wort das ſchlummernde Heimatgefühl des Jünglings und erinnert ihn an die Pflicht gegen ſein Gefolge, an die gegenſeitige Treue zwiſchen dem Herrn und den Mannen:

„Elmar, iſt das Heerbannstreue?
Wird ein Falke zum Verräter?
Sind wir dein, ſo biſt du unſer:
Das iſt Recht und Brauch der Väter!

Uns gehörſt du, deinem Volke,
Das, an Fauſt und Fuß gebunden,
Rettung nicht, — die Götter zürnen! —
Heilung ſucht für tiefe Wunden.“

„Die größte Weichheit,“ ſagt Wilhelm Scherer, „die ein germaniſches Männerherz in ſich birgt, tritt in dem Verhältnis zwiſchen dem Gefolgsherrn und ſeinen Mannen zu Tage. Nur das Heimatgefühl kann an Stärke und Tiefe damit wetteifern.“ Echt künſtleriſch läßt Weber hier beide Motive wirkſam werden: Lehnsehre und Heimatliebe ſiegen über die wilden, kriegeriſchen Impulſe des Helden. Elmar bleibt, ſeinem Volke wird er wieder eigen, der letzte Hort der letzten heidniſchen Sachſen wider ihre fränkiſchen Bedränger. — Die Grundzüge dieſes Seelengemäldes hat der Dichter mit feſter Hand gezeichnet. Wir empfinden den Charakter Elmars, ſo wie er ſich im dritten Geſange vor uns entfaltet, durchaus als das Produkt ſeines Naturells und ſeines bisherigen Entwicklungsganges. Der Typus iſt in dieſem Charakterbilde vorherrſchend, aber die individuellen Merkmale ſind in ihrer ſpärlichen Anwendung ſo treffend gewählt, ſo an der geeigneten Stelle beleuchtet und ſo unbefangen vorgetragen, daß der Schein des Natürlichen und die Wirkung des Künſtleriſchen vollſtändig ineinander übergehen und uns jenen reinen Genuß gewähren, der durch dieſe Verbindung allein erreichbar iſt.

Ehe nun der Dichter die poetiſche Entwicklung ſeines Helden

weiterführt, stellt er noch einmal die beiden welthistorischen Gegensätze, auf denen der ganze Konflikt beruht, in zwei wirkungsvollen Parallelgesängen: „Die Mette“ und: „Am Opfersteine“, einander gegenüber. Auf beiden Kulturgemälden ruht ein dichterischer Zauber, der immer wieder aufs neue zur Bewunderung hinreißt. Die Scene der Balderfeier ist einheitlicher und geschlossener; geschickter die Gruppierung der verschiedenen Gestalten um einen einzigen Mittelpunkt, die opfernde Priesterin. Die Schilderung ist hier zur Handlung erhöht, und das nächtliche Balderfest selbst bildet dadurch, daß Elmar an demselben teilnimmt, ein wichtiges Glied in der Kette der epischen Motive. Aber die Scene in der Klosterkirche ist vielseitiger und mannigfaltiger in der Bewegung und Abstufung der einzelnen Gruppen und Gestalten; die Ausführung ist breiter, prächtiger und reicher an charakteristischen Einzelzügen. Da die meisten dieser Mönche welterfahrene Männer sind, welche erst nach einer abenteuerlichen Lebenswallfahrt in den Klosterhallen von Dreizehnlinden den inneren Frieden fanden, so bot sich dem Dichter, der uns mit dem Schicksal, den Gesinnungen und Gedanken dieser Gottesstreiter vertraut macht, willkommene Gelegenheit, das gesamte Kulturleben der Zeit perspektivisch zu beleuchten und die seelenbezwingende und läuternde Macht des Christentums in plastischen Bildern zu veranschaulichen. Nicht eine Galerie physiognomieloser Heiligenbilder zeichnet uns der Dichter, sondern eine Reihe eigenartiger Charakterköpfe. Jede Gestalt steht vor uns als ein ganzer und voller Mensch: der Abt Warin, der Sohn Ekberts, des Sachsenherzogs, der einst als Knabe mit kühnem Mute unter die Ardennenwölfe sprang und im Thale von Ronzeval an Rolands Seite seinen Kriegsruf erschallen ließ; und neben ihm die mächtige Sachsengestalt des Priors Markwart, „lichtes Haars mit blauen Augen, schulterbreit und hochgewachsen“, wie er, „deutsches Blut in jeder Ader“, schroffen Widersachern seiner Meinung rote Runen auf Brust und Wangen schrieb und bei der Erinnerung an den Bluttag von Verden im alten Sachsentrotze erglüht; dann Heribert, der stille, sanfte Denker mit dem Zuge des Schwärmers im Antlitz, der kühne Jäger

Luthard, der riesige Ivo mit der großen Narbe, des Klosters Baumeister, Bernhard aus dem Brukterergau, „wo die Menschen Holzschuh' tragen und von schwarzem Brot sich nähren“, welchem Hathumar, der milde Bischof, Trost und Lederschuhe gab, ja, sie alle: der liederreiche Sänger Sigeward und der kunstgewandte Maler Hatto, der fleißige Bücherschreiber und Glossator Biso, der arzneikundige Beda und zuletzt die Reihe der Brüder: der Klosterbrauer Hildegrim, von dem es heißt: „Weil er Durst und Kopfweh haßte, trank er gern und dachte selten“, der halbblinde Pförtner Erich, der Küchenmeister Waltram, der behende Klosterschneider Wido und der Gärtner Ailrat — leibhaftig treten sie alle vor uns, wie sie vor tausend Sommern im Nethegau wanderten, umflossen von Luft und Sonne des alten Sachsenlandes. Einige von ihnen hat der Genius des Humors von der Seite angesehen, aber es ist ein gesunder, kräftiger, echtdeutscher Humor, in welchem über der launigen Darstellung menschlicher Schwäche und Beschränktheit die herzliche Liebe zu den Menschen überall fühlbar wird. Nie überschreitet der Dichter bei aller Lebenswahrheit die Grenze des Schönen und fällt in die Karikatur; die Grundstimmung des Bildes bleibt immer idealistisch. Und wie wundervoll steigert sich zum Schlusse die Wirkung der Scene durch den Hinweis auf das eine große Ziel, dem all diese Männer ihr Gut und Leben geweiht, wie werden wir uns da noch einmal ihres selbstlosen Strebens, ihres lauteren Sinnes und ihrer tüchtigen Kraft mit warmer Teilnahme, ja, mit Rührung bewußt, wie wachsen ihre Gestalten in dem verklärenden Lichte des christlichen Gedankens, wie heben sie sich über die Niederungen des Lebens empor, wie lösen sich alle irdischen Dissonanzen in Harmonie auf, wenn der erhabene Psalmengesang, das weihevolle »Benedicite« zum Himmel tönt! Und noch verstärkt wird der Eindruck dieses lichtvollen Gemäldes durch das düstere Gegenbild: „Am Opfersteine“. Die nächtliche Versammlung auf der Höhe der Iburg, die trotzigen Gestalten der heidnischen Sachsen, die hohe, ehrfurchtgebietende Erscheinung der Priesterin, welche mit Donars Hammerzeichen das Opfermahl segnet, ihr Gebet zu Balder, ihre geheim-

nisvollen Worte von der Auferstehung des Lichtgottes und dem Weltfrieden, den er bringen werde, dann das schwermütige Lied der Kinder: das alles harmoniert wundervoll mit dem wilden Charakter der Berglandschaft und der dämmernden Beleuchtung der Juninacht.

Und nach dem Abschlusse der Opferhandlung ein leises Austönen der Stimmung, welches seine Klangfarbe wieder von der umgebenden Natur und der aufgehenden Sonne erhält! Wie machtvoll kontrastiert das ganze Bild mit der Darstellung des christlichen Gottesdienstes! Dort im Kloster eine erlauchte Versammlung gottbegeisterter Männer, die auf der Höhe ihrer Zeitbildung stehen, Kulturbringer, Träger historischer Namen, und hier die Gemeinde Swanahilds, die Armen, die Unterdrückten, die Werktagsmenschen, die Einfältigen, welche den Glauben ihrer Väter nicht aus ihrem Herzen losreißen können. Dort der erhabene Gotteshymnus, der Siegesgesang des weltbeherrschenden Christentums, und hier das arme Balderlied der sächsischen Kinder, diese wehmütige Weise voll verhaltenen Schmerzes und sehnsüchtigen Verlangens, der all jenes Rührende innewohnt, das aus einer ehemals großen und mächtigen und nun hinsterbenden und versinkenden Welt wie ein letztes verhallendes Echo zu uns herüberklingt. Ein tiefes seelisches Empfinden spricht aus dieser Scene. Mögen die Anschauungen dieser heidnischen Männer von dem Göttlichen und Ewigen noch so befangen, dürftig und von menschlichen Leidenschaften verdunkelt sein, eine wahrhaftige Ergriffenheit, eine aufrichtige Ehrfurcht und Scheu vor dem Heiligen läßt sich ihnen nicht absprechen; nicht mit dem Munde bloß, auch mit dem Herzen stehen sie für ihre Götter ein. Die Balderfeier ist oft poetisch dargestellt worden, von Tegnér, Lingg, Dahn und Jordan; keiner aber verstand es so wie Weber, die fremdartige Welt dieses heidnischen Kultus zu beleben und unserem Gemüte nahe zu bringen. Und ebenso sind die großen Verdienste der Benediktinermönche um die Ausbreitung des Christentums vielfach in Vers und Prosa gefeiert worden, von den Tagen an, da Torquato Tasso in seiner Kerkerzelle mit dem tiefgefühlten Sonett: »Nobil porto del

mondo e di fortuna« das Ordensleben in Monte Cassino verherrlichte, bis zu den Tagen, da Henry Longfellow in seinem Monologe des Abtes Joachim den edlen Glaubensboten von Nursia und seine Jünger pries, bis in unsere Zeit, wo Deutschlands hochsinniger Herrscher, an einer Pflanzstätte des Ordens weilend, warmberedte Worte „an die frommen Söhne des heiligen Benediktus“ richtete. Aber niemals ist dem Orden ein schönerer Hymnus erklungen als in Webers „Dreizehnlinden“.

Der folgende Gesang: „Das Erntefest“, bildet den Übergang von der Einleitung zur aufsteigenden Handlung. Aus einer ländlichen Idylle, die uns nach dem Edelsitze des fränkischen Gaugrafen Bodo führt, erwächst der Konflikt. Stimmungsvoll wird die Scene eröffnet mit dem Scheideliede der treuen Hausgenossinnen, der Schwalben. Dann zeigt uns der Dichter das geschäftige Treiben der Schnitter und Schnitterinnen, die auf schwerbeladenem Erntewagen, des Stoppelliedes frohe Weise singend, durch das breite Hofthor des Herrenhauses fahren, wo der Graf an der Seite seiner lieblichen Tochter Hildegunde das fleißige Gesinde erwartet. Um den Hausherrn schart sich ein Kreis von edlen Gästen, geistlichen und weltlichen Herren und freien Bauern. Auch Elmar ist geladen und der fränkische Königsbote Gero, der, auf den Sachsenjüngling eifersüchtig, ihn mit höhnenden Worten reizt. Rasch und lebendig entwickeln sich nun die Vorgänge. Den Erntegrüßen der neckischen Aiga folgt der Jubel des Festgelages und der muntere Reigen des Gesindes, bis auf einmal in der Gruppe der tafelnden Gäste die feindlichen Gegensätze aufeinander stoßen. Mit edler Mäßigung hat der Falke anfänglich die kränkenden Reden Geros ertragen; als aber dieser, aufs neue neidig, das Andenken der toten Mutter Elmars zu schmähen wagt, fährt der Sachse zornentflammt von seinem Sitze empor, gebietet dem Beleidiger Schweigen und droht ihm mit dem Schwerte. Doch dem Grafen erscheint der Friede des Hauses gebrochen, das Gastrecht verletzt, und unmutig, aber würdevoll, verweist er Elmar aus der festlichen Halle. So erhält das schöne Idyll, das so freundlich anhebt, zum Schlusse eine finstere Färbung. Wir fühlen, daß

über dem Haupte des Sachsenjünglings ein Gewitter dunkler, verbrecherischer Leidenschaft sich zusammenzieht. Sinnvoll hat der Dichter in die Handlung dieses Gesanges eine Schilderung altwestfälischer Erntegebräuche eingeflochten, und wieder läßt er eine Fülle eigenartiger Figuren wirksam gruppiert aus der farbig bewegten Scene uns entgegentreten. Neben dem Gaugrafen und seiner minniglichen Tochter Hildegunde erblicken wir Badurad, den großgesinnten, edlen und strengen Kirchenfürsten; neben dem schurkischen Gero, dem missus regius, in welchem die rohe Selbstsucht, die gewaltthätige Gewissenlosigkeit fortlebt, wie sie als Erbstück der Merowinger im Frankentum noch heimisch war, die sächsischen Edelinge Dodiko und Thietmar, diese geckenhaften Sprossen edler Ahnen; neben Rab, dem Eschenburger, dem ehrenhaften Graubart mit einem Jünglingsherzen, diesem Manne aus einem Guß, der weiß, was er will, diesem rauhen, harten, trotzigen Sachsen, der seine Pflichten einfach und elementar erfaßt und mit ihnen nicht marktet, begrüßen wir den Freigesessenen Theudebert, den bäurischen Prahler, und den riesenhaften Werinhard, dessen markige Erscheinung an einen verwitterten Felsen gemahnt. Jede dieser Gestalten ist verschiedenartig beleuchtet, einige sind von lichtvollster Deutlichkeit der Zeichnung, andere mehr skizziert, perspektivisch sich verlierend im Hintergrunde. Aus der Gruppe des Gesindes ragt Isenhard, der alte Meier, hervor, eine Kernfigur, wie wir sie heute zuweilen noch unter den Strohdächern altwestfälischer Bauernhäuser finden, einer jener Übergangstypen, in dem noch ein Stück des alten Heidentums sich erhalten hat. Mehr noch als er fesselt uns seine Tochter Aiga, dieses frische, kecke, witzige, zungenfertige, etwas vorlaute Naturkind, an dessen Wiege eine der Grazien gestanden hat. Auch das übrige Gesinde, der schwerfällige, von Aiga geneckte Großknecht Gerd, der lahme Kuhhirt, der zuerst — ein köstlicher Zug! — zum Tanzen auffordert, der kahle, hinkende, Unheil brütende Grimbart, der an den Patriotenkaspar in Immermanns Oberhof erinnert, endlich die rätselhafte Figur Eggis und die schwermütige Gestalt Bechos, des letzten Sprossen aus dem Fürstenstamme der Sorben, der hier als

Gefangener Knechtsdienste verrichten muß und traurig über sein herbes Los nachsinnt — all diese Personen hat der Dichter mit der ihm eigentümlichen scharfen Beobachtungsgabe und jener treffenden Ausdrucksfähigkeit dargestellt, welche in den kleinsten Zug eine charakteristische Bedeutung legt. Es sind ländliche Porträtbilder darunter, die offenbar nach der Natur gezeichnet, deren Originale vielleicht heute noch im Nethegau zu finden sind. Der Dichter hätte sie nicht schaffen können, wenn er nicht als treuer Sohn seiner westfälischen Heimat es verstanden hätte, in den Herzen dieser schlichten, naturkräftigen Menschen zu lesen, die eins mit der Scholle, die sie bebauen, mit dem Herrn, für den sie arbeiten, in ihrem Bedürfen und Empfinden ungeteilt, in behaglicher Enge dahinleben.

Unmittelbar geht die Wirkung dieser Scene auf die folgende über. Zwei Hauptmotive: Elmars Liebe zu Hildegunde und die Feindschaft des eifersüchtigen Königsboten gegen ihn, leiten die Handlung aufwärts, welche jetzt rasch und spannend zur Entscheidung führt. Das große Saalgebäude zu Bodinkthorpe brennt nieder; der Dichter deutet an, daß es von Frevlerhand angezündet ist. In Versen voll treffender Lautmalerei schildert er das Zerstörungswerk der Flammen, die kopflose Verwirrung des Gesindes und die kühne Rettungsthat Elmars, der mit eigener Lebensgefahr die geliebte Hildegunde und ihren ohnmächtigen Vater aus der brennenden Halle trägt. Großmütig bietet er dem Geretteten sein eigenes Heim als Zufluchtsstätte an, da tritt Gero auf und beschuldigt den verhaßten Gegner der Brandstiftung. Zornglühend will der Falke den Verleumder niederschlagen, doch er besinnt sich und wendet ihm verachtungsvoll den Rücken. Dann verläßt er den Hof, ohne auch nur ein Wort des Dankes von dem Grafen empfangen zu haben.

Eng verkettet mit diesem Gesange ist der folgende: „Die Drude“.

Von widerstreitenden Gefühlen ruhelos umhergetrieben, wendet sich Elmar um Rat und Hilfe an die Sibylle des blauen Grundes. Die Dichtung, welche bisher fest auf dem Boden der Wirklichkeit

ruhte, führt uns jetzt in das Reich des Wunderbaren, des Mystischen und Zaubervollen, aber sie verliert sich dabei nicht in haltlose Phantastik, sondern weiß Sinn und Gemüt so tief und allseitig zu stimmen und zu erregen, daß sie sich den Ahnungsschauern des Überirdischen empfänglich öffnen. Mit unvergleichlicher Genialität hat der Dichter die hohe, geheimnisvolle Gestalt Swanahilds erschaut und geschaffen. Ihre ganze Erscheinung hat etwas über das gewöhnliche Menschendasein Hinausragendes, es liegt auf ihr der Glanz und die Weihe des Priesterlichen, der gotterfüllte Schwung und die feierliche Erhabenheit des germanischen Sehertums. Schon ihr Name deutet an, daß sie mit den verborgenen Mächten der Natur im geheimen Bunde steht; denn die Schwäne waren der Freia geheiligt, der Göttin des ahnenden Gemütes. Das Gigantische dieser von Trauerschatten umlagerten Figur wächst noch in ihrer wilden Umgebung, in der Einsamkeit ihrer schaurigen Waldhöhle, wo sie, den Menschen fern, allein mit ihrem Hunde haust, weltvergessen wie die Toten. Hier schöpft sie aus dem Borne des Wissens und schaut den Gang der Zeiten, ritzt Runen und raunt Zaubersprüche, um Wunden zu heilen und Krankheit und Siechtum zu verscheuchen. Für die rätselhafte Gestalt der Drude paßt keine andere Beleuchtung als die fahle, schwankende des Mondes, des durch Wolkenschatten zuckenden Blitzes, und es ist ein feiner Kunstgriff des Dichters, daß er die Seherin in nächtlicher Stille und im Dunkel des Waldes vor uns erscheinen läßt. Um Mitternacht sucht Elmar sie auf, und ihre Unterredung mit ihm läßt uns tief in ihre Seele schauen. Herb und vorwurfsvoll klingt ihre Begrüßung des Jünglings, der sie, die langjährige treue Freundin und Beraterin seines Geschlechtes, so lange gemieden; mit wachsender Erregung vernimmt sie sein Geständnis, daß er eine Christin, die Tochter eines Franken, liebe, und strengverweisend, aber von tiefstem Seelenschmerze durchzittert, sind die Worte, die sie an den „Verlorenen" richtet. Als Elmar sie jedoch an die längst entschwundenen Tage ihrer eigenen Jugend erinnert, an das alte Lied von Swanahilds Liebe zu einem schönen Wendenknaben, der in den Fluten der Elbe seinen Tod fand, da regt sich in der

Seele der Greisin vollends die Saite des Gefühls, ihre Vorwürfe verstummen, und in leidvollen Worten beklagt sie das traurige Los des Alters und die unheilvolle Wandlung, welche ihr eigenes Leben und ihres Stammes Geschick erfahren:

„Unverstanden wie die Sage,
Überalt und fremd im Neuen,
Gleich' ich einem morschen Stumpfe
Zwischen frühlingsgrünen Maien.

Schlummerschwer sind meine Augen,
Wandermüde meine Füße;
Aus den Sachsengauen bring' ich
Wodan bald die letzten Grüße."

Dann, wie von einer dunklen, mystischen Gewalt ergriffen, scheint sie den Stimmen einer höheren Welt zu lauschen und mit den Rätselworten:

„Auf des Waldes grünen Pfaden
Tritt das Schicksal dir entgegen" —

entläßt sie den Hilfesuchenden, der traurig und verwirrt, in völliger Selbstentzweiung durch den heimatlichen Wald hinwegschreitet. — Die Priesterin, welche bisher als Mittlerin zwischen ihm und den Göttern stand, hat den Widerstreit in seiner Brust nicht zu schlichten vermocht. Darum wendet sich der fromme Sachse jetzt an die Gottheit selbst. Zu der heiligen Donnereiche lenkt er seine Schritte. Denn der Wald war Gottes erster Tempel. Ehe der Mensch der Säule Schaft geglättet und den Architrav darauf erhob, das Dach darüber breitete und die Kuppel mächtig wölbte, um den hehren Schall des Chorgesanges darin aufzufangen und wiedertönen zu lassen, kniete er im heiligdüsteren Walde nieder und sandte Gebete zu dem Allmächtigen empor. In der ahnungsvollen Stille des Waldes fleht der Sachse, waffenlos, die Hände mit einer hänfenen Schnur gefesselt, „freiwillig unfrei" zu dem hohen unbegriffenen Geiste:

„Du der Eine, den ich suche,
Du der Ew'ge, der nicht altet,
Der in Huld der Sonne droben
Und der Menschenlose waltet;

Du, der dort im Wipfel säuselt,
Der in ahnungsvoller Nähe
Rätsel wispelt, die ich höre,
Deren Sinn ich nicht verstehe:

Bist du Wodan, bist du Donar?
Namen sind es leeren Schalles:
Du bist du, der Unerkannte,
Unbegriffne, Eins und Alles!

Hier, wo auf geweihtem Grunde
Du nur und der Wald mich hören,
Bring' ich dar ein reines Opfer:
All mein Sehnen und Begehren!

All mein armes Glück, des Herzens
Wünsche, die von dir mich schieden,
Dürft' ich auf Erfüllung hoffen,
Geb' ich hin: gieb du mir Frieden!

Gott, mein Gott, ich will entsagen!" —

Diese Worte enthüllen uns eine tiefgehende Wandlung in der Seele des Helden. Ein solcher Heroismus der Entsagung, wie er sich hier ausspricht, war dem germanischen Heidentume fremd. Mit ihm erhebt sich der Sachse zu der reinen Größe der christlichen Sittlichkeit. Und der Gott, der nicht bloß das Licht, sondern auch die Dunkelheit schuf, dessen Kraft in der Unruhe des Zweifels wie in der ungestörten Stille des Glaubens sich offenbart, er ist dem Suchenden nahe, und durch die Nacht der Prüfung führt er ihn auf den Pfad des Lichtes.

Noch stehen wir unter dem tiefen Eindrucke dieser erhebenden Scene, als plötzlich ein Umschlag in der Stimmung erfolgt, und die Gefahr, die über dem Haupte des ahnungslosen Helden schwebte, mit einem Male packend in die Erscheinung tritt. Wie der aus dem Dickicht schwirrende giftgetränkte Pfeil des Königsboten den waffenlosen Sachsen trifft, wie dieser wankt, sich aber ermannt, den verräterischen Schützen verfolgt, ihn am Genicke ergreift, wie der feige Franke sich unter dem Faustgriffe des

übermächtigen Gegners krümmt, aber der hochherzige Falke, der es verschmäht, seine Hand mit dem Blute des arglistigen Schurken zu besudeln, ihn aufs neue entwischen läßt — all diese Momente ziehen in fliegender Eile und mit dramatischer Lebendigkeit an unseren Blicken vorüber. Und in noch höherem Grade als dieser Gesang zeigt der folgende: „Auf der Dingstätte", alle Vorzüge der epischen Kunst Webers, Leben, Wahrheit, Spannung, Kontraste und schnellen Wechsel der Stimmung. Das Unheil ist über Elmar hereingebrochen, als Angeklagter steht er vor dem Gaugerichte. Der Königsbote, der es nicht wagte, sich ihm zum offenen Zweikampfe zu stellen, hat ihn des Götzendienstes, der Brandstiftung und des versuchten Meuchelmordes bezichtigt, also dreier Verbrechen, von denen jedes nach fränkischem Rechte den Tod des Schuldigen fordert. Weber beweist hier die Kunst aller wahrhaft großen Dichter, auch das scheinbar Trockene zu beleben, dem Kalten Wärme und Farbe zu leihen und auch auf steinigem Boden die Blumen seiner Dichtung blühen zu lassen. In genialer Weise hat er den starren Formalismus des altdeutschen Gerichtsverfahrens so zu beseelen gewußt, daß die ganze Verhandlung wie eine kleine Tragödie sich vor uns entwickelt. Die Hegung des Gerichtes unter der uralten Linde bei Aldinghaus, die Einleitung des Verfahrens, die Anklage, Elmars mannhafte Verteidigungsrede, in der er mit edler Entrüstung die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen entkräftet und auf das Haupt des meineidigen Klägers zurückschleudert, dann die ironische Zeichnung der sächsischen Edelinge, dieser stets bereiten Schmeichler und Schleppenträger der Macht und des Glückes, die zornige Erregtheit im Ringe der Bauern, die unbeugsame Freundestreue des Eschenburgers, der als einziger Eideshelfer für Elmar eintritt, der fromme Duldersinn des Sachsen, der den Urteilsspruch wie eine göttliche Schickung hinnimmt, ergeben aber unerschüttert, bis endlich der todwunde Mann unter der Last der so lange beherrschten schmerzlichen Empfindungen auf der Dingstätte zusammenbricht — dieses ganze Gemälde voll Leben und Leidenschaft hat etwas außerordentlich Erregendes und Großartiges. Auch hier beweist Weber wieder seine Kunst, den inneren Vorgang gleichsam

in der umgebenden Natur abzuspiegeln und diese mit begleitenden Accorden in die Handlung eingreifen zu lassen. Auf der Höhe der Spannung, als die Schöffen sich zurückziehen, um das Urteil zu finden, und ein erwartungsvolles Schweigen auf der Versammlung lastet, tritt jenes schöne Intermezzo ein:

„Alles stumm; die gelben Blätter
Bebten von den Lindenästen,
Und die kranke, kühle Sonne
Stand in Wolken tief im Westen.

Und ein kleiner Vogel zirpte
Hoch im Wipfel leise Klagen:
‚Winter wird es, trüber Winter;
Ach, wie werd' ich's nur ertragen!'"

Es ist, als vernähmen wir in der Ferne die klagende Stimme Hildegundens, die das Unheil über den Geliebten hereinbrechen sieht und es nicht von dem Haupte des Teuren abzuwenden vermag.

Wie der Geächtete von der Heimat scheidet, wird uns in dem vierteiligen Gesang: „Vogelfrei" geschildert. Wir sehen Elmar in der Schmiede Fulkos, wo der reckenhafte, zornglühende Meister den an seinem Volke verzweifelnden Falken zu erneutem Rachekampfe gegen die fränkischen Unterdrücker auffordert und dann als echter heidnischer Sachse den Hammersegen über die Eisen spricht, die er Elmars Rößlein anlegt; wir hören die letzte Unterredung des Gebannten mit dem treuen Diethelm und mit Imma, Hildegundens Zofe, der er Schwert und Ring für ihre Herrin übergiebt, das Schwert zum Bewahren und den Ring zum Gedenken. Dann zeigt uns der Dichter in einem stimmungsvollen lyrischen Bilde Hildegunde, wie sie schmerzbewegt und marmorbleich am Waldsaume steht und still und ungesehen dem scheidenden Geliebten ein letztes Grüßen winkt. Die herbstliche Natur scheint ihre Trauer zu teilen. Düstere Wolkenbälle ziehen am grauen Himmel, fröstelnd weht der Windhauch durch die kahlen Zweige, und naßkalte Tropfen fallen wie Thränen auf das weiße Gewand der Klagenden. Ein Gebet spricht sie für Elmar, in das der Dichter all das Bangen

eines liebenden Frauenherzens zusammendrängt. So innig, so leuchtend, so hinreißend sind diese wenigen Strophen, daß sie wie das süße Tongewoge einer weichen, schwermütigen Musik sich an unser Herz legen. — Im wirksamen Kontrast zu dieser in sanfter Rührung auslaufenden Scene folgt nun ein lyrisch-satirisches Waldbild, das geheime Wechselgespräch der Tiere und Waldbäume über das leidvolle Geschick Elmars. Es ist ja ein uralter, charakteristischer Zug des germanischen Epos, die Tierwelt in ahnungsvolle Beziehungen zu den Menschen zu setzen, die ihr im gemeinsamen Waldleben täglich nahestanden. „Grade verwaisten, heimatlosen Heldensöhnen", sagt Uhland, „wird die Stimme der Wildnis ratend und tief erregend vernehmbar." Es erscheint mir daher bedeutungsvoll, daß Weber die phantastische Episode aus der Tierwelt grade da in die Handlung seines Gedichtes einflicht, wo der Sachsenheld, von Haus und Hof vertrieben, aus der Heimat scheidet. Als echter Naturfreund führt der Dichter die Tiere und Waldbäume gleich einem Chor im Zwischenakte redend ein, aber nicht, wie in der Fabel, als allegorische Vertreter einer bestimmten Eigenschaft, sondern in bunter Frische und Freiheit der Individualität. Wie seine Menschen, so charakterisiert er auch die einzelnen Wesen des Waldes mit wenigen Meisterstrichen, von dem grimmen Bären, der dem Helden zürnt, „weil er seinen großen Öhmen Wikbert erschlagen", bis zu dem frommen Klausner Dachs, dem listigen Fuchs, der plauderhaften Elster und dem prophetischen Raben; von der menschenliebenden Amsel und dem klugen Specht, der alles, was geschieht, schon in geheimen Runen gelesen haben will, bis zu dem spöttischen Uhu, der das letzte Wort behält und über Welt und Leben philosophiert wie ein moderner Materialist, und in dessen Reden wir den soufflierenden Dichter vernehmen. Der geheimnisvolle Reiz echtdichterischer Beseelung verklärt das ganze phantastische Waldbild, das mit einem Notturno wirkungsvoll abschließt. Der Geächtete, dem die Unterredung der Waldbewohner galt, wird noch einmal sichtbar, wie er gebrochen und todwund thalabwärts nach der Weser reitet. Als vor seinem umflorten Blicke die Türme und Mauern von Dreizehnlinden

aufsteigen, sinkt er ohnmächtig vom Rosse. Ein Klosterknecht findet ihn, und die mitleidigen Mönche, die wir alsbald um sein Lager versammelt sehen, gewähren ihm Freistatt und Pflege.

Wir nähern uns jetzt dem Höhepunkte der Dichtung. Nachdem in der etwas grotesken Scene „Landsturm" dargestellt ist, wie die sächsischen Weiber, erbittert über die stets steigenden Abgaben und Brüchte und über die ungerechte Verurteilung Elmars, den schuftigen Königsboten aus dem Habichtshofe, wo der Freche sich eingenistet hatte, unter Hohn und Spott vertreiben und über die Grenze peitschen, geht die Handlung des Gedichtes mehr und mehr auf ihr geistiges Centrum zurück, und ihre Bewegung wird langsamer. Je mehr nun aber der Dichter den seelischen Konflikt durch alle Stadien verfolgt und die geheimsten Stimmungen und Regungen im Gemütsleben seines Helden belauscht, um so stärker mußte sich der lyrische Zug in das Epische verweben, ja, es läßt sich behaupten, daß ohne dieses lyrische Element die hier behandelten geistigen Vorgänge sich nicht in ihrer Tiefe erschöpfen ließen. —

Zuerst werden uns nun in einem Liedercyklus die Fieberträume Elmars geschildert. Was chaotisch in der Seele des Kranken wogt und ringt, kommt in diesen Gedichten zu künstlerischer Entfaltung. Seine Wikingszüge mit Thorkell, die Meerfahrten und Stürme, das Gewühl der Schlachten, das Geisterschiff, dann die unheilvollen Begebenheiten seiner jüngsten Vergangenheit, der Brand des Grafenhauses, die Verurteilung auf der Dingstätte, all diese wechselnden Bilder und Gesichte ziehen, von den Schwingungen seines Empfindungslebens durchzittert, bald blitzartig beleuchtet, bald dämmerhaft umschleiert, an dem Geiste des Fiebernden vorüber. Die lodernde Phantasie des Kranken bevölkert die stille Klosterzelle mit den vertrauten Gestalten seiner Kindheit; er spricht mit Swanahild und Diethelm, er sieht die jugendliche Trauergestalt der Geliebten, wie sie, das Kreuz, „das schlimme Zeichen", auf weißem Mieder tragend, mit nimmermüden Augen an seiner Lagerstatt wacht. Ein goldner Strom von Poesie rinnt durch diese Traumlieder, ein tiefelegischer Hauch durchweht sie, von dem auch der folgende Gesang: „Ein Kreuz im Walde", getragen wird. Von dem

Schmerzensasyle Elmars wandern wir mit dem Dichter nach der verlassenen Götterstätte im winterstillen Walde. Unter der uralten Donareiche erhebt sich ein schlichtes Kreuz, aus Birkenstäben roh gefügt und mit einem Dornenkranze geziert. Der Dichter sagt uns nicht, wessen Hand das heilige Zeichen errichtet hat; ein Meister der andeutenden und verhüllenden Darstellung, läßt er uns nur ahnen, daß Hildegunde hier im einsamen Gebete gekniet und mit dem Symbol des Segens die Stätte entsühnte, an der die verruchte Meinthat an dem geliebten Manne verübt wurde. Ihre tiefe Trauer scheint die Natur noch zu erfüllen und legt sich gleichsam wie ein dunkler Schleier auf die Worte des Dichters, als er von der stimmungsvollen Schilderung der winterlich öden Stätte zu elegischer Betrachtung über die ewigen Rätsel des Menschenherzens aufsteigt:

„Menschenbrust, wohl bist du tiefer
Als des Berges tiefste Schlünde;
Menschenherz, wohl rätselhafter
Bist du als die Meerabgründe.

Und Gedanken, lichte, dunkle,
Rastlos wie die Wasserwelle,
Gehn bis mitten in den Himmel,
Gehn bis mitten in die Hölle.

Nachtgedanken, Neidgedanken,
Mordgedanken, die nicht schlafen,
Eh' Verleumdung, Gift und Eisen
Todeswund ihr Opfer trafen;

Lichtgedanken, die der Erde
Blumenfülle sammeln möchten,
Um im reichsten Kranz die schönsten
Um ein teures Haupt zu flechten;

Die aus goldnen Sonnenstrahlen
Helm und Brünne möchten weben,
Um vor Wund und Weh zu schützen
Ein geliebtes holdes Leben;

Die auf schneeigem Gefieder
In den blauen Aether fliehen,
Und wie blasse Bettelkinder
Stumm am Thor der Gnade knieen. —

Um die alte Donnereiche
Lag die Welt in düstrer Trauer;
Von dem Kreuz, der Dornenkrone
Tropft' es sacht wie Thränenschauer.

Und im Wald ein kleiner Vogel
Zirpte leise leise Klagen:
„Harter Winter, trüber Winter,
Lange Nacht: — wann will es tagen?"

In der letzten Strophe die gleiche Symbolik wie in dem Gesange: „Auf der Dingstätte"! Der Dichter versteht es meisterhaft, den Mikrokosmos durch den Makrokosmos zu illustrieren. — An dieses Stimmungsbild schließt sich das düstere Nachtstück „Fromme Mönche" an, worin dargestellt wird, wie die getreuen Pfleger Elmars, die kein Mittel wissen, das Gift unschädlich zu machen, in welches der verräterische Pfeil des Königsboten getaucht war, auf den Rat des Priors und Abtes ihren Genossen Beda zu der Sibylle des blauen Grundes entsenden, um die weise Waldfrau um Rat und Hilfe anzugehen. Diese Erzählung ist mehrfach von der Kritik getadelt worden. „Die Gründe, mit welchen Abt Warin die Befragung der heidnischen Drude als erlaubt darthun will, und die Einfalt, mit welcher Pater Beda den Zaubertrank der Hexe hinnimmt", sollen gegen die historische Wahrheit verstoßen. Gegen diesen Einwand ist geltend zu machen, daß Weber seine Mönche als Männer charakterisiert, die über Hexenwahn und Zauberei ebenso vorurteilsfreie und aufgeklärte Anschauungen haben wie etwa Karl der Große und Rhabanus Maurus. Nicht die angeblichen Zauberkünste der Drude, sondern ihre ärztlichen Kenntnisse wollen diese Priester im Dienste der christlichen Nächstenliebe verwerten:

„Gut und fromm ist jedes Wissen,
So es frommt den Menschenkindern,
So es Seelenqual zu schweigen,
Leibesnot vermag zu lindern.

Ist die Waldsibylle kundig,
Wilden Fieberbrand zu dämpfen,
Ihre Weisheit soll uns nützen,
Ob wir ihren Wahn bekämpfen" —

sagt Abt Warin. Daß aber die Mönche bei einer Frau wie die Drude altererbte ärztliche Geheimkunde voraussetzen, entspricht durchaus der germanischen Volksanschauung. Denn wie bei vielen anderen Naturvölkern war auch bei den Germanen die Pflege und Heilung der Kranken das Geschäft der Frauen. Sie waren mit den Geheimnissen der Natur, den Arzneimitteln, vertrauter als die Männer; sie waren eben Ärztinnen, wie Scherer sagt, und zu diesem Berufe bestimmte sie ihre natürliche Aufgabe, das menschliche Leben zu schützen in dem Zustande seiner größten Gefährdung, im Kindesalter. „Das Wissen einer höheren Ordnung, das Geheimnisvolle, das dem Weibe zugeschrieben wird, darin steckt also die Mutter." Webers Erzählung, daß sich der germanische Mönch von einer heidnischen Frau einen Heiltrank erbittet, ist hiernach durchaus nicht unglaublich. — Noch ein anderes Motiv in diesem Gesange, die Prophezeiung der Drude während ihrer nächtlichen Unterredung mit Beda, ist Gegenstand des Tadels geworden. „Gewiß hat", sagt Lauterbacher, „der Dichter uns glaubhaft zu machen gewußt, daß Swanahilde von dem Borne des Wissens nornenähnlich schöpfe und den Gang der Zeiten schaue; es befremdet uns nicht, wenn sie Elmar warnt, wenn sie Hildegunden weissagt; es würde uns auch nicht irren, wenn die Seherin ganz im allgemeinen dem Christenpriester das Weltgericht des Nordens über den argen Süden prophezeien würde; aber daß sie im Geiste etwas so Bestimmtes, den Kampf um Rom, sehen soll, der zwischen den Römern und den Deutschen unter Barbarossa und Heinrich dem Löwen stattfand, erscheint uns zu weitgehend und undichterisch. Aber der Gedanke an die wunderbar wirkenden dichterischen Kontraste zwischen Swanahilde und Beda, dann zwischen ihr und Elmar und wieder zwischen ihr und Hildegunde macht uns diesen Fehlschritt vergessen." Auch ich bin der Meinung, daß Swanahilds prophetischer Hinweis auf das genannte geschichtliche

Ereignis etwas zu greifbar und deutlich ist und daß der Dichter wohl besser gethan hätte, die Umrisse des von der Seherin geschauten Zukunftsbildes etwas mehr zu verhüllen und zu verschleiern, aber so weit geht hier der Epiker über das Maß des künstlerisch Erlaubten doch nicht hinaus, daß man seine Darstellung schlechtweg als undichterisch verwerfen müßte. Die poetische Freiheit, die Weber sich hier erlaubt, ist immerhin noch maßvoll zu nennen im Hinblick auf die künstlerischen Zugeständnisse, welche andere Dichter von uns fordern, im Vergleich mit den patriotischen Weissagungen a posteriori, den unmittelbaren handgreiflichen Beziehungen auf Geschichte und Politik, die sich nicht nur bei antiken Klassikern, wie z. B. in Vergils „Äneide“, sondern auch bei neueren Schriftstellern, wie Hebbel, Dahn und Jordan, finden. Wenn z. B. bei dem letzteren die Nibelungenrecken monistische und darwinistische Descendenzlehre vortragen, wenn Hildebrand in den Zukunftsgesichten Walhalls die ganze deutsche Geschichte vorüberziehen sieht, wenn der Wölfing Hadubrand für einen Sieg über die Franken mit dem — Zollern beschenkt wird und dann in der Vereinigung mit Schwanhilde, der glutäugigen Wölsungentochter, das siegreiche Herrschergeschlecht des deutschen Zukunftsreiches begründet, so wird mit der poetischen Wirkung auch die patriotische stark in Frage gestellt. Vor solchen Verirrungen und Geschmacklosigkeiten hat Webers dichterischer Genius ihn glücklich bewahrt.

Hildegundens liebliche Erscheinung bildet den Mittelpunkt der folgenden Scene, die als Erweiterung ihres Charakterbildes von genrehafter Anmut ist. Wir blicken in das idyllische Hauswesen der fränkischen Grafentochter, wir sehen sie, wie sie, mit gefaßter Ergebung ihr tiefes Leid verbergend, gütig und teilnahmsvoll im Kreise ihres Ingesindes waltet, wie sie das neckische Wortgeplänkel zwischen Aiga und der Fränkin Doda, einer dunklen Blume von den Ufern der Garonne, mildverweisend schlichtet, wie sie lehrt und hilft, straft und lobt. Alle Züge ihrer harmonisch beglückten Natur werden hier lebendig, ihr tiefes Gemüt, ihr liebevolles Verständnis für das Nächste und Kleinste, das Aufgehen in genügsamer Häuslichkeit, das im besonderen Sinne Weibliche, welches ihrer edel-

gehobenen und zartbehüteten Natur eigen ist. Die mütterliche Gewalt, die sie über ihre Schutzbefohlenen ausübt, ist das zuverlässigste Zeugnis ihrer großen Herzensgüte, die auch des Geringsten nicht vergißt und selbst den armen Wanderbuben Eggi mit ihren Weihnachtsgaben bedenkt. — An dieses prächtige Idyll aus der altdeutschen Mägdestube reiht sich eine Perlenschnur lyrischer und philosophischer Betrachtungen in hinreißender, poetischer Fassung: „Des Priors Lehrsprüche“. Es sind die Ergüsse einer großen und reichen Seele, in der sich die Naturkraft des Sachsen mit der Milde, der Selbstbeherrschung und dem heiligen Ernste des wahren Priesters vereinigen. Hier spricht die Weisheit eines Greises, der, geläutert und geprüft durch herbe Lebenserfahrungen, uns alle in den Bann seiner verehrungswürdigen Persönlichkeit zwingt. Nicht mühelos erkauft ist diese Weisheit; im steten Ringen mit seiner zwar edlen und hochveranlagten, aber trotzigen und leidenschaftlichen Natur hat der sächsische Mönch sie erkämpfen müssen. Nicht Mattigkeit, nicht Gleichgültigkeit ist seine Gerechtigkeit, sein Wohlwollen, seine Duldung, sondern höchste Stärke und Einsicht. Mit dem vollen Gefühle seines Herzens geht er in seinem Berufe auf. All seine Gedanken suchen das Himmlische, alles Vergängliche ist ihm nur ein Gleichnis für das Ewige. Die Lehrsprüche des Priors sind für die geistige Entwicklung Elmars von derselben Bedeutung, wie die Ermahnungen und Lehren des welterfahrenen Einsiedlers Trevrizent für den Helden Parzival in Wolframs unsterblichem Epos. Wie der ritterliche Sohn Herzeloidens durch die Unterredung mit dem heiligen Manne von allen Zweifeln befreit wird, wie er seine Sündhaftigkeit und Gottes erbarmende Güte erkennt, wie er dann, nachdem Reue und Demut in sein Herz eingekehrt, zur höchsten Würde des Rittertums, zum Gralkönigtum berufen wird, so gelangt auch Elmar nach herben Schicksalen und Irrungen durch die Belehrung des Priors zur Erkenntnis der Heilswahrheit, um dann als echtchristlicher Held, mit der Hand Hildegundens beglückt und zum Gaugrafen erhoben, eine Epoche des Friedens für sein hartgeprüftes Heimatland heraufzuführen. Webers Didaktik trägt in diesen Lehrsprüchen

ihre schönsten Früchte. Fragen der Religion über Gottheit, Glauben und Erlösung, über Geschichte und Staatsleben finden hier ihre Erledigung im Lichte einer hohen, immer streng individuell gefaßten Weisheit. Diese Didaktik erkältet nicht, sie erwärmt die Einbildungskraft, weil sie von Tönen tiefster Poesie durchklungen ist. Die Subjektivität des Epikers gelangt am unmittelbarsten in ihr zum Ausdruck: der Dichter selbst ist es, der durch den Mund des Priors zu uns spricht. Die Einsicht in sein eigenes Wesen hat diese Figur gestaltet. — Nicht minder schön und ergreifend als die „Lehrsprüche“ ist der Liedercyklus „Hildegundens Klage“. Die unendliche Fülle eines reinen, tiefen, leidvollen, opferfreudigen Frauenherzens, das in seiner Empfindung wie in einem Naturelemente lebt und webt, schließt sich hier gleich einer schwellenden Knospe vor uns auf. Welch wunderbarer Seelenklang, welch sanfte Klage, welch reine Erhebung in der Wehmut geht durch Lieder wie: „Andre, denen Leid geschehen“, „Finstre Nacht und kalter Regen“, „Mondbeglänzt im stillen Walde“, „Grünt der Wald und blüht die Wiese“, „Mag der Mann mit Wort und Eisen“ u. a. Besprechen und zergliedern lassen sich diese Juwelen Weberscher Lyrik ebensowenig, als sich der süße Duft einer Rose, der Glanz einer Perle, der milde Zauber einer innigen Melodie mit Worten beschreiben läßt. — Der nun folgende Liederkranz: „Elmar im Klostergarten“, bildet die Ergänzung zu den „Lehrsprüchen des Priors“. Er zeigt die Wirkung dieser eindringlichen Ermahnungen und weisen Betrachtungen auf Elmars Seelenleben. Die bisherige Weltanschauung des sächsischen Edelings, sein Glaube an die Götter, sein Vertrauen zu der Menschheit ist erschüttert, aber noch weit entfernt ist er von der Erkenntnis der christlichen Wahrheit. Denn die Wurzeln dieser Erkenntnis ruhen im eigenen Innern des Menschen; auf die Lehren und Unterweisungen eines anderen gründet man nicht leichthin eine neue Überzeugung. Mag der fremde Wille noch so gut, der fremde Gedanke noch so wahr sein, er muß erst Wille und Gedanke in der eigenen Seele werden, ehe er eine sittliche und vernünftige Unterlage für das Wollen und Denken des einzelnen Menschen

wird. Ehe der Same des christlichen Glaubens in Elmars Geist und Gemüt Wurzel schlägt, wird das Innere des Helden von den Qualen des Zweifels durchwühlt.

„Keine Götter sitzen droben
Auf den grauen Wolkenstühlen,
Keine, oder felsenharte,
Die nicht Leid, nicht Mitleid fühlen;

Keine, oder dumpfe Schläfer,
Die auf weichen Polstern gähnen
Und, vergessend wie vergessen,
Die Jahrtausende verdehnen. . . .

Leb' ich nicht? Und was lebendig
In mir wirkt, wo kann es bleiben?
Wird es nichtig wie die Hülle,
Die es deckt, im Sturme treiben?

Ohne Antwort muß ich fragen,
Ohne Trost, wohin ich kehre,
Und erschrocken starrt das Auge
In die Nacht, ins Ewigleere."

Der edle Sachse befindet sich in einem Zustande völliger Selbstentzweiung und Verwirrung. Immer neue Gewissensbedenken erheben sich in ihm gegen die Annahme des Christentums; er grübelt über Gründe und Gegengründe. Mit der Verwirrung und Verdunklung seines Gemütes und Gewissens ist aller Friede von ihm gewichen. Land und Meer möchte er durchschweifen, um seinen quälenden Gedanken zu entfliehen.

„Deiner Worte, greiser Prior,
Auch nicht eines ging verloren,
Klagst du gleich, der träge Schüler
Lausche dir nur mit den Ohren.

Jedes hab' ich wohl verstanden
Und erwogen tief im Herzen:
Greiser Prior, statt des Trostes
Brachtest du mir Not und Schmerzen.

Statt des Glaubens bange Zweifel,
Statt der Ruhe irres Schwanken;
Immer jagend, immer fragend,
Schweifen unstät die Gedanken:

Gleichwie sturmgetriebne Tauben,
Fern den heimatlichen Buchen,
Zwischen See und Himmel flattern
Und umsonst ein Eiland suchen.

Pfadlos sind die blauen Lüfte,
Ratlos bin ich selbst und müde.
Was ich suche, was ich sehne,
Ist nicht Glück, nur Friede, Friede!"

Manches von dem, was der neue Glaube fordert, ist seinem deutschen Gemüte unheimisch, aber der Grundzug dieser Lehre: Liebe, Wohlthun, Erbarmen, der Adel einer reinen und selbstlosen Sittlichkeit findet doch schließlich Eingang in des Sachsen Seele. Er erkennt, daß der ethische Inhalt des Christentums unvergleichlich höher steht als der des germanischen Heidentums. Vor allem die opferfreudige Macht christlicher Liebe, welche die Mönche an ihm, dem Geächteten, bewiesen haben, erweicht endlich den starren Sinn des heidnischen Helden. „Diese Menschen können mehr als unsre Götter!" ruft er bewundernd aus, als der Prior ihm das Gebot der Feindesliebe erklärt. Und er gesteht:

„Vor dem starken Gott der Christen,
Vor der Milde seiner Lehren
Beugt' ich mich, wenn nicht verhaßte
Franken die Verkünder wären."

Doch der Glaube ist ein Geschenk der Gnade:

„Soll ein Menschenauge schauen,
Muß der Himmel sich erschließen
Und ein Abglanz seines Lichtes
In das dunkle Herz sich gießen."

Bis zu dieser entscheidenden Wendung enthüllt uns der Liedercyklus: „Elmar im Klostergarten", die Seelenkämpfe des Helden. Dann tritt die lyrische Muse zurück und überläßt ihrer epischen

Schwester die weitere Erzählung und Fortführung der Begebenheiten. Nach einer prächtigen Episode: „Zwei Frauen“ schildert uns der Gesang: „Abt Warin“ den heilbringenden Wandel im Gemüte Elmars. Noch immer schwankt der Jüngling, und furchtbar ist ihm der Gedanke einer Trennung von all den teuren Erinnerungen seiner Vergangenheit. Noch einmal will er den Lehrer seiner Jugend, den Priester Thiatgrim im Friesenlande, befragen, ehe er sich zwischen dem Christengotte und Wodan entscheidet. Reisefertig tritt er in die Zelle des Abtes; als er jedoch dem edlen priesterlichen Freunde die Hand zum Abschiede bietet, wird er von innerer Bewegung übermannt. Er weint, wie er nie geweint, seitdem er an der Leiche seiner Mutter stand, und unter dem tiefen Eindrucke der innigen, liebevollen Mahnungen, die der seelenkundige Greis an ihn richtet, sinkt er mit den Worten: „Segne mich und laß mich fliehen!“ zu den Füßen des Priesters nieder. Aber Abt Warin läßt ihn nicht scheiden, sondern führt ihn zu seinem Freunde, dem Prior. Mit echt künstlerischer Weisheit hat Weber darauf verzichtet, diese letzte, entscheidende Unterredung zwischen Markward und Elmar darzustellen; wir sind jedoch von ihrer Wirkung gar nicht überrascht, als wir Elmar im weißen Taufgewande vor dem Altare knieen sehen. Aus den Schatten der Nacht und des Zweifels hat sich der Sachsenheld zum Lichte eines neuen Daseins durchgerungen. —

Auch in den letzten Abschnitten der Dichtung erlahmt die epische Spannung nicht. Die Schilderungen reihen sich auf naturgemäße Weise aneinander und bergen noch manche schöne Überraschung in ihrem Schoße. Von lyrischer Schönheit überglänzt ist besonders der bereits erwähnte Gesang: „Zwei Frauen“, worin der Dichter erzählt, wie Hildegunde, von quälender Sorge getrieben, die greise Drude aufsucht, um sie über das Schicksal Elmars zu befragen. Der Kontrast zwischen diesen beiden Frauengestalten ist meisterhaft von dem Dichter veranschaulicht. Swanahilds Erscheinung ist ganz in Schwermut, jene Hildegundens ganz in liebliche Anmut getaucht. Auf Swanahilds Antlitz ruht der Glanz der Abendsonne, auf dem Hildegundens das Frührot des Morgens.

Der Grundton Swanahilds ist Elegie, der Grundton Hildegundens Idylle. Wie ergreifend wirken die gefurchten Züge der Greisin neben dem blühenden Liebreiz der jugendlichen Grafentochter! In Hildegundens Schicksal ist nichts außergewöhnlich, aber jede Regung ihres Wesens quillt aus dem Borne der Frauennatur: Tiefe des Gefühls vereinigt sie mit Selbstbeherrschung, reiche Fülle des Geistes und Herzens mit einem schönen Maß, einem sicheren Blicke für das Rechte, so daß man den Eindruck gewinnt, als sei hier das weibliche Geschlecht in einer Idealfigur verkörpert. Dagegen ist Swanahild, die von düsterem mystischen Zauber umgebene Priesterin der besiegten Götter, dem natürlichen Bestimmungskreise des Weibes entfremdet; sie wurzelt ganz in einer Welt geheimnisvollen Sinnens und Forschens, und in ihrer Seele lebt noch das wilde Wesen und der starre Trotz des germanischen Heidentums. Alles, worin Abstammung, Bildung und Gesittung sich trennen können, ist in den Gegensatz dieser beiden Frauengestalten aufgenommen, nur in e i n e m Gefühle begegnen und finden sie sich: beide lieben den unglücklichen Sachsenjüngling, die eine mit der schmerzlichen Liebe einer Mutter, die ihr eigenes Kind sich entfremdet sieht, die andere mit der Tiefe einer reinen jungfräulichen Neigung. Mit milder Freundlichkeit tritt Swanahild der geängstigten Grafentochter entgegen. „Nur Frauenherzen“, sagt sie, „können Frauenharm verstehen.“ Mit linden Trostesworten richtet sie die gesunkene Hoffnung in Hildegundens Seele wieder auf:

„Wenn der Ginster blüht am Raine,
Wenn die Rose glüht im Garten,
Wird ein Frankenmädchen lächeln,
Doch in Thränen. — Kannst du warten?“

Es ist das letzte Mal, daß Swanahild in dem Gedichte vor uns erscheint. Als Elmar von dem Glauben seiner Väter sich lossagt, verläßt sie, von Eggi und ihrem treuen Hunde begleitet, die alte Heimat. Geheimnisvoll wie ihr ganzes Leben ist auch ihr Scheiden, das wie eine von Geschlecht zu Geschlechte weitertönende Sage klingt; sie will den Untergang des Heidentums nicht überleben, und Wodan selbst führt seine Priesterin hinweg. —

Mit dem Geschicke der Seherin eng verbunden ist die rätselhafte Gestalt Eggis. Erst gegen Schluß der Dichtung, im Gesange: „Die wilde Katze“, tritt diese episodische Figur in ihrer vollen Bedeutung hervor. Eggi ist es, der das ganze Gewebe der Intrigue aufdeckt. Er war der unsichtbare Zeuge aller wichtigen Begebenheiten: das Zeichen seiner Anwesenheit, der Schrei der wilden Katze, erklang bei dem Opferfeste auf der Iburg, bei dem Brande von Bodinkthorpe, bei Geros verräterischem Angriffe auf Elmar. Um sich an dem Falken zu rächen, der ihn für einen Bubenstreich gezüchtigt, hat er bisher geschwiegen; das Mitleid mit der trauernden Hildegunde, die sich gütig des Heimatlosen annahm, löst ihm jetzt die Zunge. Von ihm erfährt Bodo, daß der Knecht Grimbart den Saalbau anzündete und auf Geros Verlangen das Gift braute, um den meuchlerischen Pfeil für Elmar tödlich zu machen. Dieses Geständnis bringt die Unschuld des Falken ans Licht, der nun, von Acht und Bann gelöst, nach dem Habichtshofe zurückkehren kann. — Der rätselhafte braune Knabe mit dem schwarzen Ringelhaar, dem schalkhaften Antlitz, den von dunklen Brauen überschatteten rollenden Augen, der so kunstreich wie die kleinen Schmiede Goldemars Hammer und Zange zu führen versteht und geschmeidig wie eine Katze durch die Waldgründe schleicht und die höchsten Baumwipfel erklettert, ist nach der Ansicht der meisten Kritiker keine menschliche Figur, sondern gehört in das Reich der Götterfamilie, unter die Kobolde und Zwerge. Nichts ist verkehrter als diese Auffassung. Eggi ist so gut ein Wesen von Fleisch und Bein wie alle anderen Personen in Webers Dichtung. Der Epiker beleuchtet ihn hie und da mit ungewissen Streiflichtern, die nur erraten lassen, nicht in bestimmter Deutlichkeit vor Augen führen. Er webt einen Schleier um diese Gestalt, welchen die Phantasie des Lesers durchdringen muß. Durch einen Brief des Dichters vom 11. Dezember 1892 bin ich in der Lage, das Geheimnis zu lösen, welches die Herkunft des braunen Schmiedebuben umschwebt. Wie wir wissen, liebte Swanahilde in jungen Jahren einen Wendenjüngling, der in der Elbe seinen Tod fand. Aus ihrer Verbindung mit ihm ging ein Geschlecht

hervor, dessen letzter Sprosse der arme Eggi ist. Die Drude ist also dem heimatlosen Knaben blutsverwandt. „Sie schickt ihn“, so schreibt Weber mir, „in das Haus des Fulko; sie strählt ihm das Haar, sie giebt ihm die Geschenke für Aiga und den Schmied, und sie führt ihn mit sich, als sie den christlich gewordenen Gau räumt.“ So der Dichter, der ja, wie Hebbel sagt, „jede seiner Personen bis ins Innerste kennen muß und über ihre gesamte Existenz von der Wiege bis zum Grabe Auskunft geben kann“.

Versöhnend und freundlich ist der Schlußgesang der Dichtung, vortrefflich namentlich die Schilderung des Grafenhauses, auf dem das feierliche Schweigen des Todes ruht. Ringsumher in der sonnumglänzten Landschaft webt der stille Zauber des Julitages, die wogenden Ähren reifen der Ernte entgegen. Aber die Linde im Hofe von Bodinkthorpe wirft so düstere Schatten; kein Vogel singt in ihren Zweigen. Traumverloren steht Aiga mit dem Kruge am Röhrborn, und wie betäubt schaltet der alte Isenhard unter dem Gesinde, das geräuschlos umherschleicht, als fürchte es den bleichen Schläfer zu stören, den die Hand des Todes berührt hat. Drinnen im Saale des Herrenhauses kniet Hildegunde am Sterbelager ihres Vaters; ihr zur Seite der Bischof Badurad. Traurige Stille herrscht in dem öden Gemache; auf den dunklen Estrich wirft ein verlorener Sonnenstrahl seine goldene Spur, und am Fensterladen flattert ein einsamer Falter, das Sinnbild der Unsterblichkeit. Auf einmal ertönen Schritte; Elmar naht, gefolgt von Rab, Markward und Warin. Tiefbewegt ruft ihm Hildegunde die Trauerkunde entgegen, und an der Leiche ihres Vaters, der ihn sterbend gesegnet hat und ihm durch seinen Freund, den Bischof, sein teuerstes Kleinod, sein einziges Kind ans Herz legt, hält der Erlöste die Weinende umfangen. Ein schönes, tiefrührendes, das Ganze harmonisch abschließendes Bild! Die Trauer der Gegenwart dient hier als Folie für die beseligende Freude des Wiedersehens. Ein milder Friedenshauch umweht uns, und in tiefster Beglückung atmen wir auf. —

In dem sinnigen poetischen Nachworte zu „Dreizehnlinden“ giebt Weber seiner Dichtung die etwas allgemein gehaltene

Bezeichnung: „Sang“. Sein Werk hat aber alle Eigenschaften, die das Epos verlangt: eine einfache, bedeutende, übersehbare, klar dargelegte Handlung mit ruhigem Fortschritte und einem gewaltigen Hintergrunde; einen Helden, obwohl körperlich und seelisch hoch begabt, mehr bestimmt als bestimmend, mehr getragen von der Welt, als in die Welt und ihre Geschicke eingreifend; ferner eine Reihe lebensvoller, scharf gezeichneter und folgerichtig entwickelter Charaktere. „Die auffällige Betonung des Subjektiven, die vorhandene Breite des Idyllischen darf uns“, wie Joseph Lauterbacher mit Recht hervorhebt, nicht hindern, „dem Sange den ehrenden Namen eines Epos zu geben, und was die lyrischen Elemente betrifft, die sich reichlich darin finden, so sind sie nicht nur zweifellos schön, sondern auch künstlerisch notwendig. Hätte der Dichter die in Liedform gebrachten Regungen des Gemüts selbst schildern wollen, seine Darstellung würde allem seinem Genie zum Trotz nicht entfernt die herrliche Wirkung erzielt haben. Zudem verstieße ja die analytische Zergliederung gegen die Gesetze der epischen Dichtkunst, und diese verletzt unser Dichter nicht.“ In „Dreizehnlinden“ reicht, wie wir sahen, der Dichter dem Kulturhistoriker die Hand. Er bietet alles auf, um den Hintergrund der Zeit, die Zustände, Sitten und Glaubenssymbole unserer Vorfahren, das Leben in den Klöstern und auf den Höfen der Edelinge anschaulich und vertraut zu machen. Viel Altehrwürdiges und heute Vergessenes, das einst der germanische Volksgeist gebildet, hat er wieder belebt und ans Licht gezogen. Aber er verfällt nirgends in den Fehler unserer modernen philologisch-archäologischen Poesie; er zieht nicht, wie Goethe von Manzoni sagt, „mit einem Male den Rock des Poeten aus und steht eine Weile als nackter Historiker da“. Niemals opfert er die höhere künstlerische Wahrheit der historischen Sachlichkeit und Treue.

Weber gründete sein Gedicht auf Motive, die ewig-menschlich sind und die noch in innigster Wahlverwandtschaft mit den Stimmungen und Bedürfnissen des gegenwärtigen Zeitbewußtseins stehen. Der Vorwurf, den man gegen ihn erhoben hat, daß er seinen Charakteren moderne Züge geliehen, sie weicher gehalten und mit

einem reicheren Bildungsleben erfüllt habe, als wir es bei Menschen des 9. Jahrhunderts voraussetzen können, ist durchaus unberechtigt. Die Forderung, daß der Epiker oder Dramatiker seine Personen überall so fühlen und reden lassen soll, wie es der Denkweise der von ihm dargestellten Zeit entspricht, ist von keinem Dichter alter und neuer Zeit erfüllt worden. Der mittelhochdeutsche Sänger des Nibelungenliedes formte nach seines Zeitalters Weise, was eine graue Vorzeit von Jahrhundert zu Jahrhundert den späteren Nachkommen überlieferte, und er gab dem Helden der Sage die Denkungsart, die Sitten und Empfindungen seiner ritterlichen Epoche. Und ebenso fühlen und handeln die Achäer Homers offenbar als Zeitgenossen des Dichters, und es fiel dem alten Sänger gar nicht ein, Sitte und Seelenleben einer Zeit malen zu wollen, die er gar nicht kannte. Shakespeares Coriolan, Cäsar, Brutus und Marc Anton verleugnen ihre echtenglische Abstammung ebensowenig, wie Goethes Iphigenie ihre deutsche Herkunft und die Frauengestalten Racines ihre französische Anmut und Gefühls-Noblesse. Wohl entsteht die Parodie, wenn der Dichter das Zufällige der einen Zeit mit dem der anderen unvermittelt und absichtlich zusammenstellt, wenn er etwa Paris vor Helena im Frack erscheinen und über elektrotechnische Erfindungen reden läßt. Ein anderes aber ist es, wenn der Dichter die Kette der Zeiten zusammenschließt, in der Überlieferung das Wehen desselben Geistes herausfühlt, der auch die Gegenwart bewegt, in den Zügen des Urahnen die ewigen Grundformen des Stammes entdeckt und erkennen läßt. Der Dichter darf nur den Lebensnerv nicht durchschneiden, der die Vorzeit mit der Gegenwart, die Wurzeln des Baumes mit der Krone verbindet. Und diese Klippe hat Weber glücklich gemieden. Stets bleibt sein Blick auf das immer Wiederkehrende und Ewige in der Menschennatur gerichtet, und die einfachen, unverwüstlichen Grundzüge unseres Denkens und Fühlens, die durch den Wandel der Jahrhunderte die nationale Einheit und Stammeseigenart erhalten, sie waren ihm für die Charakteristik seiner Personen maßgebend. Aber wie jeder echte Dichter gab er seinen Menschen ein Stück seines eigenen inneren Lebens, und er

konnte nicht anders, wenn nicht die Gestalten, die aus den Chroniken vor ihm aufstiegen, blutlose Schatten bleiben sollten. Dadurch, daß in seinen Helden und Heldinnen Geist von seinem Geiste ist, werden sie uns erst vertraut; wir fühlen uns als ihresgleichen, und ihr Geschick, ihre Kämpfe, ihre Leiden sind uns bis in die kleinste Fiber verwandt. — Einer andern Forderung ästhetischer Satzung, daß der Dichter hinter seinem Kunstwerke völlig verschwinde — wobei gar nicht selten der Fall eintritt, daß mit dem Dichter zugleich die Poesie verschwindet — ist Weber sowenig gerecht geworden wie Scheffel. Er begleitet gern mit lyrischen Betrachtungen die Erzählung; wir hören seine Stimme, wir fühlen, welchen unmittelbaren, warmen Anteil er an dem Schicksale seiner Gestalten nimmt, wenn er sich z. B. an die trauernde Hildegunde mit den Worten wendet:

„Geh nun heim, du Kummervolle;
Deine Bitten, deine Klagen
Wird ein kleiner lichter Engel
Weinend in den Himmel tragen."

Aber in den inneren Organismus seines Werkes greifen diese Reflexionen nicht störend ein; lyrische Willkürlichkeiten, welche die Entwicklung der Charaktere beeinträchtigen und schädigen, vermeidet Weber. Die vielgetadelten Parabasen des Uhus lassen sich aus seiner Dichtung ausscheiden, ohne daß dadurch die Kette der Motive irgendwie durchbrochen wird. Und doch hat man gerade wegen dieser satirischen Auslassungen des spöttischen Vogels Weber zu einem Tendenzdichter stempeln wollen. Man übersah eben, daß jedes Kunstwerk tieferen Gehaltes eine monumentale Spiegelung, ein Zeugnis und ein Denkmal der jedesmaligen Zeit- und Weltverhältnisse ist, aus denen es hervorgegangen. „Eine Tendenz über das Wesen der Kunst hinaus", sagt Lauterbacher mit Recht, „habe ich in Dreizehnlinden nicht entdecken können. Wenn Stellen darin vorkommen, die das zu thun scheinen, was ich andeutete, so sind es allemal solche, die ganz natürlich aus dem Stoffe, aus der Situation, aus der Empfindungsweise der Personen erwachsen. . . . Zu den Gestalten seiner Dichtung steht Weber in keinem

anderen Verhältnis als in dem des Dichters. Er schildert die Vertreter des Heidentums und Christentums mit gleicher Liebe, er wählt den Bösewicht aus der Reihe der Christen, er zeichnet in der Swanahilde eine ehrfurchtgebietende Gestalt, er ist Künstler genug, es nicht wie gewisse Dichter von Martyrerdramen zu machen, die alles Licht und allen Glanz den Christen und alles Finstere und Lichtscheue den Heiden zuweisen, oder wie die Bauern meiner schwäbischen Heimat, die bei ihren theatralischen Aufführungen während des Schlußchores die Vertreter des Christentums mit bengalischem Feuer beleuchten, die Heiden aber mit abgewandtem grimmen Gesichte im Dunkeln stehen lassen." —

Weber selbst äußerte sich in einem Briefe an Hüffer vom 10. März 1878 über die Tendenz von „Dreizehnlinden" dahin, daß es nicht zutreffend sei, anzunehmen, „seine Verse richteten sich nur an höher Gebildete und echte Katholiken. Sie setzen, nachdem ich Noten hinzugeschrieben, nur Durchschnittsbildung voraus und gehen den gläubigen Protestanten ebensowohl an als den Katholiken. Der Standpunkt ist, wie er nicht anders sein konnte, ein christlicher."

Wer sich unbefangen in die Lektüre von „Dreizehnlinden" vertieft und Sinn und Empfänglichkeit für die Kunst der Darstellung mitbringt, der wird gestehen müssen, daß in unserer neuen Litteratur nur wenige Werke von so tadelloser Formschönheit geschaffen worden sind. Keine Phrase, keine rhetorischen Künsteleien, kein unklares oder unschönes Bild, ja, kaum ein unebenes oder falsch geprägtes Wort verunzieren dieses in seinen Farbentönen wunderbar abgestufte dichterische Gemälde. Weber ist ebensosehr in die seelischen wie in die Malergeheimnisse der Sprache eingeweiht. In seinen Schilderungen ist jedes Wort ein Pinselstrich, alles fest, anschaulich, klar umrissen, originell gedacht und eigenartig ausgestaltet, und doch bei aller Sicherheit und Bestimmtheit der Linienführung voll Gesang und Melodie. Diese sinnfällige Plastik der Darstellung geht aus keinem Suchen, keiner Wahl hervor, sie entquillt dem schauenden Geiste, dem das treffende bildnerische Wort unmittelbar entgegenkommt. Trotz ihres reichen tropischen

Schmuckes wird Webers Diktion nie prunkhaft und überladen, immer bewahrt sie den klassischen Adel, die bescheidene Schönheit, die sich dem Leser nicht aufdrängt. Jeder Stimmung schmiegt sie sich glücklich an, sie zeigt lehrhafte Geschlossenheit in den Lehrsprüchen des Priors, weichen Schmelz in Hildegundens Liedern, feierliche Erhabenheit in den Worten Swanahilds und feurig tönendes, schwingendes Pathos in Elmars Rede auf der Dingstätte. Unserem Dichter ist die wortsparende Gewalt antiker Schriftsteller eigen, ein Lakonismus der Rede, der namentlich in den knappen, scharfgeprägten Sentenzen von schlagender Wirkung ist. Nur zuweilen wirkt diese Knappheit und Kürze der poetischen Rede etwas störend, wenn der Dichter z. B. ähnlich wie Lenau und Freiligrath in der Weise eines Scenariums den Ort oder die Situation mit zwei Wörtern andeutet, wie: „Wilder Wald!“ „Dumpfes Murren!“ „Grüne Lichtung!“ u. s. w.

Weber ist auch ein Mehrer unseres Sprachschatzes, er hat nicht nur völlig neue Wortbildungen gefunden, sondern auch ohne jede Altertümelei „manchem guten deutschen Worte, das aus unserm, durch widerwärtigen fremdländischen Wust täglich mehr gefälschten und überladenen Sprachschatze zu verschwinden droht, sein Recht zu wahren gesucht“. — An den Wirkungen der Sprache hat die metrische Form nicht geringen Anteil. Die poetische Begabung Webers zeigt sich nicht zum wenigsten darin, daß er einen epischen Vers von so eigentümlicher Rhythmik und Klangfarbe gebildet hat, daß man ihn daraus erkennen kann. Im Gegensatze zu Tegnér und Redwitz, Scheffel und Wolff, die das epische Grundmaß, das sie gewählt, durch Liedereinlagen unterbrechen, die in gänzlich abweichenden, meistens leichter beflügelten Versformen gehalten sind, wahrt Webers Dichtung, wie schon Gottschall hervorhob, in metrischer Hinsicht einen strengeren Stil. „Dreizehnlinden“ hat nur eine einzige stetig wiederkehrende Versverbindung; es ist eine aus trochäischen Vierfüßlern bestehende vierzeilige Strophe mit klingenden Versausgängen und dem Endreim in der zweiten und vierten Zeile. Es giebt wenige Versarten im Deutschen, welche der künstlerischen Behandlung soviele Schwierigkeiten bieten, wie der

Trochäus. Die Nachahmer und Übersetzer der spanischen Dramatik und Romanzenpoesie haben diesen Vers in unser Epos und Drama eingeführt. Schon 1672 hat der Jesuit Gottfried Burkhart in seinem „Trauer-Freudenspiel“ Calderonsche Trochäen nachgebildet, aber erst die Schicksalstragiker zu Anfang des 19. Jahrhunderts brachten dieses Metrum in Mode, so daß selbst Goethe es in einem Briefe an Chr. G. Körner vom 23. April 1812 dessen Sohne Theodor für das Drama empfahl. Nach dem Vorgange Herders, der sich im „Cid“ der Trochäen bediente, wurde dieser Vers nun auch im deutschen Epos heimisch und von Dichtern wie Immermann, Lenau, Platen und Heine mit Vorliebe angewandt. An sich ist es ja leicht, deutsche Trochäen zu bilden, zumal da unsere Sprache, wie Bulthaupt bemerkt, von Hause aus trochäischen Charakters ist.

Man braucht nur ein halbwegs geschickter Improvisator zu sein, um einige hundert reimloser trochäischer Vier- oder Fünffüßler am Bande zu haben, was niemandem möglich sein würde, wenn nicht die trochäischen Wortformen im Deutschen überwögen und wir unserer Rede einen überwiegend trochäischen Tonfall zu geben pflegten. Zahllose Kinderreime bestätigen diese Erfahrung, und es ist mehr als Zufall, daß Wilhelm Busch so oft zum Trochäus greift, als dem geeignetsten Medium für die parodistische Nachahmung der plattesten Alltagspoesie. „Denn, an sich wohlfeil, an das prosaische Leben geknüpft, bekommt dieser Vers“, wie Bulthaupt darlegt, „durch den sich rasch einstellenden Reim einen nicht poetischen, sondern nur lärmenden, klapprigen Ausdruck, wodurch sein prosaisches Wesen sich nur noch mehr hervorhebt.“

„Mancher giebt sich viele Müh'
Mit dem lieben Federvieh,
Einesteils der Eier wegen,
Welche diese Vögel legen,“ —

heißt es bei Busch, um nur ein Beispiel für viele anzuführen. Bei längeren Versen verschwindet diese Gefahr der Hackbrettpoesie, wie das schöne Platensche Wort beweisen mag:

„Weltgeheimnis ist die Schönheit, das uns lockt in Bild und Wort;
Wollt ihr sie dem Leben rauben, zieht mit ihr die Liebe fort.“ —

und sie wird zum glänzenden Vorzug, wenn bei kürzeren Maßen die Reime sich verschlingen, also nicht, wie in dem ersteren Citate, die Verse 1 und 2, 3 und 4, sondern 1 und 3, 2 und 4 sich reimen — und dies ist das Geheimnis des wundervollen Wohlklangs der Schillerschen Trochäen. „Hero und Leander“, das „Siegesfest“, „Kassandra“, die „Klage der Ceres“ verkünden uns diese Wahrheit mit goldener Zunge.

„Freude war in Trojas Hallen,
Eh' die hohe Feste fiel,
Jubelhymnen hört man schallen
In der Saiten goldnes Spiel,
Alle Hände ruhen müde
Von dem thränenvollen Streit,
Weil der herrliche Pelide
Priams schöne Tochter freit.“

Durch diese Behandlung wird der Trochäus für uns erst zum wahrhaft künstlerischen Mittel; denn nun gesellt sich seinem natürlichen, mühelosen Fluß das wechselvolle Reimspiel, das ihn von dem niederen Boden der Prosa emporhebt und das noch von jeder Ziererei frei bleibt, weil es ohne die Verletzung des organischen Satzgefüges gleichsam von selbst, unbeabsichtigt einzutreten scheint. Nun bricht sich der gleichmäßige Versschwall an den scharfen Einschnitten, gleichsam den Klippen des Reimes, und rauscht darum nur um so voller, tönender dahin. Die gleichen mächtigen Wirkungen wie Schiller erzielt Weber mit seinen Trochäen dadurch, daß er uns nirgend eine gewaltsame undeutsche Wortstellung bietet, sondern unsere Grammatik unangetastet läßt; er erzeugt hierdurch eine Selbstverständlichkeit und Natürlichkeit des Flusses seiner Verse, die wieder nur das Ergebnis der höchsten Meisterschaft ist. Im Gegensatze zu anderen Dichtern, z. B. Scheffel, der sich des wohlfeilen Mittels der reimlosen Trochäen bedient, weiß Weber gerade durch den Reimschmuck seinen Versen einen besonderen Zauber zu verleihen. Seine Reime sind durchweg rein und schön; sie heben

fast immer den Gedanken, indem sie das geistig entscheidende Wort des Verses bilden, sie geben dem Gemälde die rechte Färbung und sind oft neu und überraschend. Auch mit der Anwendung der Allitteration bringt der Dichter große Wirkungen hervor. So gebraucht er: Gift und Geifer, Weh und Wunde, Rat und Raunen, Fang und Feder, Hals und Hand, Grimm und Grausen u. s. w. Oft sind, wie schon Keiter bemerkte, die anlautenden Wörter bildliche Bezeichnungen für weit auseinander liegende, aber ein Ganzes umfassende Dinge. So steht Korn und Kuh für alles Eigentum an Acker und Vieh, Grund und Giebel für Haus und Grundbesitz, Ring und Runde für alles beim Ding anwesende Volk. Was Platen vom Dichter überhaupt sagt: „Er lockt der Sprache Zierden ab, daß alle Welt erstaunet“, gilt in hohem Maße von Friedrich Wilhelm Weber.

Im September 1878 wurde „Dreizehnlinden“ veröffentlicht und fand eine begeisterte Aufnahme. Der Dichter hatte in seinem Epos einen Ton angeschlagen, der lauten Wiederhall in Tausenden von Herzen weckte. Auflage drängte sich an Auflage; schon im März 1879 erschien die zweite, Mai 1879 die dritte, September 1879 die vierte, im Jahre 1880 die fünfte bis siebente. Ende 1899 lag das Buch in dreiundneunzigster Auflage vor und ist gegenwärtig in mehr als dreiundneunzigtausend Exemplaren verbreitet. Dieser Erfolg erscheint fast beispiellos in unserer neuen deutschen Litteratur, wenn man bedenkt, daß es kein leichtes, dem Geschmacke der großen Menge huldigendes, sondern ein ernstes, gedankenschweres, von echt christlichem Gehalt durchdrungenes Werk ist, das der Dichter dem deutschen Publikum darbot. Mit Lord Byron konnte Weber von sich sagen: „Ich erwachte eines Morgens und fand, daß ich berühmt war.“ Eine solche hinreißende Wirkung seiner Dichtung hatte der bescheidene Mann nicht erwartet. „Als ich mein Buch zum erstenmale gedruckt vor mir sah,“ so erzählte er mir, „da standen all seine Schwächen deutlich vor meiner Seele, und es war mir, als ob ich eine Schuld begangen hätte. Ich fürchtete mich vor der Öffentlichkeit.“ Und an Hüffer schrieb er am 20. September 1878: „Es wird mir armen Menschen

hart genug mitgespielt werden, das fürchte ich schon im voraus; „nicht gestreichelt, nein gestrichen“ werde ich mit dem frommen Eggi sagen können. Und Du hast die Schuld.“ Selbst als die erste Auflage wenige Monate nach dem Erscheinen des Buches schon vergriffen war, als die maßgebenden Organe der katholischen Presse die Dichtung mit ungeteiltem Lobe begrüßt hatten, waren Webers kritische Bedenken noch nicht geschwunden. ‚Dreizehnlinden‘, so schreibt Weber im Februar 1879 an Bezzenberger, „wirst Du nun wohl gelesen haben; ich bin natürlich gespannt, Deinen Urteilsspruch zu vernehmen. Recensionen im ‚Wiener Vaterland‘, dem ‚Westfälischen Volksblatt‘, der ‚Reichszeitung‘ — Bonn —, der ‚Köln. Volkszeitung‘ und der ‚Germania‘ — Berlin — sagen mir viel Nettes und Niedliches; nur hätte die ‚Köln. Volkszeitung‘ gern mehr Anmerkungen, z. B. über den Stagiriten und Charadrius, der Germanikus hat 2—3 stilistische Wendungen gefunden, die ihm nicht schmecken. Die letzteren interessieren mich, und ich bitte Dich, auf sie zu fahnden; ich selbst nämlich kann sie nicht sistieren. — Die genannten Besprechungen stehen in katholischen Blättern und sind ohne Zweifel — *κατὰ τὸ ἀνθρώπειον* — gefärbt, sie machen mich nicht eitel, ebensowenig als die Marcardschen in der ‚Altonaer Zeitung‘ und in der ‚Neuen Westfälischen Volkszeitung‘ — Bielefeld.“

Der erste namhafte deutsche Dichter, der die hohe Bedeutung von „Dreizehnlinden“ sofort erkannte, war Emanuel Geibel. Er fragte im April 1879 bei seinem Sanggenossen Emil Rittershaus in Barmen telegraphisch an: „Wer ist Dein Landsmann Weber, der Verfasser von ‚Dreizehnlinden‘?“ „Nun waren aber“, wie mir Rittershaus mitteilte, „Weber und sein Westfalenepos im frommen Wupperthale damals noch unbekannte Größen; selbst in den Buchhandlungen konnte ich keine Auskunft über den Dichter bekommen. Ich depeschierte daher an Geibel zurück: „Buch und Autor sind nicht aufzutreiben“, worauf Geibel mir sein eigenes Exemplar zusandte. Als ich nur wenige Seiten darin gelesen, erkannte ich schon in dem Verfasser einen wirklichen Dichter von Gottes Gnaden, und unter dem frischen Eindruck der schönen Dichtung schrieb ich

jene Besprechung, die am 23. April 1879 in der „Elberfelder Zeitung“ erschien.“ Mit Recht hebt Rittershaus in diesem Aufsatze hervor, daß „Dreizehnlinden“ an poetischem Gehalte weit über den meisten dichterischen Schöpfungen ähnlicher Art stehe; er rühmt das feine Naturverständnis Webers, seinen historischen Blick, sein gründliches Wissen, die Kraft seiner Schilderungen, seine schalkhafte Ironie und vor allem seine treue Vaterlandsliebe. Er stellt das Werk in Gegensatz zu „jenen modernen Litteraturerzeugnissen, die statt tieferen Gehaltes nur einen leeren Sinnenreiz bieten“, und sagt: „Diese Sumpfpflanzen werden ebenso schnell vergessen, wie sie aufgeblüht sind; wenn aber jene Bücher längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen [sind], dann werden Bücher wie ‚Dreizehnlinden‘ noch ihren Leserkreis finden.“ Und wie Rittershaus urteilten der Dichter Karl Gerock und namhafte Litterarhistoriker, wie Richard Gosche und Rudolf v. Gottschall. Professor Gosche sieht in „Dreizehnlinden“, „dessen hohen Wert die protestantische Kritik nur vereinzelt und träge anerkannt hat, während die katholische zum Teil mit entgegengesetzter Einseitigkeit darin eine Dichtung des Centrums hat finden wollen, ein Werk christlich-germanischen oder ökumenisch-katholischen Sinnes, an welchem jeder, dem sein Christenglaube und seine deutschen Überlieferungen am Herzen liegen, volle Freude haben muß.“ „Das Werk“, so meint er, „verdankt seinen großen Erfolg nicht irgend einer Reklame, sondern seiner eigenen Größe. Diese Größe beruht teils in der Persönlichkeit des Verfassers, teils in dem Stoff und seiner Behandlung.“ Auch Joseph Lauterbacher im „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes“ und in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ und Theophil Zolling in der „Gegenwart“ spendeten der Dichtung hohes Lob. Ein anonymer Kritiker der „Grenzboten“, der gesteht, mit einem Vorurteile gegen den katholischen Dichter die Lektüre des Weberschen Epos begonnen zu haben, sagt am Schlusse seiner Abhandlung: „Scheint es uns auch nicht angemessen, sofort diesen Dichter neben Goethe und Schiller zu stellen, den Besten der Gegenwart muß er unbedenklich beigezählt werden, und das ist, denken wir, Ehre genug, da schon die Zahl der Guten leider eine

sehr beschränkte ist." Freilich giebt es auch heute noch zünftige Litterarhistoriker, welche Weber und seine poetischen Schöpfungen kaum dem Namen nach kennen, und gewisse Kreise unserer Gebildeten, in denen die Fähigkeit religiösen Empfindens schon als ein Zeichen geistiger Beschränktheit gilt, werden dem Dichter von „Dreizehnlinden" immer verschlossen bleiben. Es ist aber, um mit dem Grafen Schack zu sprechen, „eine arge Engherzigkeit, Werke der Litteratur deshalb herabzusetzen oder zu ignorieren, weil sie aus einem anderen Glauben oder einer anderen Anschauung als der unsrigen hervorgegangen sind". Solche Befangenheit des litterarischen Urteils trifft man, wie derselbe Schriftsteller versichert, „nicht nur bei manchen Katholiken, weltflüchtigen protestantischen Pietisten und Orthodoxen, sondern auch — und in nicht geringem Maße — bei den Männern der modernen Aufklärung".

Die Wirkung von „Dreizehnlinden" blieb nicht auf Deutschland beschränkt. In der ganzen civilisierten Welt fand Weber begeisterte Verehrer. Seine Dichtung liegt heute in einer französischen, holländischen und vlämischen Übersetzung vor. Die 1888 in Paris erschienene ungeschickte französische Prosaübertragung stammt aus der Feder eines Père Paquélin. In holländische Verse übersetzte Gomarius Mes i. J. 1892 die Dichtung, und eine vortreffliche vlämische Wiedergabe, welche dem Geiste und der Form des Originals gerecht wird, hat den Professor Eugène de Lepeleer in St. Nicolas (Waas) zum Verfasser. Einzelne Teile des Werkes sind von E. Daianec ins Rumänische übertragen und von ihm i. J. 1896 im Feuilleton der rumänischen Zeitschrift: „Unirea" zugleich mit einer eingehenden Besprechung des Weberschen Epos veröffentlicht. — Den beiden Schwesterkünsten der Dichtung, Musik und Malerei, bietet „Dreizehnlinden" manchen dankbaren Vorwurf; dem Tonkünstler eine Fülle von lyrischen Perlen, die würdig sind, in das Gold der Melodie eingefaßt zu werden, dem Maler eine Reihe plastischer Scenen und landschaftlicher Motive. Lieder aus „Dreizehnlinden" komponierte Maria von Arndts und Landschaften aus Webers Dichtung gab der Düsseldorfer Maler Karl Deiters heraus. Im J. 1882 erschien eine mit Lichtdrucken von Professor

Wörndle in Wien gezierte Ausgabe von „Dreizehnlinden“ im Groß-Oktav-Formate. Sie war bald vergriffen, und an ihre Stelle trat i. J. 1896 die große von dem Münchener Maler Karl Rickelt illustrierte Prachtausgabe, das Werk eines echten Künstlers, das sowohl ein feines Gefühl für landschaftliche Stimmung als auch die Fähigkeit bekundet, sich in den Geist einer Dichtung nachschöpferisch zu versenken und ihre Gestalten anschaulich dem Leser vorzuführen. Mehrfach ist auch der Versuch gemacht worden, „Dreizehnlinden“ zu dramatisieren oder als Oper zu bearbeiten.

Daß der ungeheure Erfolg des Weberschen Epos, die stattliche Anzahl der Auflagen, die es erlebte, eine Flut von Nachahmungen ins Leben rief, erscheint bei der gegenwärtig in Deutschland herrschenden poetischen Überproduktion als selbstverständlich. Jeder eigentümliche Klang wirkt auf unserem litterarischen Markte mit der Gewalt einer Werbetrommel und sammelt um den erfolgreichen Dichter ein Häuflein Schriftsteller, das ihm nun als unvermeidliche Geleitschar nachzieht. Die Nachahmer schaden aber in der Regel dem Ruhme des Dichters, zu dessen Fahnen sie geschworen haben. Denn indem sie in harmloser Unbedachtsamkeit die poetische Vortragsweise ihres Vorbildes kopieren und grade diejenigen Besonderheiten, in denen jede scharf ausgeprägte Eigenart an die Manier streift, leicht auffassen und mit großer Beflissenheit wiedergeben und verzerren, halten sie der Kritik gleichsam das Licht, die schwachen Seiten des Originals aufzufinden. Wohl können gewisse Eigenheiten und Fehler bei einem großen Meister originell und bedeutend erscheinen, sie wirken aber sofort unangenehm, wenn nachbildende Jünger sie zur traditionellen Regel erheben wollen. Heines Frivolität ist in der Nachäffung der heinisierenden Lyriker doppelt widerwärtig; Lenaus Nachbeter haben den Weltschmerz in Verruf gebracht; dem „Löwenritt“ Freiligraths folgte eine Schar augenrollender, mähnenschüttelnder Wüstenkönige, und Scheffels Werner Kirchhof ward der Vater eines Geschlechts von Singufs, welches unermüdlich weiterleierte, was einst der Trompeter so lustig in die Welt geschmettert. Auch Webers geistige Richtung wurde von schreibfertigen Litteraten mit Beschlag belegt.

Gewisse Wortbildungen und Versklänge, die man ihm abgelauscht, wurden getreulich kopiert, ja, man ahmte, um mit Saint-Beuve zu sprechen, „nicht nur die Tracht des Meisters nach, sondern lieh sich sogar seine Kleidungsstücke". Der weit verbreitete poetische Dilettantismus, dieses Erbübel unserer Nation, hat es eben zu keiner Zeit begriffen, daß der echte Poet ein besonderer Mensch und seine Sprachbehandlung nur der notwendige Ausdruck seiner geistigen Eigenart ist. Durch diese unerquicklichen Nachahmungen dürfen wir uns aber die Freude an Webers schöner Dichtung nicht verkümmern lassen und darüber nicht die großen und tiefen Wirkungen vergessen, die von diesem Buche ausgegangen sind und noch täglich ausgehen. Gerade in jenen Kreisen unseres Volkslebens, wo die Tage mit harter, ernster Arbeit erfüllt sind, und die Strahlen der Kunst das Dasein nur spärlich verschönen, hat diese Dichtung die Familie, das Hauswesen und die Arbeit verklärt und Tausenden gehobene Stunden bereitet. So ist „Dreizehnlinden" nicht nur eine herrliche Kunstleistung mit allen Vorzügen und nur wenigen Mängeln der episch-lyrischen Dichtgattung, sondern auch eine wahrhaft nationale That von segensreicher Wirkung.



Neue Eindrücke und Gestalten. „Gedichte“ und „Marienblumen“. Abschied von Thienhausen.

> Du bliebst dir treu; du warst so ernst wie lind,
> Viel Tausenden ein Helfer und Berater,
> Der Armen Trost und Schutz, der Waisen Vater,
> Und fröhlich stets, wie gute Menschen sind.
>
> F. W. Weber.

»Bene vixit, qui bene latuit«, war der Wahlspruch unseres Dichters, dem der Ruhm wie ein freundliches Abendlicht das Greisenalter verklärte. Unter all den begeisterten Huldigungen, die ihm dargebracht wurden, blieb er der bescheidene Mann, den eine innere Nötigung und nicht das Streben nach litterarischer Anerkennung bei seinem poetischen Schaffen geleitet hatte. Stets betonte er, wenn die Schönheit seiner Dichtungen gerühmt wurde, daß er in erster Linie Arzt sei und es bis zu seinem Ende bleiben werde. In seiner einfachen Lebensweise trat keine Änderung ein; mit gewohnter Pflichttreue oblag er seinem ärztlichen Berufe, und nur die Mußestunden waren seiner dichterischen Thätigkeit gewidmet. Oder er machte, wenn seine Zeit es ihm erlaubte, weitere Spaziergänge durch Feld und Wald, lauschte dem Gesange der Vögel und beobachtete das Aufblühen seiner Lieblingsblumen. An sonnigen Tagen saß er auch gern unter dem alten Fliederbaume und las oder plauderte mit den Seinigen und den Gästen, von denen sein Haus selten leer war.

In den Kreis seiner Angehörigen und Freunde hatte der Tod während der letzten Jahre manche Lücke gerissen. Am 17. März 1876 war sein Bruder Louis als Ortsvorsteher in Alhausen gestorben, und am 30. Dezember 1877 Webers Schwiegervater,

der Markscheider Anton Gipperich in Marienmünster, aus dem Leben geschieden. Dem Andenken des Bruders, an dem der Dichter immerdar mit großer Liebe hing, sind jene tiefsinnigen Strophen gewidmet:

„Nun danke Gott, die Fahrt ist aus!
Du kehrtest heim ins Vaterhaus,
Froh bist du bei den Deinen, —
Und ich muß weinen.

Du kehrtest heim, stell hin den Stab,
Die schwere Bürde, leg sie ab,
Zieh aus die Reiseschuhe,
Nun hast du Ruhe“ u. s. w.

Aber von der Gruft, die ihm so Teures verschlang, wandte sich der Dichter gefaßten und gottergebenen Sinnes dem Leben wieder zu. „Zwei Blumen“, sagte er, „habe er im Garten, der müsse er warten.“ Seine Tochter Elisabeth, eine gewinnende Erscheinung von schlankem Wuchse, tiefschwarzem Haare und lebhaften Augen, war schon damals die Vertraute seines Geistes. Mit bewunderungswürdiger Hingebung wußte sie sich ganz seiner Denkweise und seinen Gewohnheiten anzupassen: sie lebte, dachte, fühlte nur mit ihm und für ihn. Selbst ihre schöne kräftige Handschrift zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit der seinigen, und sowohl ihr schriftlicher wie ihr mündlicher Ausdruck erinnert vielfach an den Vater. Begeistert für alles Edle und Schöne, durch tiefes Gemüt ansprechend und fesselnd, voll Geist und Humor, im Besitze großer Sprachkenntnisse, dabei häuslich, umsichtig, geschäftig und gesellig, war sie zur Gefährtin eines Dichters wie geschaffen. Ihr seelenvolles Klavierspiel erheiterte ihrem Vater manche trübe Stunde. Sie nahm den innigsten Anteil an all seinen Arbeiten; ihr feiner Takt, ihr sicheres Urteil und ihr Kunstverständnis förderten ihn in seinem dichterischen Schaffen. Sie wurde des Vaters Vorleserin und Sekretärin; ihr diktierte er viele seiner Poesieen, und sie wußte am besten seine in späteren Jahren etwas krausen Schriftzüge zu entziffern. Seit d. J. 1890 war sie auch seine getreue Assistentin im ärztlichen Sprechzimmer; sie leistete ihm in der Regel hilfreiche Hand bei seinen

Operationen und begleitete ihn oft auf seinen Gängen zu den Armen und Leidenden. Für sie schrieb er i. J. 1879, als sie von schwerer Krankheit genesen war, das liebliche Gedicht: „Frühlingsfreude“, und an sie richtet sich der warmempfundene Denkspruch: „Im Kreuz ist Heil“.— In seinen Kindern lebte Weber eine zweite Jugend. Er nahm teil an den Spielen seines Knaben, fischte mit ihm am Teiche, schnitzte ihm kleine Mühlen, die am Bache aufgestellt wurden, und machte den Sohn zeitig mit dem Weidwerke vertraut.

Reizenden Einblick in Webers schönes Familienleben gewährt uns eine Schilderung von Therese Treu: „Als ‚Dreizehnlinden‘ erschien“ — so erzählt sie — „hatte Schreiberin dieses den Dichter seit ihrer Kindheit nicht wiedergesehen. Ein Jahr später war es ihr vergönnt, in Begleitung einer lieben älteren Verwandten einen Besuch in Thienhausen zu machen. Auch diese, welche mit der Familie Weber seit langem befreundet, hatte dieselbe seit vielen Jahren nicht gesehen. Das Wiedersehen auf beiden Seiten war deshalb ein freudig bewegtes. Nachdem die ersten Begrüßungen mit dem Hausherrn und seinen Lieben ausgetauscht waren, wurden wir in ein trauliches an den Salon stoßendes Kabinett geführt, wo sich bald eine animierte Unterhaltung entspann. Dieselbe bewegte sich hauptsächlich um Erlebnisse früherer Zeit und wurde vom ‚Herrn Rat‘ recht lebhaft und heiter geführt. Sie zeigte, mit welcher Treue sich derselbe mancher Thatsachen und Personen von früher her erinnerte und welches Interesse er für alle bewahrt, denen er einst mit Rat und That zur Seite gestanden. Seine litterarische Thätigkeit war bis dahin nicht berührt worden. Als aber bald darauf in dem altertümlichen, mit kunstvollen Gobelins und alten Malereien geschmückten Speisesaale ein Imbiß eingenommen wurde, brachte meine Begleiterin das Gespräch darauf, indem sie dem Dichter für ‚die Handvoll Heideblumen‘ dankte, die er uns in ‚Dreizehnlinden‘ geboten. Dieser schien recht erfreut darüber, und wir gaben nun unserer Bewunderung und Freude weiteren Ausdruck. Als wir unter anderm erzählten, daß dreißig Exemplare der ersten Auflage nach Jerusalem verlangt seien, hörten wir, daß dem Verfasser sogar aus der libyschen Wüste ein

Anerkennungsschreiben zugegangen sei. So wurde dieses hochinteressante Thema noch längere Zeit besprochen, bis die Unterhaltung unvermerkt wieder auf vergangene Tage kam. So anziehend und originell der Dichter auch jedes Gesprächsthema zu behandeln wußte und so gern ich demselben zuhörte, nahm ich es doch dankbar an, als die liebenswürdige Tochter des Hauses sich erbot, mir das Schloß zu zeigen. Uralte Lindenbäume beschatten das Eingangsthor der herrschaftlichen Besitzung, die nach der Vorderseite von einer Schloßmauer, nach der Rückseite von einem breiten Wassergraben umgeben ist. Das Herrenhaus, welches den Schloßhof von zwei Seiten umschließt — nach den beiden anderen Seiten wird dasselbe von den Wirtschaftsgebäuden begrenzt — besteht aus einem südlichen und westlichen Flügel. In der Mitte des ersteren befindet sich die Kapelle. Dorthin wurde ich zuerst geführt. Es war ein altertümlicher, einfacher Betsaal, dessen außerordentliche Sauberkeit die Sorgfalt bewies, welche ihm zugewandt wurde. Von dort aus ging es über Treppen und Gänge weiter durch das alte Herrenhaus. Die düsteren Rittersäle mit lebensgroßen Bildern erregten mein Interesse weniger, als die von der Familie Weber bewohnten Räume, denen eine komfortable Einrichtung und vor allem der Geist der zeitweiligen Bewohner ein freundliches und behagliches Aussehen gegeben hatte. Im westlichen Flügel befand sich das Arbeitszimmer des noch immer viel beschäftigten Arztes. An dasselbe stieß die Bibliothek, deren altertümliches Aussehen den Beschauer leicht in vergangene Jahrhunderte zurück versetzen konnte. Der Anblick der alten Folianten rief mir unwillkürlich ins Gedächtnis, was der Dichter im Eingange von ‚Dreizehnlinden‘ sagt:

„— — was ich las in staub'gen
Lederbänden und in alten
Halberloschnen Pergamenten,
Will zum Liede sich gestalten.“

Nach dem Rundgange durchs Haus geleitete meine freundliche Gefährtin mich auch noch in den Blumengarten, welcher sich nach der Südseite unter den hohen Fenstern des Erdgeschosses hinzog. An den zahlreichen Rosenstöcken, den Pfleglingen des Hausherrn,

blühten — es war im September — die letzten Rosen. Ein mehr als hundertjähriger, mit der Schloßmauer fest verwachsener Fliederbaum beschattete eine darunter angebrachte Bank, den Lieblingsplatz des Dichters. Durch ein offenes Fenster drang dessen sonore Stimme zu uns heraus. Noch war dort das ältere Kleeblatt im traulichen Geplauder beisammen, während das jüngere — denn auch der Sohn des Dichters, ein liebenswürdiger, geweckter Knabe, hatte sich zu uns gesellt — im warmen goldenen Sonnenschein des Herbstnachmittags im Freien auf- und abwandelte und Red' um Rede tauschte. Nie werde ich jener Stunde, jenes Tages vergessen, den ich in Gesellschaft solch ausgezeichneter und lieber Menschen verbringen durfte. Die Erinneruug daran zählt zu den angenehmsten meines Lebens. Doch wie die schönsten Tage immer am ehesten zu Ende gehen, so auch dieser. Wir mußten scheiden. Es geschah nicht ohne tiefe Bewegung. Als die teuren Zurückbleibenden auf der Freitreppe des Hauses beisammenstehend uns ihren letzten Abschiedsgruß zuwinkteu, dachte ich: Welch interessante und glückliche Familie! Möge der Himmel die Lieben noch lange vereint lassen!"

Eine schönere und zartere Gastlichkeit, als sie damals in Webers Dichterheim herrschte und auch heute noch herrscht, ist nicht leicht in einem deutschen Hause zu finden. Von den vielen Freunden, die dort alljährlich zum Besuche weilten, wurde jeder in seiner Eigentümlichkeit aufgefaßt und ihm eine seinen Neigungen und Gewohnheiten entsprechende besondere Rücksicht gewidmet. Die Einladung des Gemahls unterstützte die freundliche und gemütvolle Hausfrau mit einer Herzlichkeit, der schwer zu widerstehen war. Das dennoch sich aufdrängende Gefühl, hier allzuviele Güte zu mißbrauchen, wurde dem Gaste dadurch erleichtert, daß er sah, wie seine Anwesenheit nicht die mindeste Störung und Änderung im Hauswesen hervorbrachte, sondern alles in seinem ruhigen, einfachen Geleise blieb. Der Umgangskreis der Weberschen Familie wuchs in demselben Maße, in dem der litterarische Ruhm des Dichters sich ausbreitete. Die alten Freunde schlossen sich noch fester an ihn, und immer neue Bekanntschaften drängten sich um den schlichten

Mann, den das Vaterland anerkannt und bekränzt hatte. Während seines alljährlichen Aufenthaltes in Berlin verlebte Weber damals manche frohe Stunde in der ihm und den Seinigen engbefreundeten Familie des Geheimrates Linhoff. Auch in dem häuslichen Kreise des Geheimen Oberbaurates Sarazin in Friedenau weilte er öfter als Gast. Von seinen Fraktionsgenossen standen ihm Windthorst, der ihm ein unbeschränktes Vertrauen entgegenbrachte, Peter Reichensperger, die Freiherren von Schorlemer und von Heereman und ferner die Grafen Ballestrem und Matuschka besonders nahe. Auch dem kunstsinnigen August Reichensperger und Dr. Wilhelm Lindemann, die für seine Dichtungen reges Interesse hegten, war er in herzlicher Freundschaft zugethan. Vertrautere Beziehungen unterhielt er ferner mit den Centrumsmitgliedern Menken, Dr. Krebs, von Kleinsorgen, Rübsam, Dr. Rudolphi, Münzer und Bödiker, dem späteren Direktor des Reichsversicherungsamtes, und endlich mit von Kehler, dessen lebendig sprudelnder Humor ihn immer erfrischte. Auch mit Vertretern anderer Fraktionen pflog er freundschaftlichen Verkehr, z. B. mit Rickert, Dr. Langerhans, Ludwig Loewe, von Ludwig und mit dem damaligen Staatsminister Dr. Lucius. Schon in das Jahr 1864 fällt Webers erste Bekanntschaft mit Dr. Ferdinand Schultz, dem späteren Geheimen Regierungs- und Provinzialschulrate in Münster, den der Dichter anfangs der siebenziger Jahre als Abgeordneten in Berlin wieder traf. Der verdienstreiche westfälische Grammatiker und Schulmann wußte Webers philologische Kenntnisse wohl zu würdigen und nahm an seinen dichterischen Bestrebungen den lebhaftesten Anteil. Er nannte „Dreizehnlinden“ eine Schöpfung, die an Formschönheit alles überrage, was seit Goethes „Hermann und Dorothea“ auf epischem Gebiete geschaffen sei. Aus seinem Verkehr mit Ferdinand Schultz erzählte Weber folgende heitere Episode. Beide hatten sich eines Tages mit einem Berliner Major a. D. zu einer Skatpartie vereinigt. Der alte, biedere Soldat meldete alsbald ein großes Spiel an, und Schultz, der schlechte Karten hatte, wendete sich an seinen Partner Weber mit den Klagerufen Philoktets: „*Aἶ, αἶ αἶ αἶ — ὀττοτοτοτοτοττοτοῖ — παππαπαππαπαπαῖ —*

οἴ οἴ οἴ οἴ." Weber jedoch, der sich dem gemeinschaftlichen Gegner gewachsen fühlte, tröstete und ermutigte den Freund mit den homerischen Worten:

> „*Οὔ τις ἐμεῦ ζῶντος καὶ ἐπὶ χθονὶ δερκομένοιο*
> *σοὶ κοίλῃς παρὰ νηυσὶ βαρείας χεῖρας ἐποίσει.*"

Nach wenigen Minuten hatte der Major sein Spiel verloren und schalt nun in komischem Zorn, indem er die Karten zusammenwarf: „Das kommt von dem verwünschten Latein, das der Doktor darüber gesprochen hat!" — Noch in ihrem späteren Alter tauschten Weber und Schultz Zeichen ihrer Freundschaft aus: als der treffliche Pädagoge im Dezember 1885 sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feierte, widmete ihm unser Dichter eine stilistisch und metrisch tadellos abgefaßte lateinische Ode. — Zu dem engsten Freundeskreise des Weberschen Hauses gehörte die freiherrliche Familie von Oeynhausen-Grevenburg. Namentlich der inzwischen verstorbene Freiherr Friedrich von Oeynhausen zählte damals zu den regelmäßigen Besuchern des ländlichen Dichterheims. Ein stattlicher Mann mit geistvollem Antlitz und klugen durchdringenden Augen, philosophisch und litterarisch gebildet, musikalisch reichbegabt und voll poetischer Anempfindung, war er ein liebenswürdiger Gesellschafter, der seine Unterhaltung mit humorvollen Bemerkungen und treffenden Citaten zu würzen wußte. Peinlich gerecht und strenge gegen sich selbst, beurteilte er die Fehler anderer nach dem Grundsatze von Malebranche: „Tout comprendre c'est tout pardonner." Aber er war eine jener weichfühlenden grübelnden Naturen, die den Frieden nicht finden können und die das Wort des Lukrez: „Medio de fonte leporum surgit amari aliquid, quod in ipsis floribus angat" in seiner ganzen Schärfe empfinden. Im Weberschen Hause, wo seine geistigen Interessen volles Verständnis fanden, verkehrte er oft und gern, und er hat dem greisen Dichter manchen musikalischen Genuß bereitet. Dieser empfing ihn einst mit der Frage: „Weshalb wir beide uns wohl stets so freuen, wenn wir uns sehen?" „Das kommt daher," erwiderte von Oeynhausen, „daß wir uns immer etwas zu sagen

haben." Als Weber die Nachricht von dem plötzlichen Tode des befreundeten Freiherrn empfing, brach er in Thränen aus, und noch auf seinem letzten Krankenlager sagte er zu den Seinigen: „Jeder von uns wird, solange er lebt, diesem edlen Manne nachtrauern." Schon während seines Aufenthaltes in Driburg war der Dichter Hausarzt in der gräflich Sierstorpffschen Familie, und die jüngeren Angehörigen dieses Geschlechtes bewahrten späterhin dem altbewährten Berater und Freunde treue Anhänglichkeit. Namentlich hielt die älteste Tochter des Hauses, Frau Baronin Cramm, die freundschaftlichen Beziehungen mit der Weberschen Familie aufrecht. Sie wußte den greisen Dichter mit launigen Geschichten zu erheitern; auch brachte sie ihm manche schöne und seltene Pflanze aus ihren Gärten und Gewächshäusern. „Noch immer sehe ich den lieben Rat vor mir," erzählte Frau v. Cramm, „wie er mit zartem Griffe die Blumen in die Hand nahm, so sanft, wie man ein krankes Kind anfaßt." Von den übrigen Freunden des Weberschen Hauses nenne ich noch den Grafen Kuno von Oeynhausen-Reelsen und den Geheimen Regierungsrat Friedrich von Wolff-Metternich, einen Schulkameraden des Dichters und Autor der Chronik des Kreises Höxter, der den Poesieen Webers viel Verständnis entgegenbrachte.

Eine große öffentliche Anerkennung wurde dem Dichter von der Hochschule seiner westfälischen Heimat zu teil. Am 3. August 1880 ernannte ihn die philosophische Fakultät in Münster zum Ehrendoktor der Philosophie: „Qui carmine epico magna cum arte composito et eximias ingenii poëtici facultates exhibuit et moribus atque institutis Germanorum qui imperatoris Ludovici Pii temporibus fuerunt descriptis ac delineatis insignem antiquitatis historiae linguae litterarum Germanicarum scientiam comprobavit", so heißt es von ihm in dem Diplome. Der neupromovierte Doktor der Philosophie weilte damals in Begleitung seiner beiden Kinder im Nordseebade Borkum, das er auch im Sommer des folgenden Jahres besuchte. Der Anblick des Meeres übte den alten Zauber auf ihn aus. Nachdenklich wie einst als Jüngling an der Ostseeküste, stand er oft am Strande der Insel und blickte den Wolken nach, die über das

blaue Meer hinsegelten, oder er beobachtete den Flug der Vögel und die Blumen zu seinen Füßen. In Borkum entwarf der greise Dichter, der als rüstiger Schwimmer noch all seine jüngeren Bekannten übertraf, ein eigenartiges Strandbild: „Das Wrack", und hier trat er auch in nähere Beziehungen zu dem jetzigen Land- und Reichstagsabgeordneten Heinrich Wattendorff, der dort mit seiner Familie zur Kur sich aufhielt. Am 3. April 1845 zu Ibbenbüren im Kreise Tecklenburg geboren, hatte sich Wattendorff nach bestandenem Maturitätsexamen dem kaufmännischen Berufe gewidmet. Sein idealer Sinn, sein gediegenes Wissen, sein lebhaftes Interesse für Kunst und Poesie, die er durch Reisen nach Skandinavien, England, Frankreich, Italien und Ungarn vertiefte und erweiterte, schufen eine Fülle von geistigen Berührungspunkten zwischen ihm und Weber, so daß ihr Verkehr sich alsbald zu einer dauernden, innigen Freundschaft ausgestaltete. „Es ist ein großer Trost für mich alten Menschen," schrieb der Dichter am 4. Januar 1882 an ihn, „noch in späten Jahren ein so treues Herz als das des braven Heinrich Wattendorff gewonnen zu haben."

Im Winter 1880 begann Weber seine Gedichte zusammenzustellen. Da er sich wohl bewußt war, daß gerade auf dem Gebiete der Lyrik noch mehr als anderswo das Detail dem Blicke des kritischen Beobachters unterworfen ist, daß hier jedes unschöne, jedes überflüssige Wort ein Todeskeim für das einzelne Kunstwerk sein kann, so machte er sich auch jetzt die strengste Sichtung des Geschaffenen zur Aufgabe. Eine große Anzahl seiner Jugendpoesieen wurde ausgeschieden, andere einer gründlichen Feile unterworfen; hier eine Strophe fortgenommen, dort eine hinzugefügt, hier eine Wendung besser herausgearbeitet, dort eine Farbe gedämpft oder verstärkt. Eine Reihe schöner Gedichte, die er in diese erste Sammlung aufnahm, war noch während der letzten Jahre entstanden, z. B. „Sachsentrotz", in dem der ganze Frankenhaß Webers nochmals auflodert, ferner „Der Wildschütz" und „Don Alfonso". Der Stoff des letzteren ist der spanischen Romanze „Rio verde" entnommen, die Herder zuerst ins Deutsche übertrug und in den „Stimmen der Völker in Liedern" veröffentlichte. Den Anfang des Gedichtes:

„Grüner Strom, du rinnst so traurig,
Soviel Leichen schwimmen in dir,
Christenleichen, Mohrenleichen,
Die das harte Schwert erlegte.

Deine klaren Silberwellen
Sind mit rotem Blut gefärbet,
Mohrenblute, Christenblute,
Die in großer Schlacht hier fielen —"

hat Weber mit leichten Änderungen herübergenommen, die Erzählung selbst aber, welche sich nicht über die Sphäre der gewöhnlichen Haudegen-Romanze erhebt, durch Einführung eines geistigen Motives veredelt und verklärt, indem er den siegreichen Todeskampf des spanischen Helden als einen Triumph reiner und wahrer Liebe über verräterische Tücke und Verleumdung darstellt. Auch die im Volksliedertone gehaltenen Gedichte der Sammlung gehören ihrer Entstehung nach den Jahren 1880 und 81 an. Wenn Weber an schönen Sommerabenden im Kreise seiner Familie im Hofe von Thienhausen saß, lauschte er gern den Volksweisen, die das Gesinde zu singen pflegte. Unter diesen alten Weisen waren manche, die Professor A. Reifferscheid im „Bökendorfer Liederbuch" herausgegeben hat. Da ihr Inhalt hier und da Derbheiten enthält, so verfaßte unser Dichter für einige dieser reizenden Melodieen neue Texte. Auf diese Weise entstanden die Gedichte: „Verschmäht", „Scheiden" und „Sausewind". Zu dem letzteren schrieb er auch eine neue Melodie im volkstümlichen Ton. — Am 5. Juli 1881 sandte Weber die Handschrift seiner ersten Gedichtsammlung an seinen Freund Hüffer in Paderborn. „Nachdem Du Dich nun", heißt es in dem Begleitschreiben, „lange genug am Schwurgericht mit Lumpen, Schelmen und Dieben herumgeschlagen hast, erscheint ein armer Sünder vor Dir, der ein anderes Verbrechen begangen hat, nämlich Verse. Ich weiß, daß Du ein Blutrichter bist; also hänge und senge, köpfe und würge, haue Arme und Beine ab und thue alles, was Deine ästhetische C. C. C. Dir zu thun auferlegt. Um aus der leidigen Metapher heraus zu kommen, bemerke ich vorab, daß Du mir auf meine Bitten gestattet hast, Dir die Verse

vortragen zu dürfen. Über den Plan wäre zu sagen, daß in drei Büchern I. Lyrisches, II. Spruchartiges, III. Erzählendes zusammengestellt werden soll. Schreibe die Noten an den Rand und schone nichts; vielleicht muß manches fort. Zum Streichen bin ich, wie Du weißt, immer bereit. — Wenn ich diese wieder habe, schicke ich Dir, falls Du es erlaubst, einen neuen Bogen. Über 280 Seiten werde ich nicht kommen.“ — Mit gewohnter Sorgfalt waltete Hüffer seines Kritikeramtes, und daß er manche Verbesserungsvorschläge machte, die Webers Billigung fanden, geht aus dessen Dankschreiben vom 4. August 1881 hervor: „Und nun die Verse“! heißt es darin. „Ich komme aus dem Danke gar nicht heraus! Ich freue mich über Deine vielen Ausstellungen, weil sie mir den Fleiß bekunden, mit dem Du gelesen hast. Ich hoffe Dir meine Anerkennung am besten darzuthun, indem ich Deine Winke benutze. Manche sind wesentliche Besserungen. Ich hoffe, Du wirst mit der Folgsamkeit Deines Schülers zufrieden sein.“ Zugleich mit dieser Sammlung wollte Weber die Übersetzung des „Axel“ von Tegnér erscheinen lassen und unterwarf sie, wie wir aus einem Briefe an Wattendorff v. 24. September 1881 erfahren, einer nochmaligen Durchsicht. Er schreibt: „Kranke giebt es glücklicherweise für den Augenblick nicht viele; ich habe Zeit, eine Übersetzung des Tegnérschen Axel, die noch aus dem Jahre 1849 stammt, durchzusehen und abzuschreiben. Eine hübsche Arbeit, an der Du, wie ich mir vorstelle, Freude haben wirst. Sie macht etwa 34 Druckseiten aus.“ Anfang Oktober war die Zusammenstellung und Anordnung der Gedichte beendet, und diese konnten zu Weihnachten auf dem Büchermarkte erscheinen. — Suchen wir nun die charakteristischen Hauptzüge der Weberschen Lyrik zu erfassen. Die Mehrzahl der schönsten seiner Gedichte habe ich ausführlich besprochen, wo sie biographisch wichtige Zustände erläutern sollten. Ich kann mich daher auf ein zusammenfassendes Urteil beschränken.

Die reine Lyrik, das schlanke Lied, das leicht und ungehemmt aus der Brust emporsteigt und mit wenigen dürftigen, verzitternden Klängen einen Chor von ahnungsvollen Stimmen in unserem Gemüte wach ruft, ist nicht sein eigenstes Gebiet. Webers Stärke

beruht in der betrachtenden Lyrik, die bei ihm aber immer aus dem quellenreichen Strome tiefer Empfindung schöpft, ferner in der Ballade, der Romanze, dem erzählenden und schildernden Gedichte. Auf diesem Grenzgebiete der Lyrik und Epik schaltet und waltet sein Talent gestaltungsmächtig und unnachahmlich. Der Blick unseres Dichters war frühzeitig den großen Erscheinungen des Volkslebens in Geschichte, Religion und Sitte zugewandt. Seine Poesie ist bei aller Gedankenfülle plastisch und gestaltenreich. Wo der Lyriker uns die Welt seiner eigenen Empfindungen erschließt, da bewahrt er immer eine weise Mäßigung, einen männlichen, keuschen Sinn und eine edle Wahrhaftigkeit, die zu der eitlen verlogenen Selbstbespiegelung, der Verweichlichung und schönseligen Zerflossenheit unserer Tagespoeten in wohlthuendem Gegensatze steht. In Webers Dichtungen ist nichts Anempfundenes, Gekünsteltes und Geziertes; sie sind wie die Gedichte Goethes „Bruchstücke einer großen Konfession"; sie sind der naturwahre Ausdruck einer ganzen, vollen, eigenartig auf sich gestellten Persönlichkeit, die in Versen geschriebene Offenbarung seines Charakters. „Alles, was ich gedichtet," so sagte er mir, „ist wahr, innerlich und oft auch äußerlich erlebt." Aber wie jeder echte Dichter weiß Weber das Empfundene und Erlebte aus der Sphäre des willkürlich Subjektiven in den Bereich des Allgemeingültigen und Ewigen zu erheben. Seine Harfe ist sehr vieltönig. Die Klänge des Feierlichen und Pathetischen weiß er so gut anzuschlagen wie die des Rührenden, Naiven und Schalkhaften. Aber fast über all seinen Dichtungen ruht ein eigentümlich sinnender, schwermütiger Hauch; selbst Lust und Heiterkeit sind von träumerischem Ernste überschattet, jenem leisen zitternden Dufte gleich, der nicht selten bei völlig wolkenlosem Himmel über der sonnenbeglänzten Landschaft schwebt. Weber hat schwere Stunden durchlebt; seine Seele ist erst in der zehrenden Glut des Schmerzes reif geworden; er wendet sich daher mit Vorliebe den Bildern des Todes und der Vernichtung zu. Gewisse erschütternde Stunden des Abschiedes, gewisse teure bleiche Mienen, die der Tod ihm auf ewig verhüllte, stehen fest vor seinem inneren Auge. Aber diese Wehmut hat nichts Krankhaftes, nichts Gemachtes, sie hindert den

Dichter nicht, die Schönheit der Welt und des Lebens mit dankbarem Herzen zu genießen. Den plötzlichen Riß durch die Saiten und das gellende Lachen hinterdrein, wie der Weltschmerz, die Zerrissenheit es liebt, vernehmen wir niemals in diesen Poesieen; kein erschlaffender Quietismus, kein stummes thränenschweres Sichergehen in das Unvermeidliche tritt uns entgegen, sondern statt solch unkräftig elegischer Stimmung die frische, fromme Hoffnung, die nicht bloß das welkende Blatt und das dunkle Grab sieht, sondern auch den blauen Himmel und die lachende Frühlingsblüte. Nur ganz ausnahmsweise finden sich Gedichte voll weicher Klage und schmerzlicher Resignation, wie z. B. „Dunkler Tag“ und „Schon Winter“. — Überall offenbart sich in Webers Lyrik ein tiefes Naturgefühl. Die Natur war der Jungbrunnen, aus dem er täglich neue Kraft schöpfte. Aus der Verworrenheit und Zufälligkeit, dem Drucke und dem Zwiespalte des Lebens rettete er das verletzte und unbefriedigte Herz immer wieder zur festen und ewigen Ordnung, zur ernsten Notwendigkeit und stillen Einfalt. Aber er steht in vollem Gegensatze zu der in unserer modernen Lyrik herrschenden pantheistischen Anschauung von der Weltseele; ihm ist die Natur noch die Schöpfung, die den Schöpfer voraussetzt. Ihm erzählen noch die Himmel die Herrlichkeit Gottes. Seine Naturmalerei ist ferner niemals Selbstzweck. Ob er die wechselnden Jahreszeiten, den blühenden Lenz oder den trennungsschaurigen Herbst besingt, fast nirgends tritt bei ihm das Naturbild in den Vordergrund, sondern stets dessen geheimnisvolle Wirkung auf die menschliche Seele. Er trägt, wie ich schon bei der Würdigung von „Dreizehnlinden“ hervorhob, seine Stimmung in die landschaftliche Scenerie hinein und macht sie so zum Spiegel seines Gemütes. In dieser Naturbeseelung ist der Dichter ein Meister; man lese nur die „Frühlingstrauer“, „Herbstabend“, die Eingangsverse zu den „Wallfahrern“ oder die Klage der armen „Zwergfrau“, die am Felsenspalte sitzt und um ihr krankes Kind weint:

„Wie war es drinnen so finster und feucht,
Wo das Wasser rauscht und der Erdgeist klopft,
Wo die Natter schleicht und die Kröte kreucht
Und der Brodem kalt von den Wänden tropft.

Du warme Sonne, du goldener Tag,
Du weiter Himmel, so tief und blau,
Du wehender Odem in Busch und Hag,
O hört das Bitten der kleinen Frau!

Du Weih, hoch über dem Klippenhorn,
Du Heid' und Blume so farbenbunt,
Du Baum und Berg und du lautrer Born,
O helft und macht mir mein Kind gesund!“

Die Heide flüstert: „Ich bin so arm!“
Die Blume bückt sich ins Blätterzelt,
Die Birke schüttelt ihr Haupt voll Harm,
Und der Berg betrachtet die weite Welt.“

Wie weiß hier der Dichter der stummen Schöpfung zu geheimer Zwiesprache die Zunge zu lösen! Der Kreis seiner Naturbilder ist nicht auf seine heimatliche Welt beschränkt; nicht nur für das Rauschen und Quellengeriesel des Bergwaldes, auch für das Brausen des Meeres, die majestätische Ruhe des Hochgebirges und die schweigende Einöde der langgestreckten Heidetriften — man vergleiche nur den „Twardowski!“ — steht ihm das bildnerische Wort zur Verfügung. Die jubelnde Morgenfeier weiß er so gut zu schildern wie den sommerlichen Mittagszauber und die tiefen Schatten und die trauliche Stille des Abendfriedens. Das zeigen die Gedichte: „Wache auf“, „Im Juni“, „Sommerabend“ u. a. — An Liebesliedern ist diese erste Gedichtsammlung Webers nicht reich. Er verstand nicht die Kunst moderner Poeten, eine kurze Liebschaft zu einem langen Klageliede auszuspinnen. Weder die berauschenden Glücksträume des aufglühenden Lebens, noch der Verzweiflungsschrei der betrogenen Leidenschaft werden in seinen Liedern vernehmbar; was aus ihnen zu uns spricht, ist die treuinnige, echtmännliche Liebe, die zum sittlichen Hebel jeder rüstigen Kraft wird und mehr Glut als Flamme, mehr Wärme als Glanz besitzt. Sie ist, wie Weber in dem Gedichte: „Liebe Leiterin“ singt, „nicht die matte, weichlich schmachtende, nein, die starke, todverachtende; nicht die eifersüchtige, hassende, nein, die versöhnende, weltumfassende; nicht die rote, flammende Rose, nein, die weiße, die makellose“,

deren Himmelssegen den Dichter durch die Kämpfe des Lebens geleitet hat. — Eine Lieblingsform, in welcher Weber seine Gedanken und Anschauungen niederlegte, ist der Spruch, das Sinngedicht, das Epigramm. Will man der didaktischen Poesie einmal das Bürgerrecht auf dem Parnasse einräumen — und was möchte es wohl helfen, sie durch kritische Machtsprüche zu verbannen, da sie ja doch zu allen Zeiten wiederkehrt, also jedenfalls auf einem allgemein empfundenen Bedürfnisse beruht! — so kann sie wohl nicht sinniger und liebenswürdiger auftreten als in diesen Gedichten. „Poesie herrscht auch da,“ sagt Ludwig Uhland, „wo Reflexionen, Lehren, Rügen nicht in trocknem Nachdenken, sondern in lebhaft bewegtem sittlichen Gefühl ihren Ursprung nehmen.“ Und diese Eigenschaft zeigen die meisten Spruchdichtungen Webers. Die Perlen derselben, z. B. „Eine That“ oder „Über den Bach“, sind in der Phantasie des Dichters empfangen, und das lyrische Gefühl zeigt sich in ihnen auf das glücklichste mit dem didaktischen Ausdrucke verbunden. Sie sind lehrreich und doch in keinem Zuge lehrhaft; sie gehen von der Anschauung aus und wenden sich an das Gemüt. Es offenbart sich in ihnen eine körnige Lebensweisheit, durch reiche Erfahrung vertieft und verdichtet, nicht selten mit der Schlagfertigkeit und dem glücklichen Treffer des Volkssprichwortes. Manche dieser kleinen Gnomen atmen einen goldenen Humor, anderen aber fehlt nicht der Stachel der Satire; denn wie unser Dichter alles Brave und Rechte, alles Schöne und Hohe schätzt und schützt, so wettert er gegen Gemeines und Niedriges. Voll Ernstes faßt er das Leben auf, und Scham und Schwermut empfindet er bei Betrachtung mancher Schäden und Nöte der Gegenwart. Dem Volke ist er gewogen, aber nicht dem Pöbel; denn der ist die sociale Krankheit, das Volk die nationale Gesundheit. Dem niederen, gedrückten, aber züchtigen und arbeitsamen Dasein gilt sein Wohlwollen:

„Suchst du Glauben und fromme Sitte,
Frag im Dorf nach der kleinsten Hütte.“

Über Wortbrecher und Schufte, Lotterbuben und Lakaienseelen schwingt er mit derber Schonungslosigkeit die Geißel seines Spottes. Treffend sagt er:

„Wenn jeder müßte vor Land und Leuten
In seinem wahren Gewande schreiten,
Von all den wandelnden Kleiderstöcken
Die Mehrzahl ging' in Bedientenröcken.“

Viele dieser Sprüche preisen den Segen der Arbeit,

„. . . die da nutzt und nährt
Und vorwärts trägt der Menschheit Fahnen,
Die Mut verleiht und Manneswert
Und Adel, trotz des Kaisers Schwert
Und langen Reih'n verschollner Ahnen.“ —

Auf „der Fahrt im wüsten Lebensmeere“ hat unser Dichter gelernt, „daß nur Gebet und Arbeit Trost gewähre“. „Ein Leben ohne Arbeit gilt nur was ein Rahmen ohne Bild!“ ruft er dem Arbeitsscheuen zu; und er meint: „Wird dir dein Tagewerk zur Last, bist du nicht wert, daß du es hast.“ Die Arbeit, so belehrt er uns, bedarf keiner äußeren Auszeichnung; sie trägt ihren Wert und ihren Adel in sich selbst:

„Der beste Orden, den ich weiß,
Ist eine Hand voll Schwielen“ —

und bei der Wahl zwischen Wunsch und Pflicht dünkt ihm der unbequemste Pfad der beste. Die meisten dieser Sinngedichte und Sprüche sind goldene Früchte in goldener Schale, und sie gehören neben den poetischen Erbauungsbüchern eines Rückert, Schefer und Sallet zu den Schätzen der Spruchweisheit in unserer modernen deutschen Litteratur.

Die episch-lyrische Erzählung ist in Webers erster Gedichtsammlung am reichsten vertreten. Manche dieser Poesieen sind breitausgeführte, farbenreiche Geschichtsbilder, z. B. „Die Leichenwacht“, „König Jerome“, „Sachsentrotz“, „Die Hunnen“; andere bewegen sich im geheimnisvollen Halbdunkel der Sage, wie „Twardowski“, ein Seitenstück zu dem „Spiritus familiaris des Roßtäuschers“ von Annette v. Droste; wieder andere führen uns in die phantastische Welt des Volksmärchens wie „Hans Höllenknecht“, „König Wolmer“. Eine stattliche Anzahl der bedeutendsten dieser Dichtungen sind dem modernen Leben entnommen, z. B. „Zwischen Halde und Heerweg“,

„Im finsteren Grunde“, „Seemannswitwe“, „Im Hinterhalt“; es sind Nachtstücke unseres socialen Lebens, die meisterhaft in der Ausmalung und Beleuchtung der Situation mit wahrhaft packender Gewalt die Seele ergreifen. Daran reihen sich einige im Volkstone gehaltene Stücke, in denen das Epische weniger zur Entfaltung kommt, sondern mehr im lyrischen Äther traumhaft verschwebt, z. B. „Verrauscht und verronnen“, „Verschmäht“, „Er kommt nicht mehr“ u. a. Aber auch humoristische, rührende und schalkhafte Genrebilder weiß unser Dichter zu zeichnen, z. B. „Vor der Himmelsthüre“, „Der Handschuh“, „Pechvogel“. Die Formgebung Webers erscheint vielfach als eine Fortsetzung Uhlandscher Darstellungskunst. Hier ist keine romantische Zerflossenheit, sondern die feste, markige Zeichnung, die klare, sichere Anschauung, der knappe, volkstümliche Ausdruck und die Fülle der Plastik, die dem Meister der schwäbischen Schule eigen sind. Daneben erinnern einzelne weiche Klänge und Bilder an Lenau; einzelne Wortbildungen, in denen der Erdgeruch der Sprache noch nicht verduftet ist, an Annette v. Droste, während hie und da, z. B. in der „Leichenwacht“, der dröhnende Schritt der Rhythmen an Ferdinand Freiligrath gemahnt. Weber gießt seine Stoffe nicht in Verse um, sondern er denkt künstlerisch. Es lebt in ihm jene „prästabilierte Harmonie“ zwischen Gedanken und sprachlichem Ausdruck, die Wilhelm Jordan als eine der poetischen Form eingeborene bezeichnet. Webers dichterische Art ist dabei durchaus national; er verschmäht die antiken und romanischen Versgefüge, selbst den Hexameter gebraucht er selten, und in seiner ersten Gedichtsammlung findet sich kein Sonett. Der Reim kommt aber fast durchweg bei ihm zur Anwendung. — So liegen die drei Elemente: Lyrik, Epik, Didaktik, welche in „Dreizehnlinden“ zu herrlicher Einheit verschmolzen sind, hier in klarer Sonderung vor uns. Diese Vielseitigkeit ist ein bedeutender Vorzug der Weberschen Gedichte und erklärt zum Teil ihren großen Erfolg. Sie wenden sich nicht an jeden, der mitten im Geräusche des Tages eine müßige Stunde mit unterhaltender Lektüre auszufüllen wünscht; wer sich aber die Ruhe bewahrt hat für den Genuß feiner und durchdachter künstlerischer Arbeit,

wer für den zarten Hauch reiner, echter Poesie empfänglich ist, wer zumal im Kampfe mit dem Leben gereift und mit seinen Täuschungen bekannt ist, der wird die volle Wahrheit und Schönheit dieser lyrischen Gaben zu würdigen verstehen und in dem Dichter einen Freund für das Leben gewinnen. Mit der Herausgabe seiner lyrischen Poesieen hat Weber nicht, wie einst Oskar von Redwitz, seinen Dichterruhm geschmälert und verflacht, sondern ihn nur noch fester begründet. Der große Wert dieser Gedichtsammlung wurde von der Kritik einstimmig anerkannt, ja, manche Beurteiler, wie z. B. der feinsinnige Litterarhistoriker Prof. Anton E. Schönbach in Graz, stellten die Gedichte höher als „Dreizehnlinden“. Welch warme Aufnahme die Lyrik Webers beim Publikum fand, beweist die Thatsache, daß seine „Gedichte“ heute in 22 Auflagen verbreitet sind.

Im Sommer 1882 beabsichtigte Weber, in Begleitung Wattendorffs die Niederlande zu bereisen, wurde aber durch seine ärztliche Praxis, die ihn gerade damals stark in Anspruch nahm, an der Ausführung dieses Planes verhindert. „Aus unserer Amsterdamfahrt wird nun in der That nichts,“ schreibt er dem Freunde am 29. August. „Ich habe keine Zeit. Die paar Tage, die mir noch zu leben übrig sind, muß ich arbeiten; zu meinem Vergnügen habe ich überall nur blutwenig gethan — etwa mal einen Hasen geschossen oder einen schlechten Reim gemacht.“ — „Ich habe sehr viel Arbeit,“ heißt es in einem anderen Briefe, „und bin ich mit der fertig, so bin ich müde — sehr sogar! An jenen Tagen sieht es auf dem Schloßhofe — wie die Leute sagen — aus wie in Kevelaer, mir nicht zu großer Freude. . . . An Reime denke ich gar nicht mehr; der Kopf ist mir voll von wüsten Krankheitsbildern“. Trotz dieser angestrengten täglichen Berufsarbeit fand Weber aber auch jetzt noch Zeit zu einer umfassenden, vielseitigen Lektüre, in welche uns sein Briefwechsel mit Frau Seitz und Wattendorff einen interessanten Einblick gewährt. Einige von seinen litterarischen Urteilen, die sich in dieser Korrespondenz finden, will ich hier mitteilen: „Ich lese jetzt“, so berichtet er am 22. Oktober 1882 der genannten Freundin, „Les rois en Exil“ von A. Daudet. Ein entsetzliches Buch und Boulevard-Französisch; höchst

interessant, aber schauerliches Sittengemälde. Hüten Sie sich davor!" Von Goldsmiths ‚Vicar of Wakefield' sagt er: „Ist es nicht zum Schämen, den bis jetzt nicht gelesen zu haben? Und ich erbaue mich recht gut dabei. Der gute, dumme Vikar ist gar zu treuherzig, als daß man ihm gram sein könnte." Johannes Scherr nennt er einen klobigen Gesellen, „so klobig wie sein Gesicht", dem man aber unmöglich gram sein könne: „er ist ein grundehrlicher Kerl." Vernichtend klingt sein Urteil über den Ebersschen Roman: „Josua". „Vor dem unendlich langweiligen Bandwurm, genannt Josua, will ich Dich und jeden Braven verwarnt haben. Ich habe mich todmüde hindurch geseufzt und war froh, als ich an das letzte Kapitel, das die köstliche Überschrift: ‚Schluß' zeigt, gekommen war". Dagegen spricht er mit Achtung von der Dichterkraft Edgar Allan Poes: „Vielen Dank für Ihre netten Briefe und des seltsamen Schreibers seltsame Geschichten. In dem steckte Spiritus außer dem getrunkenen. Welch ein Jammer, daß ein so reich begabter Mensch wie Poe durch ein so nichtswürdiges Gift wie Gin an sich selbst zum Mörder wurde!" — Auch den dänischen Märchendichter Andersen erwähnt er: „‚Sein oder Nichtsein' von Andersen ist mehr interessant als spannend, die psychologische Entwicklung vortrefflich, soweit dies möglich war. Der Weg vom Materialismus zum Christentum kann nur durch Gottes Hilfe gefunden werden." Die Biographie Walter Scotts von Eberty findet er hochinteressant, und Hübners „Spaziergang um die Welt" nennt er eines der trefflichsten Bücher, die er gelesen habe. Über Björnson bemerkt er: „Schade, daß er ein Demagoge geworden ist und vor Hochmut platzt." In einem Briefe an Wattendorff vom 8. Februar 1883 äußert er sich über Björnson also: „Ich füge ein paar Hefte schwedischer Übersetzungen des Björnson zu, die Du mit Interesse lesen wirst, Arne und Fiskareflickan, letzteres wohl mehr der Sprache wegen. Arne ist noch sehr gut und aus der Zeit, wo der Verfasser sich nicht in die Politik verrannt hatte. Das Beste ist ‚Synnöve Solbakken'. . . . Wenn Du sonst Bücher haben willst", fügt er hinzu, „so schreib es; alles, was ich habe, steht zu Deinen Diensten, sogar Hartmann Schedels ‚Chronica mundi',

ein etwa 50 Pfund schweres Bändchen mit den ältesten Holzschnitten von Michael Wohlgemuth und Friedrich Pleidenwurf." Über die neuprovençalischen Dialektdichter, welche ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hatten, spricht er in einem Briefe an Wattendorff vom 9. Oktober 1883: „Seit einiger Zeit bin ich in gewisse Beziehungen zu den neuprovençalischen Poeten, die im Dialekt schreiben, und an deren Spitze Mistral steht, geraten. Mr. Paul Mariéton, l'historien de cette nouvelle littérature, schickt mir mit rührendem Eifer Abhandlungen und die Révue lyonnaise, in welcher er nächstens einen längeren Aufsatz über ‚Dreizehnlinden' und eine Übersetzungsprobe von Nr. I. veröffentlichen will." Mit welch warmer Anteilnahme er die Dichtung auf roter Erde verfolgte, bezeugt ein Schreiben an Wattendorff vom 19. Dezember 1884: „Sanitätsrat Dr. Hartmann in Lintorf, ein höchst liebenswürdiger Mann und begeisterter Sohn der roten Erde, hat neuerlichst ein hübsches Buch veröffentlicht: ‚Schatzkästlein westfälischer Dichtung', welches ich Dir zur Anschaffung empfehle — schon aus Patriotismus. . . . Der Verfasser hat die Poeten nach Stämmen und Landschaften geordnet: 1. Minden-Ravensberg-Lippe. 2. Paderborn. 3. Sauerland-Mark. 4. Münster. 5. Osnabrück. Er giebt Hochdeutsch und Plattdeutsch. — Wie leicht denkbar, sind manche vergessen. Von den Paderbornern habe ich ihm mehrere Namen genannt. — Von den münsterischen führt er auf: Bernh. Gottfr. Büren, Wilh. Junkmann u. a. Da es in unserem Lande wohl mehr Poeten giebt als Eicheln, denn die Eichen sterben aus und die Dummen werden nicht alle, so hat der gute Hartmann wohl einen und anderen braven Münsterländer und Osnabrücker vergessen; bitte, nenne mir diese und teile mir womöglich eine kurze Biographie, Geburtsort und Tag sowie Sterbeort und Tag mit, sage auch, was der Mann geschrieben und wo er es drucken ließ."

So lebte der Dichtergreis in seinem bescheidenen Wirkungskreise fast noch voller und wärmer mit seiner Zeit, als in den Tagen seiner Jugend. Die Gedichte, welche er jetzt schrieb, hätte er nicht besser in der Vollkraft seiner Jahre schaffen können. Freilich behaupten manche Physiologen, der Mensch sei mit siebenzig Jahren überhaupt

noch nicht alt. Flourens z. B. stellt den Satz auf, daß das kräftigste Mannesalter zwischen dem fünfundfünfzigsten und dem siebenzigsten Jahre liege, und Reveillé Parise in seinem Buche: „Das Alter“ erklärt, zwischen dem fünfundfünfzigsten und siebenzigsten Jahre, manchmal noch später, entfalte der Geist eine Elasticität, Kraft und Mächtigkeit, die wahrhaft bewundernswert sei, indem der Mensch da auf dem Höhepunkte seiner Leistungsfähigkeit stehe: „c'est véritablement l'homme ayant atteint toute la hauteur de ses facultés.“ In Lokharts Biographie Walter Scotts heißt es: „Man sagt gewöhnlich, daß das Genie sich besonders dadurch kenntlich macht, daß es die Kraft verleiht, noch in vorgerückten Jahren die Gefühle der Jugend in ihrer ganzen Glut und Reinheit zu schildern. Ich glaube aber, daß ein so herrlicher Vorzug nur dem tugendhaften Genie als wohlverdienter Lohn zu teil wird.“ Wie Walter Scott, so kann auch Weber als Beispiel für diese Behauptung dienen. In dem Stillleben des Alters entfaltete seine Natur, wie ich schon mehrfach hervorhob, ihre schönsten Gaben; ihm blieb das volle Verständnis jeder künstlerischen und wissenschaftlichen Tüchtigkeit, eine unzerstörbare Frische des Empfindens, die gutherzige Teilnahme an allem Menschenlos und nicht zuletzt jener feine Humor, der, nicht zu feindlicher Spitze geschärft, milde hinlächelnd über menschliche Schwächen, in leichter, heiterer Nachbildung gerne den Widersinn der Thorheit hervorkehrt. Welch köstliche Laune atmet z. B. ein Scherzgedicht, das der Greis am 17. Januar 1885 von Berlin aus an Wattendorff richtete:

„Und da hockt er wieder im öden Berlin, dem wüsten, nordischen Babel!
Und fragst Du, Freund, ‚wie gefällt es ihm?‘ so versetzt er: ‚Ganz miserabel!‘
Trübselig blickt er ins Wetter hinaus durch die schwadigen dämmrigen Scheiben
Ins Straßengewirr, ins Menschengewühl und das Droschken-Tosen und Treiben.
Und drin ist's kühl, und es friert sogar den Ofen, den eisigen Riesen,
Ja, fühlt' er sich nicht als Großstadtkind, er würde sich schneuzen und niesen.
Und Sofa und Tisch und Stuhl und Schrank, sie haben den Schnupfen und Husten,
Mahagoni alle und adligen Stamms, sonst würden sie keuchen und prusten. —
Und das Bett ist hart und der Kaffee dünn, und die Milch seltsames Gerinsel,
Und Saitengeschwirr zur rechten Hand, zur linken Kindergewinsel!

»Nusquam commodius vivitur, quam domi« steht schon im Bröder,
Doch war er so dumm, Dein Freund, und biß nochmal auf den alten Köder. —
Da hockt er nun wieder im öden Berlin und seufzt: ‚Wie war es doch besser
Weit hinter dem Sand im heimischen Land, im Schloß am Gräftegewässer!‘ —
Doch fort mit den Reimen! es sei genug der scheltenden Jambengäste:
Wohl dem, der sitzt am eignen Herd und wärmt sich im eignen Neste!“ —

„Am 14. abends bin ich hier angekommen,“ heißt es in der Nachschrift. . . . „Magnus Bagge war so vorsorglich gewesen, mir eine Wohnung zu mieten. Meine Stube ist schön groß und luftig und alles gut, dank dem guten Magnus. Was oben in Reimen steht, ist pure Dichtung, mithin lauter Lügen, wie sich das von selbst versteht.“

Im Herbste 1885 trat Weber wieder mit einer größeren Dichtung vor die Öffentlichkeit. Es sind die „Marienblumen“, deren Entstehungsgeschichte bis in den Sommer 1883 zurückreicht. Damals wurde Weber von dem Kölner Verlagsbuchhändler Albert Ahn ersucht, zu Madonnenbildern, welche Wilhelmine Ittenbach nach ihres Vaters Originalen gemalt hatte, erläuternde Gedichte zu schreiben. „Ich soll Reime zu den Sieben [?] machen,“ schreibt Weber an Frau Seitz, „und dann soll ein Buch daraus werden. Ich hatte zugesagt in der Meinung, zu sieben angegebenen Initialen Sprüche schreiben zu sollen; das hätte ich gethan. Nun aber sind die Sprüche bereits vorhanden, wie ich aus dem mir zugesandten Muster ersehe — und welch ein Muster! — Daneben mag ich mich mit meinen armen Reimen nicht blamieren.“ Nach einigen Verhandlungen mit Ahn erklärte sich Weber bereit, eine Auswahl von Marienliedern deutscher Dichter zusammenzustellen, die den Bildern beigefügt und ihnen zur Erläuterung dienen sollten. Aber auch dieses Vorhaben kam nicht zur Ausführung, und endlich entschloß sich der Dichter wieder, die Verse selbst zu verfassen. Anfangs August 1883 besuchte ihn im Auftrage des Verlegers Dr. Adolf Ebeling, ein Litterat — so heißt es in einem Briefe Webers — „der Professor in Paris und Cairo gewesen ist und in Ägypten Bescheid weiß, wie ich in meiner Tasche. Ich habe mich einverstanden erklärt, einen Dedikationsreim, einen Schlußreim und einen Reim zu jedem der 6 Ittenbachschen Bilder (nach

gegebenen Initialen) zu liefern“. Während des Winters erkrankte Weber; die produktive Stimmung wollte sich nicht einstellen, und so bat er Ahn, ihn seines Versprechens zu entbinden. Die Angelegenheit ruhte nun länger als ein Jahr. Am 22. Januar 1885 bemerkt der Dichter in einem Briefe an Frau Seitz: „Wegen Ahns und der Marienlieder plagen mich schon lange Zeit schwere Skrupel. Es liegt mir gar nicht fern, in nächster Zeit einmal an ihn zu schreiben. Ich mache die Arbeit nicht gern: aber ich weiß nicht, ob es nicht doch eine moralische Schuld ist, die ich gegen Herrn Ahn habe, der im Vertrauen auf meine Mitwirkung sich auf ein so kostspieliges Unternehmen eingelassen hat.“ Die Unterhandlungen wurden nun wieder aufgenommen, und schon wenige Wochen später konnte der Dichter dem Verleger, der ihn in Begleitung Adolf Ebelings in Berlin besuchte, die inzwischen vollendeten „Marienblumen“ vorlesen. „Du lieber Gott!“ ruft Weber in einem Schreiben an Wattendorff vom 13. Juni 1885 aus, „wie trübselig werden sich meine armen Reime unter all den bunten Blumen und Ranken, Schnörkeln und Arabesken ausnehmen, bleiche, lumpige Bettelkinder auf Marmortreppen.“ Das Werk erschien in Prachtausgabe während des Spätjahres 1885; eine Volksausgabe ohne Illustrationen folgte im Jahre 1892. — Webers „Marienblumen“ gehören zu den besten religiösen Dichtungen der letzten Jahrzehnte. Es sind von tiefem Gefühle durchhauchte lyrische Betrachtungen und Erzählungen, die sich mehr oder minder enge an die einzelnen Gedanken des englischen Grußes anschließen. Einige dieser rührenden Klänge sind im Volkstone gehalten oder Bearbeitungen älterer Volksweisen, z. B. „Das Singerlein“, das mir neben dem formvollendeten Gedichte: „Maria Spinnerin“ als die schönste Perle dieser religiösen Liedersammlung erscheint.

Von den übrigen kleineren lyrischen Poesieen, die Weber während dieser letzten Jahre geschaffen hat, nenne ich das schalkhafte, reizende Gedicht: „Graunönnchen“, das in Berlin am 30. April 1883 entstand und der bekannten in der Limburger Chronik mitgeteilten Nonnenklage nachgebildet ist; ferner die formschöne Elegie: „Meine Toten“, die an Longfellows „Fußstapfen der Engel“

erinnert, sowie das ergreifende Situationsgemälde: „Seemannswitwe", die Erzählung: „Der Wildschütz" und das packende Lebensbild: „Im finsteren Grunde". Weber schrieb dieses letztere während einer Eisenbahnfahrt beim Anblicke einer verfallenen Mühle am Fuße des kegelförmig aufragenden Desenberges bei Warburg. Als Friedrich v. Oeynhausen dem Dichter einmal eines seiner Sonett vorlas, meinte dieser, seine Muse könne sich dieser gekünstelten romanischen Versform nicht mehr anbequemen. Tags darauf verfaßte er das hübsche Gedicht „Ein Sonett" und widerlegte damit seine eigene Behauptung. — Auch die schlichte Erzählung: „König Olaf" ist um die Mitte der achtziger Jahre in Thienhausen entstanden. Den Stoff derselben entnahm er den „Altdänischen Heldenliedern, Balladen und Märchen" von Wilhelm Grimm, wo S. 505 die Legende folgendermaßen erzählt wird: „So sitzt er [Olaf] einstmalen an einem Sonntag in tiefen Gedanken und schneidet mit einem Messer, das er in den Händen hat, Späne von einem Stück Holz. Der Diener spricht zu ihm: ‚Herr, morgen ist Montag.' Da sieht der König den Diener an, erinnert sich, was er gethan, und fordert ein Licht. Dann sucht er alle Späne zusammen, legt sie auf seine Hand, zündet sie an und läßt sie darauf verbrennen." — Webers Erzählung schließt sich in Ton und Gehalt genau an diese Vorlage an. — Außerdem verfaßte der Dichter eine lesenswerte Vorrede zum „Lobe des tugendsamen Weibes", einem Werke, das dreißig Kompositionen von B. v. Kramer enthält und zu München in Th. Stroefers Kunstverlag i. J. 1885 erschien; ferner schrieb er ein längeres, das „Vaterunser" behandelndes Gedicht zu Zeichnungen von Paul Thumann.

Große Freude bereitete es Weber, daß sein Sohn, der im Frühjahre 1887 nach bestandenem Abiturientenexamen die Universität Marburg bezog, den väterlichen Beruf erwählte und sich dem Studium der Medizin widmete. „Sieh besonders darauf," so schreibt er an ihn am 24. Juni, „daß Du in der Chemie eine feste, gute Grundlage gewinnst; sie ist die unentbehrlichste unserer Hilfswissenschaften. Ein Arzt, der in ihr nicht genügend beschlagen ist, blamiert sich täglich vor dem Apotheker."

In das Jahr 1886 fällt die Wiedererweckung seines seit langen Jahren entschlafenen freundschaftlichen Verhältnisses zu Gustav Freytag. Mit ihm wechselte Weber einige Briefe und knüpfte zugleich seine Beziehungen zu Wilhelm Danneil wieder an, der als Arzt in Calbe an der Milde lebte. Von den übrigen alten Freunden war Marcard schon i. J. 1883 gestorben. Der Dichter hat ihm lange nachgetrauert; er schreibt am 5. Dezember 1883 an Frau Seitz: „Daß der arme Marcard tot ist, bedaure ich tief, umsomehr als ich ihm nicht mit Hilfe oder Trost nahe sein konnte. Er war ungestüm, in seinen politischen Anschauungen durchaus einseitig und starr, aber er besaß ein edles Herz und war ein Charakter; darum konnte er weich sein wie ein Kind und rauh wie ein Fels. — Sei ihm die Erde leicht. — ‚Einsam machen Not und Alter.‘“ —

Im August 1886 wurden die Bewohner Thienhausens durch zweimalige Feuersbrunst erschreckt und gefährdet. „Am Sonntag den 29. August“, so berichtet Weber am 6. September seinem Freunde Hüffer, „brannte vormittags gleich nach 9 Uhr das Viehhaus ab und am Dienstag der Schafstall, das große uns gegenüberliegende Gebäude. Beidemal war unsere Wohnung in der größten Gefahr. Bei dem ersten Brande hatten wir schon das Feuer auf dem Hausboden, durch brennende Kleeköpfe hingetragen. Durch Gottes Gnade sind wir bisher gerettet und verschont geblieben. Ich sage bisher, denn niemand weiß, wie das Feuer ausgekommen ist, und was eine frevelhafte Hand zweimal gethan hat, kann sie zum drittenmale anstiften. Wir sind seit acht Tagen nicht zur Ruhe gekommen.“ Wie sich später herausstellte, war das Feuer von einem epileptischen Knaben angelegt. Der Aufenthalt in Thienhausen wurde aber dem Dichter dadurch verleidet, und er führte jetzt den langgehegten Entschluß aus, sich ein eigenes Heim zu erwerben. Bei Gelegenheit eines Krankenbesuches im Schlosse Holzhausen kam er durch das benachbarte Städtchen Nieheim und fuhr an seinem späteren Hause vorbei, dessen schöne Lage und solide Bauart ihm auffielen. Als er von dem Eigentümer desselben, einem Bauunternehmer Schäfer, der in Thienhausen mit

der Wiedererrichtung der niedergebrannten Stallungen beschäftigt war, auf seine Anfrage erfuhr, daß jener die Nieheimer Besitzung verkaufen wollte, trat er mit ihm in Unterhandlung. Bald war man über den Kaufpreis einig, und nachdem einige bauliche Veränderungen vorgenommen, eine Wasserleitung angelegt und der Garten, der noch einem wüsten Schutthaufen glich, notdürftig in stand gesetzt waren, siedelte die Familie Webers im Juli 1887 nach Nieheim über. Der Dichter selbst hielt sich während des Umzuges bei seinem Freunde Wattendorff in Ibbenbüren auf und folgte erst nach, als die Einrichtung des Hauses beendet war. Wenige Monate vorher war ihm in Berlin eine öffentliche Ehrung zu teil geworden. Am 14. Januar feierte nämlich die Centrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses das 25jährige Jubiläum ihres Mitgliedes in festlicher Weise, und im Namen aller Fraktionsgenossen hielt Alfred Hüffer an den ehrwürdigen Jubilar eine Ansprache, worin er dessen Verdienste als Abgeordneten rühmte und den Dichter mit den Worten pries: „Weit in die Lande ist Dein herzerhebender Sang gedrungen und hat mit den ihm folgenden schönen Liedern eine ungeahnt wachsende, begeisterte Aufnahme in den breitesten Schichten unseres Volkes, ja weit über die Grenzen unseres Landes hinaus gefunden. Die Zeitgenossen preisen den Dichter, der während seines Mannesalters am ‚Amboß' schwerer Arbeit gestanden und erst am Abend seines Lebens den in ihm schlummernden ‚Zauberwald' der Poesie mit einem Schlage zu voller Blütenpracht erweckte. Wir aber, die Dich mit freudigem Stolze den Unsrigen nennen, lieben und verehren in dem gottbegnadeten Dichter vor allem den edlen, hochherzigen, selbstlosen Mann, den treuen, unwandelbaren Freund und Fraktionsgenossen." . . . Am 16. Januar, dem 75. Geburtstage Windthorsts, vereinigte ein Festbankett die Mitglieder des Centrums zur Feier der beiden Jubilare, wobei der Fraktionsführer das Wort ergriff, um den Abgeordneten-Jubilar zu feiern als den Dichter, der, christlich denkend und christlich fühlend, das deutsche Wesen in seiner ganzen Tiefe in dem herrlichen Sange von „Dreizehnlinden" erfaßt und geschildert hat.

Nieheim. – „Goliath.“ – Die letzten Lebensjahre.

„Ich diente — und mein Lohn ist Frieden.“
F. W. Weber.

„Sie werden sich wundern,“ so heißt es in einem Briefe Webers vom 20. Dezember 1887 an August Reichensperger, „daß ich Ihnen nicht aus dem Wasserschlosse schreibe. Nachdem es dort durch zweimalige Brandstiftung an den nächstliegenden Ökonomiegebäuden ungemütlich geworden war, habe ich mir in Nieheim, einem schön gelegenen Landstädtchen, ein neues Haus mit 4 Morgen Garten gekauft. Ich mochte gerne vor meiner Abreise den Meinigen eine bleibende Heimstätte schaffen. Es ist gut so.“ — Das schmucke, in modernem Villenstil erbaute, von Kletterrosen und wildem Wein umrankte Dichterheim Webers liegt in einem weiten Thalkessel. Vor seiner Front befindet sich ein Ziergärtchen, in dessen Mitte ein hübscher Springbrunnen seinen funkelnden Strahl entsendet. Hinter dem Hause erstreckt sich ein größerer wohlgepflegter Blumen- und Obstgarten, der zu der Zeit, als Weber das neue Heim bezog, noch ziemlich kahl und unfreundlich aussah. Ganz in der Nähe des Hauses, an dessen Südseite, erhebt sich eine steile Anhöhe, der Holsterberg, auf dessen bewaldetem Gipfel ein Aussichtsturm ragt, der einen weiten Blick in die Landschaft eröffnet. In dem neuen Wohnsitze fühlte sich Weber bald behaglich; namentlich gefiel ihm die Naturscenerie des Waldstädtchens. „Nieheim, das ich sehr zu Unrecht früher das ‚rostige‘ schalt,“ so schreibt er am 5. September 1887 an Hüffer, „hat eine reizende, sogar interessante Umgebung und bietet Gelegenheit zu anmutigen Gängen; unser Haus ist geräumig und harrt der Gäste.“ — Das äußere Leben des

Dichters bietet von nun an wenige bemerkenswerte Ereignisse. Fast in jedem Jahre war er während des Frühlings und Winters mehrere Monate oder Wochen in Berlin, um seiner Abgeordnetenpflicht zu genügen; die übrige Zeit verlebte er in der Heimat. Still und unmerklich zogen die Jahre dahin, sie wandelten wenig an seiner äußeren Erscheinung, und noch weniger vermochten sie seine Geistesfrische zu zerstören. Die Ordnung des Tages, die Berufsthätigkeit, die kleinen Erholungen blieben unverändert dieselben. Die Zahl seiner Patienten war noch größer als in Thienhausen. Es gab Tage, an denen er von morgens acht bis mittags um ein Uhr in seinem Sprechzimmer beschäftigt war. An Sonntagen war der Andrang der Kranken so groß, daß der Greis auch während des ganzen Nachmittags fast unausgesetzt seiner Berufspflicht obliegen mußte und ihm meistens nicht einmal die Zeit zu einem Spaziergange blieb. „Ich bin abgehetzt," so schreibt er einer Freundin, „und jeder Nerv zittert in mir von allem Menschenleid, das ich heute und die Tage vorher gesehen habe." Wenn sein Sohn während der akademischen Ferien im Elternhause weilte, so leistete dieser ihm treulich Beistand; sonst pflegte, wie ich schon erwähnte, die Tochter ihm hilfreich zur Hand zu gehen. Seine Erholung fand Weber im Kreise seiner Angehörigen und Freunde. Er las eifrig und musizierte oder lauschte dem Spiele seiner Tochter. Die klassischen Schöpfungen der Tonkunst, die ihm längst vertraut waren, begrüßte er mit stets neuer Freude, aber auch modernen Tondichtungen, sofern sie nur Werke eines echten Künstlers waren, brachte er noch immer ein feines Verständnis und eine warme Empfindung entgegen. Auch sein litterarisches Urteil blieb frei von den Einseitigkeiten des Alters, und Autoren der letzten Jahrzehnte las er mit gleichem Interesse wie seine Lieblingsschriftsteller in der griechischen und römischen Litteratur oder im deutschen Mittelalter.

„Allgemach schiebt sich", so meldet er am 21. Juni 1887 seinem Freunde Wattendorff, „die rudis indigestaque moles wieder in Schick und Reihe. Auch meine Bücher sind aufgestapelt, doch einstweilen noch in so lächerlicher Unordnung, daß ich mich wundern muß, wie die feindlichsten Geister so friedfertig nebeneinander



Webers Wohnhaus.



stehen. Trotz des Chaos ist es mir gelungen, das Dir Versprochene herauszuangeln, und so bekommst Du denn hierbei erstens und vor allem meinen Trûtgesellen von der Vogelweide. Ich bin überzeugt, Du wirst Dich mit ihm anfreunden; daß er mitunter recht hart mit Rom und dem babest redet, ist dem deutschen Manne wahrlich nicht zu verübeln, wenn man der Wirrnisse unter den Hohenstaufen und der ‚unsenften brieve‘, die ihnen geschrieben wurden, gedenkt. — Ferner erhältst Du einen dänischen Roman von B. Ingemann, ‚Kong Erik og de Fredlose‘. Mit Hilfe des Wörterbuchs wirst Du Dich in das mattherzige Idiom bald hineinlesen. Du lernst ja Sprachen sehr leicht, und kannst Du Dänisch, so kannst Du eine mehr. Schließlich füge ich für Dich den Quickborn von Klaus Groth bei. Der Mann ist ein feinsinniger Lyriker, der sein Instrument, die Sprache des Dithmarschen, zu spielen versteht. — Dein Baptista Mantuanus, Karmelitermönch, geb. 1448, gest. 1518, war s. Z. ein berühmter Poet. Er soll an 55000 Verse geschrieben haben. Seine Opera omnia sind durch Laur Cuyler herausgegeben und in IV Vol. in Antwerpen gedruckt. Es wäre mir lieb, wenn Du mir den alten Burschen leihen wolltest. Was ich in ihm gelesen habe, war nicht übel und zeugte von großem sittlichen Ernste.“

Im Verkehre mit seinen Bekannten hatte Weber die alte Frische und Empfänglichkeit bewahrt. Neuen Freunden trug er dieselbe Fähigkeit liebenden Verständnisses, dieselbe herzliche Anteilnahme entgegen wie den Gefährten seiner Jugend. Freundnachbarliche Beziehungen unterhielt er mit dem Freiherrn A. von der Borch in Holzhausen, einem ritterlichen Manne von echt konservativer, christlicher Gesinnung und altsächsischem Rechtsgefühl, den er hochschätzte und an dessen blühender Kinderschar er eine große Freude hatte. Besonders war ihm Elisabeth, die zweitälteste Tochter von der Borchs, ans Herz gewachsen; sie brachte dem verehrten Dichtergreise manchen Blumenstrauß, und er nannte sie „seine kleine Freundin“. Zu den regelmäßigen Besuchern des Weberschen Hauses gehörte auch der alte Seelsorger und Beichtvater der Familie, der Pfarrer Christ in Holzhausen, mit dem sich der Dichter gern über

Botanik unterhielt. Reiche Anregung für seine germanistischen Studien empfing er von dem Kaplan Platte in Nieheim, der ihm sehr nahe stand und den er „einen Abgrund von Gelehrsamkeit" nannte. Auch der treffliche Violinspieler Edmund Rawe in Elberfeld und der stets aufgeräumte Kreisphysikus Dr. Kluge in Höxter, der über einen schier unerschöpflichen Schatz von lustigen Geschichten verfügte, sowie Dr. Bäumer, damals Arzt in Steinheim, waren gern gesehene Gäste in dem Heim des greisen Dichters. Zu den Verehrern Webers, die alljährlich in seinem Hause zu Besuche waren, zählte der Landgerichtsdirektor Dr. Ferdinand Wulff aus Hamburg, ein edler, feinsinniger Mann, durch große Sprachkenntnis und jene Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, die Adalbert Stifter den Sonnenschein des guten Herzens nennt. —

Im Anfang des Jahres 1888 war Weber in Berlin. Am 23. Februar richtete er von hier aus ein Schreiben an seinen Sohn, welches uns die ganze Tiefe seines Vaterherzens erschließt und in seiner schlichten Gottesfurcht an die Briefe des Wandsbecker Boten erinnert: „Morgen vollendest Du Dein 21. Lebensjahr; Du trittst damit in die Reihe der viri juvenes und ziehst, so zu sagen, die toga virilis an; Du wirst großjährig, vor dem Gesetze selbständig und verfügungsfähig; aber auch verantwortlich für Dein Thun und Lassen. Vor dem lieben Gott bist Du es schon längst gewesen. Mit dem morgenden Tage, mein lieber Sohn, erlangst Du Rechte, aber es werden Dir mit ihm auch Pflichten auferlegt. Der erste Abschnitt Deines Lebens liegt hinter Dir; Du stehst auf der Schwelle des zweiten, der grundlegend für Deine ganze Zukunft werden soll, für Deine Wohlfahrt an Leib und Seele. Darum mußt Du mit unablässigem Streben um die edle und echte Wissenschaft werben, wie um eine hochgeborene Braut. Sie ist spröde und schwer zu erringen; desto unermüdlicher sei Dein Vorwärtsstreben die steile Höhe hinan, auf welcher sie in einem Tempel wohnt. Dazu bedarfst Du rüstiger Kräfte und eines gesunden Körpers, eines unschätzbaren Erbteils, welches Dir durch Gottes Huld zu teil wurde; Du bewahrst es durch strenge Sittlichkeit und weise Vorsicht. — Vor allem aber habe Gott vor Augen

und laß Dich durch das Geschwätz der Thoren nicht beirren. Die Schrift sagt: ‚Timor Dei principium est sapientiae‘. Und nun fasse ich alles in drei Worte zusammen: ‚Sei fleißig, ehrenhaft und fromm!‘ — Der liebe Gott sei mit Dir, mein teures Kind, auf allen Deinen Wegen! Das ist mein Glückwunsch zu Deinem Geburtstage. Es wird viel für Dich gebetet; schaffe selbst, daß die Fürbitten erhört werden können.“

Die Schicksalsstürme, welche während des Frühjahres und Sommers 1888 über unser geliebtes Herrscherhaus hereinbrachen, erfüllten den Dichter mit tiefer Teilnahme. Am 9. März meldet er seinem Sohne: „Gestern Abend setzte die durch Extrazeitungsblätter verbreitete Nachricht über das Hinscheiden des Kaisers die Stadt in große Aufregung. Glücklicherweise folgte der Widerruf sehr bald. Eine andauernde, ohnmachtsähnliche Erstarrung mit Aufhören des Pulses und der Atmung hatte Anlaß zu dem Gerücht gegeben. Die Hohenzollern sind von erstaunlicher Lebenskraft. Gebe Gott, daß der alte kaiserliche Herr den schweren Krankheitsfall auch dieses Mal, wie schon oft, siegreich überwindet!“ Der Wunsch des Dichters sollte nicht in Erfüllung gehen; als er diese Zeilen schrieb, war Wilhelm I. schon aus dem Leben geschieden. Der Tod dieses großen, pflichtbewußten Monarchen und das tragische Geschick seines erlauchten Sohnes, des Kaisers Friedrich, berührten den greisen Dichter auf das schmerzlichste. War er doch von dem edelsten dynastischen Gefühle erfüllt, nämlich jenem, das in dem Herrscherhause die Verkörperung des Vaterlandsgedankens erblickt.

Während seiner Rückreise nach Nieheim wurde Weber von einem so heftigen Unwohlsein ergriffen, daß er in Hannover die Fahrt unterbrechen und dort übernachten mußte. Er setzte am anderen Tage seine Reise fort und langte schwer krank in der Heimat an. „Am Abende des ersten April“, so berichtet der Kaplan Platte in seinen Aufzeichnungen, „wurde ich zu Weber gerufen. Die Kongestionen des Blutes waren unerwartet und in ganz außergewöhnlichem Maße stärker geworden und der Zustand des Kranken bedenklich. Weber empfing mit großer Andacht und wundersamer Ergebenheit die heiligen Sterbesakramente. Dann

blieb ich im Hause auf einem anderen Zimmer, bis er mich wieder rufen ließ. Oben auf dem Holsterberge brannte das Osterfeuer und tummelte sich eine vielfach ausgelassene Volksmenge, aber unten auf der Straße standen einzelne meist kleine ernste Gruppen in leisem Gespräch, lauschend auf jede Nachricht, die etwa aus dem Hause herausdringe über das Befinden des von allen geliebten Doktors. Am anderen Morgen habe ich manches rührende Wort der Teilnahme gehört, vornehmlich von armen Leuten." Der Kranke erholte sich wider Erwarten bald und konnte nach wenigen Tagen die gewohnte Thätigkeit aufnehmen. Schon damals trug er sich aber mit der Absicht, sein Landtagsmandat niederzulegen. Auf das Zureden seiner Bekannten und Freunde ließ er sich jedoch bewegen, eine Wiederwahl anzunehmen. Am 30. Dezember 1888 feierte er im Kreise seiner Angehörigen sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Telegramme, Gedichte, Geschenke bewiesen ihm herzlich und sinnvoll, wie wert vielen Menschen sein ärztliches Wirken geworden und wie seine Dichtung mit den Freuden und Leiden Tausender verknüpft war.

„Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit." Der Grundgedanke dieser schönen Worte, die Goethe am 23. April 1823 an Auguste von Stolberg richtete, klingt bald ernst, bald heiter gefärbt durch alle Briefe Webers aus seinen letzten Jahren. So schreibt er am 16. Dezember 1889 in seiner launigen Weise an Frau Seitz in Hamburg: „Seit Weihnachten trampele ich in das 76. Lebensjahr. Damit ist alles ausgesprochen. Es giebt Krähen mit zwei Flügeln und Krähen mit einem. Die einen fliegen und die anderen flattern. Ich danke Gott, daß ich am Leben bin, und nehme jeden Tag als ein Gnadengeschenk entgegen." „Der Arzt", äußerte Weber einmal im Gespräche zu mir, „darf alt werden, aber nicht alt sein; seine Wissenschaft

erneuert sich täglich, und er ist es der Menschheit schuldig, ihren Fortschritten zu folgen." Bis an sein Lebensende blieb unser Dichter denn auch bestrebt, sich mit den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Medizin bekannt zu machen. Am meisten erregten die Entdeckungen des Professors Koch seine Aufmerksamkeit. „Das Kochsche Heilverfahren", so schreibt er am 19. Dezember 1890 an Frau Seitz, „geht noch in den Kinderschuhen und ist über die Versuchsperiode noch nicht hinausgekommen. Einstweilen kann das Experiment nur in großen Heilanstalten, wo die Versuchspersonen unter verständiger Aufsicht sachkundiger Wächter sind, gemacht werden. Ein Arzt, dem kein wohleingerichtetes Krankenhaus zur Verfügung steht, lasse die Finger davon — und so thue ich. Maßgebende Erfahrungen zu machen ist überhaupt schwer. Erst nach Jahr und Tag läßt sich feststellen, was das Verfahren kann; es handelt sich nämlich auch sehr um Rückfälle." Weber nannte sich selbst „einen Skeptiker in der Medizin, wohl nicht zum großen Unheil der Leichtsinnigen," meinte er, „die sich in meine Behandlung begeben haben".

Die Gedichte, welche Weber während dieser ersten Jahre in Nieheim schrieb, sind zumeist epischer Art und tragen fast alle den Stempel einer edlen und bedeutenden schöpferischen Natur. Am 31. Oktober 1887 verfaßt er das Scherzgedicht „Pechvogel", das denselben Grundgedanken behandelt wie Uhlands „Unstern". Die Schlußpointe der Weberschen Erzählung ist aber treffender und zugleich rührender als die des Uhlandschen Gedichtes. Am 19. Dezember desselben Jahres entstand das poetische Situationsbild: „Heliand", eine freie Bearbeitung des bekannten in Hexametern abgefaßten Lobgedichtes auf den Sänger unserer altsächsischen Evangelienharmonie, das zuerst i. J. 1562 M. Flacius Illyricus in seinem Buche: „Catalogus testium veritatis" unter der Überschrift: „Versus de poeta et interprete huius codicis" veröffentlicht hat. Weber war mit seiner Ausführung dieses echt poetischen Vorwurfes nicht recht zufrieden. „Es ist nicht gut geworden, es ist zu weitläufig", äußerte er zu seinem Freunde Platte. Ein dichterisches Kind heiterer Laune ist „Spiel-

manns Nachtgesang", das er am zweiten Weihnachtstage d. Js. 1887 entwarf und aus dem echtes fahrendes Blut spricht. Dieses lustige Poem machte Weber viel Vergnügen; namentlich gefielen ihm die Verse:

„Das Füchslein, oft mein Schlafgesell,
Das klagt um mich gar sehre;
Die Eule weint vor ihrer Zell'
Und singt das Miserere.
Sie wischt mit einer toten Maus
Wehmütig sich die Augen aus;
Die schwarzen Herrn, die Raben,
Besorgen das Begraben."

Dem Jahre 1888 gehören die Gedichte an: „Morgen?" „Wend Unmut", „Eine Samariterin", „Herbst" und „Gerd Vogel". Den Stoff des letzteren entnahm Weber einer süderländischen Volkssage, nach welcher ein „Viugel" verbrannt wurde, weil er auf einem Heubaum zu blasen verstand. Da Weber sich für die alte Volksüberlieferung interessierte, so ließ er sich in Berlin von dem Reichstagsbibliothekar Dr. Potthast die Originalakten über die Hexenprozesse der Stadt Rüthen geben. Er fand aber darin keinerlei Anhaltspunkte für die Sage, dagegen manches andere schätzbare Material, das er abschrieb. So ist denn „Gerd Vogel", dieses packende und ergreifende Bild aus der Zeit des Hexenwahnes, in allen Einzelheiten eine freie Erfindung des Dichters. Das Jahr 1889 zeitigte u. a. das poetische Gemälde: „Schiffersage", ein Seitenstück zu Elisabeth Barett Brownings „The dead Pan". Auch Antonie Jüngst hat den gleichen Stoff in reimlosen trochäischen Vierfüßlern behandelt. Dichterisch fruchtbarer war für Weber das Jahr 1890. Es entstanden u. a. „Krank zum Sterben", „Wohlgemut" und „Uhlands Tod". Die Anregung zu dem letzteren Gedichte empfing Weber von dem bekannten Lyriker und Novellisten Dr. Julius Lohmeyer in Charlottenburg, mit dem er, wenn er in Berlin war, freundschaftlich verkehrte. „Als der Arzt, der bei Uhlands Hinscheiden zugegen war," so erzählte jener, „abends das Haus des toten Dichters verließ, hörte er von ferne die schöne

Weise vom guten Kameraden singen." Lohmeyer bemerkte dazu, daß dieses ergreifende Moment einer poetischen Verklärung würdig sei, und empfahl, da ihm selbst die Stimmung für die Gestaltung dieses schlichten Stoffes fehlte, denselben Weber zu lyrischer Bearbeitung. Als er wenige Tage später den greisen Freund besuchte, las ihm dieser das inzwischen vollendete schöne Gedicht: „Uhlands Tod" vor. Eine lyrische Perle ist auch die in demselben Jahre verfaßte, von tiefer Empfindung getragene schlichtinnige Elegie: „Maria", welche Weber dem Andenken der am 12. Mai 1890 verstorbenen Tochter seines Freundes Alfred Hüffer widmete. Die im Frühlinge 1891 verfaßte Trauerrede auf den Tod Ludwig Windthorsts geht nicht über das Durchschnittsmaß der Gelegenheitspoesieen hinaus. Ein durchaus eigenartiges Erzeugnis seiner Lyrik ist dagegen das bisher noch ungedruckte Gedicht: „Einem Hellenen":

„Dein Liebling war Homer; denn immer wieder
Erhob er dich, der Mut und Kraft erhebt;
Viel Millionen lasen seine Lieder,
Du, unglücksel'ger Mann, hast sie erlebt.

Es war dein Los, zu wandeln düstre Pfade,
Und kämpfend, irrend, krank an Wund' und Weh,
Durchschrittest du die halbe Iliade,
Durchlittest du die ganze Odyssee.

Du pflegtest niemals auf Phäakenpfühlen
Die weichen Glieder üppig und bequem;
Doch heiße Wunden hattest du zu kühlen
Nach hartem Strauß mit manchem Polyphem.

Nicht Zaubersprüche, nicht Sirenensänge
Verlockten dich vom Felsensteig der Pflicht,
Der tobenden Charybdis Flutgedränge,
Der Scylla Wut erschütterten dich nicht.

Du suchtest Land im uferlosen Meere
Der Geisterwelt mit sehnsuchtsvollem Blick:
Kein Stern und kein Pilot! Ins Ewigleere,
In Nacht und Grauen trieb dich dein Geschick.

Und als dein Auge dann vom Heimatberge
Den langersehnten Rauch aufsteigen sah,
Da führte Charon dich, der falsche Ferge,
Ins Reich des Hades statt nach Ithaka.

Gleich dem Achill ward dir die Braut entrissen.
Du zürntest, wie der Held, dem hohen Rat
Und thatest in des Wirrsals Finsternissen,
Was Telamons hirnkranker Sohn einst that.

Du warst allein, trotz vieler Fahrtgenossen,
Verkannt im Leben und im Tod verfemt,
Doch warme Thränen sind um dich geflossen,
Der meinen hab' ich niemals mich geschämt.

Wo weilst du jetzt? Wo hast du endlich Frieden?
Im Schattenland, wo der Kokytos stöhnt,
Wo Agamemnon sich mit dem Peliden,
Wo Ajas mit Odysseus sich versöhnt?

Dort magst du reden mit den Kampfgesellen
Von Troja im Hellenenparadies,
Wenn nicht ein tiefer Trunk aus Lethes Wellen
Dein Erdenleid dich ganz vergessen ließ."

Mehr noch als diese lyrischen Erzeugnisse, von denen manche aus der Werkstatt des Dichters den Weg in die Öffentlichkeit fanden, bewies das epische Idyll „Goliath", daß Webers schöpferische Kraft ungeschwächt war und daß seine Muse ihr letztes Wort noch nicht gesprochen hatte.

Die Anfänge der Goliath-Dichtung reichen in die siebenziger Jahre zurück. Den Stoff verdankt Weber seinem Freunde, dem mehrfach erwähnten norwegischen Landschaftsmaler Magnus von Bagge. Am 1. April 1876, als der Dichter noch mit „Dreizehnlinden" beschäftigt war, schrieb er von Berlin an seine Tochter: „Als diesen Morgen Dein Brief kam, der mir gute Botschaft von Dir brachte, war gerade Freund Bagge bei mir und paffte mit unmäßiger Dampfausgiebigkeit, während er mir eine Geschichte von drei, will sagen zwei schwarzen Enten erzählte, die, trotz fabelhaftesten Zeitungsenten, alles überbietet, was ich je von lebendiger

wie lebloser Welt gehört habe. Das Ding läßt sich auf einen kleinen Postbogen nicht schreiben. Du mußt Dich also schon gedulden, bis ich komme. Nur soviel kann ich Dir heute verraten, es giebt nicht bloß Hasen, wie Zengerling meinte, sondern auch Enten und andere Dinge unter dem Monde, von denen sich Dein Kleinkinderköpfchen nichts träumen läßt, z. B. Hafsfruer, will sagen Meerfrauen. — Früher glaube ich Dir mitgeteilt zu haben, daß er, Bagge nämlich, mir einmal mit dicken Thränen auf den Backen eine Geschichte von Goliath erzählte, bei Tisch; er aß und weinte; es war bei Marcards. Fast so wunderlich war die Geschichte als die von den Enten, aber wunderbar schön. Er sollte sie aufschreiben, sagte ich damals. Indes, er malt und malt, jetzt hat er wieder einen norwegischen Mondschein auf der Staffelei. Nichts destoweniger ist der Goliath, ich habe ihm neulich die Disposition aufschreiben müssen, denn all Ding hat seine Mache, in der Mache und zwar wie billig im Dialekt, d. h. „Norske bonde tale“. Dienstag Abend gehe ich zu ihm und sehe und höre. Er wird wieder weinen und essen. Seltsamer Anblick: ein Riese in Thränen! Auch ein Lied von einem Knecht soll er mir dann vorsingen, hebt sich an: Och när jag kommer hem, will sagen: Und wenn ich komme heim. — Und von Björnson hat er mir erzählt und von Berthold Auerbach — och när jag kommer hem — sollst Du das alles hören. — Gestern war ich nach mehr als 14 Tagen bei dem Rötlichen: er ist erkältet und schilt wie immer, nur etwas mehr. Von Domaths weiß ich nichts, von mir auch nichts, als daß ich wieder im Leipziger Garten esse. Niedliche Entfernung das, etwa wie wenn Einer in Vörden wohnt und in Bellersen sich ernährt. Von Thienhausen Gottlob gute Nachricht und von der Abtei auch. Wann ich abreise, weiß ich noch nicht; vielleicht Mittwoch oder Donnerstag Abend. — Empfiehl mich den Damen auf das allerschönste. Nun bleib ein frommes Kind und gesund. Allezeit Dein getreuer Vater.“

Hier ist u. a. in schlichter, launiger Prosa erzählt, was uns das Eingangsgedicht zum „Goliath“ in breiteren Zügen humor- und poesievoll schildert. Wie nach dem Ausspruche eines großen Forschers die naturwissenschaftlichen Entdeckungen oft auf der

Fähigkeit beruhen, sich über scheinbar Alltägliches zu verwundern, so entstehen die schönsten dichterischen Gebilde aus der Kraft, in den einfachsten Geschichten und Begebenheiten, wie sie das Werktagsleben mit sich bringt, die Wunder der lebendigen Entwicklung zu erkennen. Von allen denen, welche die rührende Geschichte des armen Goliath gehört haben, wurde nur Weber, der begnadete Dichter, so tief davon bewegt, daß er nach seinem eigenen Geständnisse bei der Erzählung den „warmen Sommerduft von Norwegs Tannen, den Eishauch seiner Gletscher“ zu empfinden glaubte und das kurze Wort des Freundes manchen Tag im Herzen trug, wie man „ein Kleinod wahrt im sichern Schrein“.

Im Frühjahre 1877 weilte Elisabeth Weber bei ihrem Vater in Berlin und wurde mit ihm eines Tages im Marcardschen Hause zu Tische geladen. Hier trafen sie mit Magnus von Bagge zusammen, und auf ihre Bitten erzählte der riesige, weichmütige Norweger seine Begegung mit Goliath noch einmal. Seine Geschichte machte auch auf Elisabeth Weber einen solchen Eindruck, daß sie diese im Gedächtnisse behielt und zu Anfange der achtziger Jahre niederschrieb. Dann war lange Zeit keine Rede mehr davon; der Prosaentwurf des „Goliath“ ruhte vergessen im Schreibtische. Erst im Frühjahre 1888 gewann der Dichter wieder Fühlung mit dem Stoffe. „Am 13. April“, so berichtet Platte in seinen Aufzeichnungen, „erzählte mir Weber von dem Leben in Berlin und seinem Freunde Magnus von Bagge und schilderte dann in großen, anschaulichen Zügen die alte, Teilnahme erregende Geschichte von Goliath und Margit. Soviel ich mich erinnere, wurde an diesem Tage zum erstenmale der Gedanke ausgesprochen, daß die Schicksale dieser beiden hartgeprüften Menschenkinder einer dichterischen Darstellung wert seien, was Weber weit wegwarf. Die Sache sei gar zu einfach, der Stoff zu dürftig, meinte er. Trotzdem der Dichter also eine Bearbeitung des einfachen Vorwurfes jetzt noch ablehnte, blieb die Anregung, die er aus diesem Gespräch'e empfing, nicht fruchtlos. Im Winter 1888 erwachte die schöpferische Stimmung wieder in ihm, und er klagte seiner Tochter: „Ich habe nichts auf der Raufe; mir ist so öde im Kopfe.“ Da las

ihm Elisabeth ihren Entwurf der norwegischen Bauerngeschichte vor, und nun gewann mit einem Male der Stoff aktuelles Interesse für ihn. Sein sinniges Auge weilte mit Liebe auf den dürftigen und scheinbar reizlosen Begebenheiten der Erzählung, und in seinem nach Vorstellung und Gestaltung ringenden Gemüte sammelten sich Bilder und Stimmungen um die rührenden Leidensgestalten des armen norwegischen Knechtes und seiner treuen Margit. Im Frühjahre 1890 begann er die Ausarbeitung; sie erlitt keine Unterbrechung: Leben, Situationen und Charaktere sprangen in körnigen Jamben frisch und kräftig hervor, und schon im Juli 1890 konnte er das vollendete Werk seinem Freunde Hüffer zur Kritik vorlegen.— Die Geschichte Goliaths, wie Magnus von Bagge sie mitteilte, hat in der Niederschrift Elisabeth Webers folgenden Wortlaut: „Ein junger norwegischer Landschaftsmaler war von Christiania ausgegangen, um an dem durch seine Naturschönheiten berühmten Tind-See in Thelemarken Studien zu machen. Mit frischem Mut überwand er die Hindernisse der langen schwierigen Gebirgsreise. Als er an dem letzten Gehöft vor seinem Ziele angekommen war, gab ihm der Wirt, ein wohlhabender Bauer, bei dem er übernachtet hatte, Knecht und Pferd mit, die ihn, soweit sich für das Tier ein gangbarer Weg fand, geleiten sollten.

Es war Sommer. Der junge Mann schritt voran, der Knecht, ein Knabe von etwa fünfzehn Jahren, ging neben dem mit dem Gepäcke des Reisenden, einem Ranzen und einer Malermappe beladenen Pferde. Die Sonne hatte die Mittagshöhe überschritten, und die riesigen Schneefelder der Alpen hoben sich glänzend von dem tiefblauen Himmel ab. Der Wandrer war ein großer, stattlicher Mann. Den breitkrämpigen Hut hatte er abgenommen, und sein üppiges dunkelbraunes Haar fiel in vollen Wellen ein wenig auf die hohe edle Stirn. Zwei kluge braune, aber unendlich fromme Augen, wie die eines Kindes, bildeten einen seltsamen Gegensatz zu dem mannhaften Bau. Der Weg wurde immer beschwerlicher: bald ging er durch enge Schluchten, in denen große Felsblöcke den Weg versperrten, bald an jähen Abhängen vorüber, so schmal, daß man nur vorsichtig vorwärts kommen konnte. Auf einer Bergfirst, die

sich jäh ins Thal hinabsenkte, sagte der Knabe: „Nun muß ich dich verlassen; bis hierher hat mein Herr mir geboten, dich zu begleiten.“ Er beschrieb dem Maler genau den Weg, zeigte ihm, welche Schneekuppen er rechts, welche er links zu lassen habe, und wo er den See, sowie die Hütte des Goliath, zu dem sein Herr ihn gewiesen, finden würde. Der Mann nahm Ranzen und Mappe und schritt rüstig vorwärts, während der Bube mit dem Pferde heimzog. Nun ging es über Berg und Thal, durch Schluchten und über hohe Schneefelder, bis der Wandrer bei sinkender Sonne die Felsplatte erreichte, von der er im Thale den Tind-See erblicken konnte. Rechts bildeten ungeheure Granitblöcke, die jäh ins Wasser abfielen, eine schroffe Wand; links war eine sonnige grüne Fläche, nur unterbrochen durch kleinere moosbewachsene Felsstücke und eine einzelne Gruppe dunkler Föhren, hinter der der Reisende dünne Rauchwölkchen aufsteigen sah. Indem er hinabstieg, sah er ein einfaches kleines Blockhaus. Als er auf dasselbe zuschritt, trat ihm ein hoher eisgrauer Mann mit großen ernsten Zügen entgegen. Der Maler reichte ihm die Hand und sagte:

‚Bist du Goliath? Man hat mich zu dir gewiesen. Ich heiße Magnus und möchte hier bleiben, um zu malen; kannst du mir Obdach geben?‘

‚Du bist mir willkommen, Magnus; mein Name ist Knud, man nennt mich Goliath; es ist mir lieb, wenn du bei mir bleibst.‘

‚Ich mag aber lange bei dir bleiben, Goliath.‘

‚Das ist mir um so lieber, doch mußt du zufrieden sein mit dem, was ich dir bieten kann; komm, tritt herein.‘

So lebte Magnus wochenlang bei Goliath. Anspruchslos, wie er war, achtete er nicht des einfachen, fast ärmlichen Mahles, das sein Wirt ihm, so gut er konnte, bereitete, und freute sich über die Schönheit der Landschaft. Eifrig malte er Tag für Tag, und oft streifte er umher, wenn in hellen Nächten der Mond den Schnee auf den Bergkuppen bläulich anfärbte, die Felsen sich in dem ruhigen See spiegelten und von den aufquellenden Nebeln halb verdeckt wurden.

Als er eines Nachmittags von seinem Gange heimkehrte, sah

er auf der Bank vor der Thüre Goliath an seinem gewohnten Platze sitzen, heute nicht allein, neben ihm saß eine alte Frau mit schneeweißem Haar und faltenlosem stillen Gesicht, deren Hand er in der seinen hielt. Zu ihren Füßen stand ein leerer Korb.

Indem er herantrat, sagte Magnus:

‚Guten Abend, Goliath, wir haben Besuch bekommen?‘

‚Ja, das ist Margit.‘

Über eine Weile stand die alte Frau auf, nahm ihren Korb und sagte:

‚Nun, Knud, muß ich gehen, es dunkelt früh, und mein Weg ist weit.‘

‚Ja, Margit, nun mußt du gehen.‘

‚Gute Nacht, Knud; gute Nacht, Magnus!‘

‚Guten Weg, Margit.‘

Sie ging. Als sie hinter den Bäumen verschwunden war, bis wohin ihr die Männer schweigend nachgeblickt hatten, ging Goliath in das Haus, sorgte für das Abendbrot und sagte, nachdem sie gegessen, zu seinem Gaste: ‚Jetzt, Magnus, wollen wir rauchen; Margit hat mit anderem uns Tabak mitgebracht; komm, wir setzen uns vor die Thüre. Ich muß dir von mir und Margit sagen. —

Als achtjähriger Waisenknabe kam ich zu Ulf, einem reichen Bauer, jenseits des Berges. Er zeigte mit der Pfeife nordwärts. Ulf war Margits Vater. Als ich heranwuchs, wurde ich sein Knecht. Mit den Jahren kam es, daß das Mädchen mir lieb wurde und ich ihr. Es war gut, doch konnte es so nicht bleiben. Ich ging zu meinem Herrn und sagte: ‚Ulf Thordsen, du wirst alt, Margit ist dein einziges Kind, gieb sie mir, sie ist mir gut, und ich will dir ein treuer Sohn sein.‘

Thordsen maß mich mit kühlem Blick vom Kopf zur Zehe und sprach:

‚Knud Eiwind, Margit bekommst du nicht. Ich schulde dir den Lohn vom letzten Jahre, hier hast du dein Geld, und du kannst nicht bleiben.‘

Ich ging. Mein Bündel war rasch geschnürt. Auf dem Hof am Brunnen stand Margit. Als ich zu ihr kam, sagte ich: ‚Ich

habe mit deinem Vater gesprochen; er schickt mich fort. Leb wohl, Margit.' Sie trocknete ihre Hand an der Schürze, reichte sie mir und antwortete: ‚Es ist mir leid, Knud, daß du fort mußt, — fahr wohl!' —

Ich zog hierher und lebte einsam an diesem Ort, indem ich das Stückchen Gartenland, das du hier siehst, urbar machte. Sommers fuhr ich die Wenigen, die von hüben nach drüben wollten, über den See und verdiente damit ein karges Fährgeld. Auch Jagd und Fischfang halfen mir durch.

Nach fünf Jahren kam Margit zu mir und sprach:

‚Knud, mein Vater ist vor sechs Wochen begraben.'

‚So höre ich.'

‚Und nun mußte ich kommen, dich zu sehen.'

‚Und nun, Margit?'

‚Ich bin nicht frei, denn er hat mir nicht erlaubt, daß ich dein Weib werde.'

— ‚Er hat es nicht erlaubt; — dann bist du nicht frei!' —

‚Aber einen anderen kann ich niemals nehmen, denn du, Knud, bist mir lieb, und nun müssen wir bleiben, wie wir sind.'

‚Sie reichte mir die Hand und ging. Seitdem kommt sie jeden Sommer einmal und besucht mich.' —

‚Das ist eine traurige Geschichte', sagte nach einer Weile der Maler. Knud nickte schweigend. Dem jungen Manne rollte eine Thräne in den Bart; des Alten Gesicht blieb unbewegt. Er stand auf, trat in die Hütte und sagte: ‚Gute Nacht, Magnus.' —

Gott allein weiß, wieviel Harm diese zwei Menschen, um den Willen eines Toten zu ehren, in stiller Entsagung ertragen haben."

Treten wir jetzt der Frage näher, wie Weber diese Vorlage benutzte, welche Motive er ihr entlehnte. Was ihn zur Behandlung dieses Stoffes hinzog und ihn befähigte, grade diesen in glücklichster und eigentümlichster Weise zum Kunstwerke umzuformen, wird leicht klar. Es ist der Heroismus des kindlichen Gehorsams, das felsenstarke Pflichtgefühl dieser ernsten, treuen, stillen, wortkargen Nordlandskinder, die das väterliche Gebot selbst dann noch achten

und heilig halten, als es ihr eigenes Herzensglück zerstört. — Weber faßte seine Vorlage ganz selbständig an und führte sie ganz selbständig aus, nur die Umrisse der Handlung und die wesentlichsten Charakterzüge der Hauptpersonen beibehaltend.

Der Satz seiner Quelle: „Als achtjähriger Waisenknabe kam ich zu Ulf, einem reichen Bauer jenseits des Berges“, regte ihn zur Darstellung der Jugendgeschichte Goliaths an. Dadurch entwickelt sich der Hauptcharakter vor unseren Augen, und zugleich schuf der Dichter mit diesem Kindheitsidyll eine liebliche, Spannung weckende Exposition. Das friedliche Leben in der Hütte Eiwinds und Randis, die Schilderung, wie der Knabe Olaf mit Ziege und Lamm auf den Säter zieht und inmitten der herrlichen Hochgebirgswelt seinen Märchenträumen nachhängt, bis plötzlich der Donner des Bergsturzes ihn aus seinem stillen Sinnen aufschreckt und er bei seiner Heimkehr die Eltern unter den Trümmerhaufen verschüttet und begraben findet, dies ist freie Erfindung des Epikers und in die zartesten und rührendsten Farben gekleidet. Der elternlose Knabe erwächst in der Schule des Leides, seine Seele wird von vornherein auf den Ton des Schmerzes und der Entsagung gestimmt. Auch die herzbewegende, gefühlsinnige Schilderung, wie der greise Priester von Hitterdal die trümmerreiche Stätte segnet, „die der Bewohner Sarg und Grab geworden“, wie er dann mit milder Mahnung das verwaiste Kind dem reichen Bauer Knud von Rönnedal übergiebt, ist ganz aus dem Empfinden unseres Dichters geflossen und gehört zu dem Schönsten, was er geschaffen. In diesen Scenen schlägt die Kindheit Webers ihr Auge auf. So lieh er z. B. der Mutter Olafs die freundlichen und gewinnenden Züge seiner eigenen Mutter:

„Sie war der Sonnenschein im düstern Häuschen,
Sie sang zur Arbeit, wo sie ging und stand,
Der Drossel gleich aus inn'rer Freud' und Lust
Des liederreichen Nords uralte Weisen.
Zuerst für sich; doch als der Knabe kam,
Für sich und ihn. Und wie er mählich wuchs,
Erzählte sie ihm wunderbare Märchen
Aus grauer Zeit, als noch die Tiere sprachen

Und Alb und Zwerg mit Menschen gern verkehrten.
Vierjährig kniet' er schon zu ihren Füßen,
Am Morgen und zur Nacht mit ihr zu beten,
Und rührend war es, wenn er, fromm verschränkt
Die kleinen, stumpfen Finger, jedes Wort
Ihr von der Lippe nahm und jedes Wort
In Kindeslauten mühsam wiederholte,
Indes der Vater seitwärts stand und leise
Des Himmels Huld anrief für Weib und Kind."

Aus der Erinnerung an sein eigenes Jugendleben stammt auch die rührende Schilderung:

„Er saß und weinte still.
Dann ging er um die Scheune, wo am Hügel
Die große Buche stand; er drückte sich
An ihren Stamm und sah der Sonne nach,
Die mählich westwärts glitt. Ihn fror; er krümmte
Die kalten Hände um die kalten Kniee,
Die Schultern zog er wimmernd ein und aß
Das letzte Brot, das ihm die Mutter gab." —

In der Weiterentwicklung der epischen Handlung, in der Darstellung, wie Olaf als Schul- und Spielgeselle der blauäugigen Margit auf dem Hofe von Rönnedal aufwächst, wie er so groß und stark wird, daß das Gesinde ihn Goliath nennt, wie er rüstig für seinen Brotherrn wirkt und schafft und allmählich die Liebe Margits gewinnt, in der Erzählung ferner, wie der Hof von Zigeunern überfallen und der kleine taubstumme Erik, das Söhnchen des Bauers, von ihnen geraubt wird, wie Goliath aber seinen Herrn rettet und den Knaben dem Gesindel wieder entreißt — in all diesen Einzelbildern ließ Weber seine Erfindungs- und Gestaltungskraft völlig frei walten. Hier finden wir die ergreifenden und charakteristischen Züge, Lichter und Farben, über welche der Dichter zu verfügen hat. Für die Scene der Werbung gab ihm seine Vorlage einige Anhaltspunkte, aber auch hier weicht Weber von seiner Quelle ab. In der Erzählung von Magnus von Bagge weist der Bauer den Bewerber hart und bestimmt zurück, in Webers Epos verhöhnt und schmäht der stolze, geizige Mann den treuen Knecht wegen seiner niedrigen Herkunft und Armut und

jagt ihn wie einen zugelaufenen Hund aus dem Hause. Von den nun folgenden Begebenheiten, der Gebirgswanderung Goliaths, der sein Leid mit starker Fassung trägt, seiner Begegnung mit Lars Göranson, welcher in ihm einen Sohn seines Stiefbruders erkennt und ihm die leidvolle Jugendgeschichte seiner Eltern erzählt — von diesen Scenen enthält Webers Quelle kein Wort, aber sie bedeuten ebensoviele Bereicherungen des Stoffes. In dem Schlußgesange schließt sich dann der Dichter wieder eng an seine Vorlage an. — Auf das Entwickelte zurückblickend, erkennen wir, daß der Epiker wenig mehr als die Hauptmomente der Handlung der Erzählung des Norwegers entlehnt hat. Er erweiterte die sparsamen Gruppen des Gemäldes, er arbeitete die Figuren lebensvoll und plastisch heraus; eine Reihe von Gestalten hat er erfunden und alles mit reicherem Detail umkleidet. Weber wollte ein nordisches Idyll zeichnen ohne Neben- und Seitengedanken auf ein modernes Epos. Sein Werk ist im Kerne Original und dem Stoffe gegenüber eine Großthat dichterischen Vermögens. Das Grundmotiv hat er in seiner ganzen Starrheit bestehen lassen. Die Resignation der Liebenden ist hier keine Folge der Schwäche, sie ist nicht bedingt durch die Macht äußerer Verhältnisse, sie ist eine freiwillige, selbstgewählte Entsagung. Die Auffassung des vierten Gebotes in solcher Strenge, wie sie uns hier entgegentritt, dieses Übermaß von Pflichtgefühl, berührt uns weiche, moderne Menschen zuerst befremdend, und einige Kritiker können es dem Dichter nicht verzeihen, daß er das Glück der Liebenden an einer brutalen Grille des Vaters scheitern läßt. Auch Hüffer hatte bei der ersten Lektüre des „Goliath“ eine ähnliche Empfindung und bat den Dichter, den schmerzlichen Ausgang seiner Erzählung in einen glücklichen zu verwandeln und mit der endlichen Vereinigung Goliaths und Margits das epische Idyll zu schließen. Aber Weber erwiderte:

„Ich finde, daß Deine Monita monenda sind, nur möchte ich den beiden Leuten für ihre Entsagung aus dem 4. Gebot nicht noch einen anderen Grund als adiuvans unterschieben, ebenso wie ich für Elmars Bekehrung nur seine Überzeugung und nicht seine Liebe geltend machte.“ Hüffer gab denn auch, als er das Werk

zum zweitenmale las, dem Dichter unbedenklich seine Zustimmung. „Meine erste Empfindung beim Eintreffen dieser reichen Gabe“, so sagt er in einem Briefe an Weber vom 17. Mai 1892, „war allerdings, als ob Du für die unlängst von mir geübte dumme Kritik glühende Kohlen auf mein altes Haupt gesammelt hättest. Wie sehr habe ich jetzt, nachdem ich die schöne Dichtung von neuem in mich aufgenommen habe, in meinem Herzen Abbitte gethan. Es war nach Lage der Sache geradezu unmöglich, und würde die so ergreifende tragische Geschichte zweier edler treuer Menschen auf die niedrigste Stufe eines Feuilleton-Romans heruntergebracht haben, wenn sie mit einer lustigen Hochzeit abgeschlossen hätte. So traurig es sein mag, daß das volle Lebensglück zweier Herzen an dem Starrsinn des alten, geizigen und hochmütigen Knud scheiterte, so war es doch im tiefsten Grunde nicht die rohe Gewalt, die aus dem Kampfe siegreich hervorgeht, sondern das von den beiden Liebenden in frommer Einfalt als entscheidend aufgefaßte vierte Gebot, der in Demut verehrte Wille Gottes, der den Sieg davon trägt. So ist es denn die einzig richtige Lösung, daß das vom Gebot des Vaters unanfechtbare Band treuer Liebe unter Aufopferung ehelicher Gemeinschaft in jener rührenden, bis ans Ende treuen Freundschaft siegreich fortbesteht. Das ist mir klar geworden, als wir nun den ‚Goliath‘ von neuem lasen. . . . Wenn man die Vielseitigkeit des Dichters als eine Tugend rühmt, so hast Du sie hier bewiesen. Und doch, trotz aller Verschiedenheit der Menschen und der Scenerie, ist es derselbe liebe Weber.“

Diese Geschiche hat ihre Wirkung im gänzlichen Verzichten auf jeglichen Effekt. Schlicht und schmucklos ziehen die Bilder an uns vorüber, in strengen Linien, in allen Einzelzügen deutlich. Alle Kunstmittel sind in das Zufällige der Wirklichkeit aufgelöst und die bedeutsamsten dichterischen Absichten in den Schein des Zusammentreffens natürlicher Umstände verwandelt. Wie Stifter ist auch Weber bewunderungswürdig im Festhalten der Stimmung, in der züchtigen Erregung schlichter Spannung, in der den Alten eigentümlichen Gelassenheit, womit er die ergreifendsten Scenen, die erschütterndsten Züge einsetzt oder Perspektiven zurück und vorwärts

mit einem einzigen Griffe eröffnet. Wer sich in die Idylle Eiwind und Randi versenkt, den überkommt zuerst das Gefühl, als ob das Friedens- und Einfaltsleben, in das der Dichter ihn einführt, sich hinter ihm geschlossen habe und außer den genügsamen Menschen, den Wälderschatten und Gebirgsmatten es sonst nichts mehr gebe auf dem Erdenrunde. Es ist eine Welt für sich, die hier vor ihm liegt. Aber mit einem Male weicht dieses innige Kleinleben in verschwimmende Ferne zurück, und das, was wir die letzten Dinge nennen, durchschauert den beruhigten Kreis und mahnt uns an das ewige Auf- und Niederfluten des Lebens. Während der Knabe mit seinen Pflegebefohlenen auf dem Säter sitzt und von den Rätseln und Märchen des Berges träumt, vom güldnen Schloß und vom schönen blonden Königskinde, das weint im Zauberbann des Trolls, und von dem Knaben, der es erlösen muß, bricht plötzlich das Verhängnis herein, das all sein Kindesglück begräbt. So allmählich Weber die Erzählung einleitet, so maßvoll führt er sie zur Höhe empor. Von edler keuscher Schönheit ist die Schilderung der erwachenden Neigung Goliaths zur Margit und der Übergang vom Liebesglück zum Liebesleid. An keiner Stelle zergeht der Stoff ins Sentimentale, Weichliche, Kleinlich-Rührende oder gar Phrasenhafte; jeder Gelegenheit zu leidenschaftlichen Gefühlsausbrüchen ist der Dichter mit der Kälte eines sicheren Kunstgefühls ausgewichen. Meisterhaft sind die Naturschilderungen, in welche der Dichter die schönsten Perlen aus dem nordischen Sagenschatze verflochten hat. Die nordische Welt steht gleichsam leibhaftig vor uns mit ihren prächtigen Thalscenerieen, ihren felsummauerten Fjorden, ihren von Wildbächen durchschäumten Riesenschluchten und ihren breiten, saatumhegten oder waldbekränzten Seen. Und dann die trotzige Majestät des Hochgebirges mit seiner Öde und Verlassenheit, die Gletscherhöhen und mächtigen Schneefelder, die selbst die heiße Julisonne nicht verzehren kann, die scharfgerissenen Riesenzacken der Felsen, die so ungeheuerliche wildphantastische Formen zeigen, als hätte der alte Odin in wahnsinniger Verzweiflung über den Untergang seiner Götterherrschaft mit Thors Hammer unter die Berge geschlagen und sie zerhackt und in berserkerhaftem Galgen-

Humor zerstreut und umhergeschleudert. Einzeln nur und in weiten Abständen steigen die dunklen Nadeln, Zacken und Kämme aus langen, hingeschwungenen weißen Abgründen hervor gleich den schwarzen Punkten auf dem weggeworfenen Hermelinmantel des toten Götterkönigs. Und ebenso anschaulich wie die unendliche Gebirgswelt, die uns der Dichter entrollt, sind die Gestalten gezeichnet, die sich von diesem Naturhintergrunde abheben. Der riesenhafte, wetterfeste, etwas schwermütige, wortkarge Goliath mit seiner Kindereinfalt und seinem Gottvertrauen, dann Margit, die ernste, kluge, treue Jungfrau mit den „vollen frischen Wangen und Augen wie der Bergsee tief und blau", die Bäuerin Kari, still, fleißig und ergeben, weich und gemütvoll, der geizige, bittere Knud, von dem der Dichter treffend sagt: „Er kniff die Hände noch fester als die dünnen Lippen," der Priester, dessen Rede so milde wie das christliche Erbarmen tönt, sie alle bekunden die ungeschwächte charakteristische Kraft des Epikers. Auch mit den freundlichen Lichtern des Humors hat der Dichter in dieses Stillleben hineingeleuchtet. Eine originelle Nebenfigur tritt uns z. B. in dem Geiger Nils entgegen, der sich auf die Kuppelei versteht, „dem Jäger gleich, der seine Hirsche kennt und seinen Rehbestand im Waldrevier". Keine malerischen Halbschatten umlagern diese Gestalten, keine musikalischen Wellen umtönen sie, im allerhellsten Sonnenlichte, scharf ausgemeißelte, echt plastische Gebilde stehen sie vor uns. Niemals, auch in den bedeutsamsten Momenten nicht, legt der Dichter seinen Personen eine andere Ausdrucksweise in den Mund, als wir sie von den einfachen Kindern des Volkes erwarten dürfen. Und trotzdem erzielt er die höchsten poetischen Wirkungen. Keine Spur sinkender Kraft und gedämpfter Flamme ist in der Sprache bemerkbar, die das Charakteristische mit dem Poetischen vereinigt. Stark und mächtig, wie von dem frischen Pulsschlag der Jugend bewegt, trägt der Vers, der reimlose jambische Fünffüßler, den Gedanken. — In seiner ganzen Auffassung und Gestaltung erinnert „Goliath" an Tennysons „Enoch Arden". Beide Dichtungen haben dieselbe keusche Eindringlichkeit der Darstellung, dieselbe, ich möchte sagen, biblische Klarheit und Aufrichtigkeit, die unser Gemüt zutraulich

machen und uns dennoch in ehrerbietiger Entfernung halten wie die Bilder der Erzväter und Propheten. Und in beiden das gleiche Pathos der Selbstüberwindung, in beiden ein Dulden, das keine Schuld voraussetzt. Wie Enoch, der verwaiste Schiffersohn, ist auch Goliath unglücklich, aber unbesiegbar; beide sind ernst, fest und treu, wenn auch von gewöhnlichen Geistesgaben, aber Enochs Gefühl ist leidenschaftlicher, und die Seelengröße, die Kraft der Entsagung, womit er freiwillig ins Dunkel des Elends zurückkehrt, um seines Weibes Seelenfrieden und seiner Kinder Glück nicht zu zerstören, erscheint mir noch erhabener als der Duldermut, mit dem Goliath sein Lebensglück opfert. Dagegen ist die sanfte und doch starke und treue Margit ein ungleich edleres Frauenbild als die hübsche Annie Lee, die ohne hervorragende Charaktereigenschaften und eines großen Opfers unfähig ist. — Ein mildverklärender Schimmer geht von beiden Dichtungen aus, es durchweht sie der Ton tiefen Ernstes und frommer Ergebung, der nicht niederdrückt, sondern aufrichtet. Das Leben ist ein Gottesgeschenk, sagt uns der Goliath, nicht Leid, nicht Unglück können seinen himmlischen Ursprung vernichten, nur müssen wir die Herzen aufthun, es zu verstehen, nur müssen wir bestrebt sein, es sittlich zu führen, und Entsagung lernen:

„In Hitterdal der greise Priester sagte,
Der Menschen altes Erbe sei der Schmerz.
Wie alle erben, erbt' ich meinen Teil
Und nahm ihn willig an. Und Margit erbte
Den Teil, der schwerer war, und nahm ihn an. —
Der Gute sagte noch, daß jede Wolke,
So schwarz sie droht, dem Himmel zugewandt,
Doch ihre lichte Sonnenseite hat:
Die Sonnenseite unsrer Wolke heißt
Ergebung, die sich lernt nach manchem Jahr.
Der Stolz begehrt und trotzt und bäumt sich auf:
Ergebung schweigt und neigt sich und verzichtet.
Der Mensch ist ruhelos, solang' er heischt,
Doch die Entsagung macht ihn still und stark."

Über seinen „Goliath" schrieb Weber in einem Briefe vom 16. Mai 1892 an den Grafen Viktor Matuschka: „Mein lieber

Freund! Du bist immer freundlich und nachsichtig; darum hast Du auch den Goliath wohlwollend aufgenommen. Ich danke Dir dafür. Es ist ein recht armes und anspruchsloses Buch, das in vielen Worten nicht mehr und nicht weniger sagt als: ‚Viertens: Du sollst Vater und Mutter ehren‘ u. s. w. Das weiß freilich alle Welt, aber es schadet nicht, wenn es einigen in aller Welt noch einmal gesagt wird — und darum habe ich das arme Buch geschrieben.“

Die Dichtung wurde im Frühjahre 1892 dem Publikum übergeben und fand eine beifällige Aufnahme. Schon im Jahre 1893 erschien sie in holländischer Übersetzung von A. H. M. Ruyter. —

Neue poetische Aufgaben warteten des Dichters. Der bekannte Münchener Kunstdrucker Joseph Albert ersuchte Weber, zu zwölf Albertypien nach Kartons von P. Molitor erläuternde Verse zu verfassen. Nicht ohne Bedenken sagte Weber zu, da er fühlte, daß die produktive Stimmung für einige Zeit von ihm Abschied genommen hatte. Anfang März 1892 reiste Weber nach Berlin, um an den Landtagssitzungen teilzunehmen. Er bewohnte damals zwei Zimmer in der Dennewitzstraße Nr. 36. Dort machte ich die persönliche Bekanntschaft des Dichters. — Ich hielt mich nämlich zu jener Zeit in Berlin auf, um mich für die akademische Lehrthätigkeit vorzubereiten. In der Schriftstellerwelt der Reichshauptstadt war ich kein Fremdling mehr. Durch die Vermittelung von Emil Rittershaus hatte ich Friedrich Spielhagen kennen gelernt und war mehrmals bei ihm zu Gaste; genußreiche Stunden hatte ich auch in Ernst Wicherts freundlichem Heim verlebt und mit Julius Wolff, Johannes Trojan und Theodor Fontane Beziehungen angeknüpft. Schon um des Gegensatzes willen war es für mich von hohem Interesse, dem Dichter des Westfalenlandes näher zu treten, unserem Poëta Saxo, der so weit ab von der Berliner Litteraturwelt stand und den ich schon seit Jahren innig verehrt hatte. — Es ist eine alte Erfahrung, daß das Bild, welches wir uns im Geiste von einem Dichter oder Künstler entworfen haben, dessen Werke uns entzückten, selten oder nie mit der Wirklichkeit überein-

stimmt. Wie oft geschieht es, daß ein begnadeter Poet das Aussehen und Wesen eines gewöhnlichen Spießbürgers, ein genialer Künstler die Physiognomie eines Tagelöhners hat! Und doch, wenn man von Berufswegen mit der Litteratur sich beschäftigt, wenn man jahraus jahrein liest und forscht, um dichterischen und künstlerischen Individualitäten auf den Grund ihres Wesens zu schauen, so folgt man nur zu gern immer wieder der Versuchung, das Buch oder Kunstwerk, welches man kennt, an seinem Schöpfer zu messen. Auch meine Vorstellung von Webers Persönlichkeit hatte sich nach dem Bilde geformt, welches mir aus dem Spiegel seiner Schriften entgegenblickte, aber bei meiner Begegnung mit ihm erlebte ich keine Enttäuschung; der Charakteristik seines inneren Wesens, die mir seine Werke geboten hatten, entsprach die Wirklichkeit. Ja, ich darf sagen, der Mensch in Weber erschien mir noch bedeutender als der Dichter. — Es war am Abend des 10. März 1892, als ich ihm zum erstenmale gegenübertrat. Er erwartete mich in seiner Wohnung; der Abgeordnete Wattendorff hatte ihm meinen Besuch angekündigt. In der Mitte des Zimmers stehend, empfing er mich mit herzgewinnender Freundlichkeit. Seine Erscheinung war eine durchaus edle und durchgeistigte, die Haltung seiner sehnenkräftigen, hohen, breitschulterigen Gestalt noch immer fest und aufrecht; nur das silberbleiche Haar, welches einst tiefschwarz gewesen war, verriet sein hohes Alter. Das Faltenspiel der mächtigen, schöngeformten Stirne zeigte ruhige Denkkraft, und unter den buschigen Brauen blickte mit seelenvollem Ausdruck ein langbewimpertes scharfes Augenpaar, das die wärmste Teilnahme und im nächsten Augenblick die liebenswürdigste Schalkhaftigkeit ausstrahlen konnte. Die feine, schlanke Hand hätte einem Bildhauer als Modell dienen können. So fand ich den Mann, der seit Freiligraths Tode die dichterische Ehre meines engeren Heimatlandes gewissermaßen verkörperte. Der Inhalt unserer ersten Unterredung ging sofort über den Rahmen eines gewöhnlichen Besuchsgespräches hinaus. Da Weber wußte, daß ich mich mit germanistischen und litterarischen Studien beschäftigte, so begann er sich mit mir über ältere und neuere deutsche Poesie zu unterhalten. Wir sprachen

über die Fortschritte der germanistischen Wissenschaft seit Jakob Grimm, über die Nibelungenfrage, über Walther und Wolfram; auch von unserer westfälischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, von Grabbe und Freiligrath war die Rede. Über alles dieses plauderte der Dichter mit einer Sicherheit und einer Wissensfülle, die mich in Erstaunen setzten. Dabei war sein Wesen so einfach, freundlich, gütig, ja väterlich, daß er schon in dieser ersten Stunde mein ganzes Herz gefangen nahm. Beim Abschiede lud er mich ein, ihn öfter zu besuchen, und gern machte ich von dieser Erlaubnis Gebrauch; bald verging kein Tag, an dem ich nicht mit Weber viele Stunden zubrachte. — Es ist ungemein schwierig, jemandem, der ihn nicht persönlich gekannt hat, eine richtige Vorstellung von Webers Unterhaltungsgabe zu machen. Sein gewinnender Gesichtsausdruck, das scharfe, geistvoll blickende Auge, der sympathische Ton seiner Stimme, in welcher Kraft und Weichheit sich vereinigten, oft der Gebrauch eines anscheinend unbedeutenden Ausdrucks liehen seinem Gespräche eine so eigentümliche Färbung, daß selbst eine genaue Wiederholung desselben seinen eigenartigen Eindruck nicht wieder zu geben vermag.

Seine Gebärde war gemessen, doch begleitete seine Rechte nachdrucksvoll die scharf betonten Sätze, wenn er aus vollem Ernste der Seele redete. So sehr er Gewalt hatte über die Sprache, so einfach wählte er doch seine Worte; Deutlichkeit und Wahrheit waren die Richtschnur seines Ausdrucks. Nur wenn plötzlich aus der ruhigen Erzählung das übervolle Herz oder die gute Laune hervorbrach, wurde seine Rede bewegter und bildreicher. Und wenn irgend etwas Gutes und Schönes sein Herz rührte, so lag in seinen Augen ein Glanz der Freude und des Hochgefühls, der all seine Gesichtszüge belebte und verklärte. Wenn aber eine verwerfliche That, ein boshaftes Urteil oder eine Verkennung und Schädigung des Höchsten im Leben oder in der Kunst an ihn herantrat, dann überkam ihn oft ein Gefühl sittlicher Entrüstung und eine Macht edlen Zornes, daß seine Stirne finster wurde und sein Auge Blitze sprühte, als suchte er das Widrige und Häßliche, das sich ihm entgegenstellte, zu vernichten. In der Regel umwehte ihn ein Hauch sinnenden

Ernstes; er bildete den Grundton seines Wesens und verlieh seinem Humor eine tiefere Resonanz. Seine Art zu scherzen war durchaus eigentümlich. Wenn ihm ein komischer Einfall kam, so umspielte schalkhafte Fröhlichkeit seinen Mund, und während er den dichten, weißen Schnurrbart strich, blickte er seinen Partner mit unendlich schelmischem Ausdruck an, als wollte er aus dessen Blicken lesen, ob er den Funken des Scherzes unterdrücken oder zur Flamme anfachen sollte. Wenn aber seine Lustigkeit aufs höchste gestiegen war, dann lachte er so recht aus vollem Herzen, aber er erzählte dabei immer weiter, nur daß er die einzelnen Silben langsamer und stärker betonte, bis seine Stimme zuletzt einen komisch klagenden Ton annahm, als wollte er um Mitleid bitten. Eine andere Eigentümlichkeit seines Humors war es, daß er auch leblosen Gegenständen, die ihn umgaben, scherzweise Odem und Empfindung lieh und auch unvernünftigen Wesen Gedanken und allerhand neckische Absichten unterschob — ein echt germanischer Zug, der an die gemütvolle Naturauffassung unserer heidnischen Vorfahren erinnert. Wenn er mit einer Person auf etwas förmlichem Fuße stand, so legte er in seine Anreden einen gewissen verbindlichen Ton, der zuweilen eine Färbung altmodischer Höflichkeit annahm, die ihn vorzüglich kleidete. Über alles, was er sagte, war ein Hauch von Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen ausgegossen, der unsäglich anheimelte. —

Die Dichtung hatte uns zusammengeführt, und sie blieb auch der wesentliche Inhalt unserer Gespräche; vor allem galt unsere Aufmerksamkeit dem äußeren Gerüste der Poesie. Die Fragen, welche sich auf Behandlung der Sprache, des Rhythmus, der Versformen, auf schickliche Stellung und wirksamen Klang der Worte beziehen, wurden häufig erwogen. Wie man das Handwerksgeräte der Kunst zu höheren Zwecken gebrauchen müsse, darüber konnte Weber die treffendsten Anweisungen geben; denn das Feld, das er als ausübender Künstler so erfolgreich bebaute, überblickte er auch von den Höhen der Theorie. Aus einem Schatze umfassender und gediegener Kenntnisse nahm der Dichter wie ein begüterter Mann, was ihm eben dienlich schien, ohne zu prahlen oder auf den

Besitz irgendwie Gewicht zu legen. Viele Anregungen empfing ich aus seinen Urteilen über litterarische Erzeugnisse; aber auch manche Lebenserfahrung förderte unser Gedankenaustausch zu Tage, wie es ja nicht anders sein konnte bei dem Greise, dem Manne der Erinnerung und des rückwärts gewandten Seherblickes. — Den Inhalt unserer Unterhaltungen habe ich aufgezeichnet, und ich will hier daraus noch einige Äußerungen des Dichters mitteilen, die sein Verhältnis zur Litteratur charakteristisch beleuchten. Über das Nibelungenlied bemerkte der Dichter, daß die in diesem deutschen Volksepos dargestellten Konflikte ungleich gewaltiger seien als in der Ilias. „Aber in der Form," so meinte er, „ist die hellenische Dichtung unserer deutschen weit überlegen. Der Grieche hat seine Figuren in herrlichem Marmor ausgeführt, der Deutsche ist, wenn ich den Vergleich gebrauchen darf, ein Lehmkneter." In betreff der Entstehung der Nibelungendichtung war Weber der Ansicht Uhlands, der keinen Dichter der Sage, aber einen Dichter des Liedes annahm. — Als ich einmal bemerkte, daß Franz Grillparzer unseren Walther von der Vogelweide einen guten Spruchdichter nenne, aber seine lyrische Begabung nicht sehr hoch veranschlage, entgegnete Weber: „Grillparzer war ein großer Genius; ich verehre ihn sehr; ich halte ihn für den größten deutschen Dramatiker nach Schiller — vielleicht war er ein noch größerer Denker als Dichter — aber seinem Urteile über Walther stimme ich nicht bei. Wer Lieder wie: „Under der linden an der heide", „Wol mich der stunde, daz ich si erkande", „Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr" u. a. gedichtet hat, dem wird man doch den Ruhm eines echten Lyrikers nicht absprechen können. Grillparzer hatte allzuviel romanische Bildungselemente in sich aufgenommen, um die deutschen Poeten des Mittelalters so ganz würdigen zu können. Wahrscheinlich hat er auch Walther nicht im Urtexte gelesen." Von unseren beiden großen Klassikern stand Schiller seinem Herzen näher als Goethe. „Der Wallenstein", sagte er, „hat nicht seinesgleichen in der ganzen Weltlitteratur, freilich der erste Teil des ‚Faust' und die Goethesche Lyrik ebensowenig." Zu der älteren Gruppe der Romantiker, den

Schlegeln, Tieck, Novalis und Arnim, fühlte er sich nicht hingezogen; von Brentanos Dichtungen gefielen ihm am besten die Märchen. Eichendorffs Lyrik fand er im ganzen etwas eintönig, wenn er auch die hohe Schönheit einzelner Lieder freudig anerkannte. Von Uhland sprach er mit warmer Verehrung und meinte, daß dieser wohl am tiefsten auf ihn eingewirkt habe. In der Behandlung des Rhythmus und in der Art, das Kolorit aufzutragen, sei ihm Freiligrath in jüngeren Jahren vielfach Vorbild gewesen. Mit großem Genuß, so erzählte er, habe er die ersten Dorfgeschichten Berthold Auerbachs gelesen; „einige derselben habe ich auch heute noch gern." Von Schelling sagte er, daß dieser die besten deutschen Terzinen geschrieben habe; als mustergültigen Übersetzer rühmte er Wilhelm Storck, den Verdeutscher der sämtlichen Dichtungen von Camoëns.

Mit der französischen Litteratur hat Weber sich nach seiner Angabe weniger beschäftigt. „Ich mag nun einmal die Welschen nicht," äußerte er, „mein Interesse zog mich immer mehr zu den Geisteserzeugnissen der germanischen Völker hin." In den Dichtungen Racines, Molières, Viktor Hugos, Lamartines und Alphonse Daudets zeigte er sich jedoch sehr bewandert. Chateaubriands „Génie du Christianisme" konnte ihm keinen sonderlichen Beifall abgewinnen. So sehr er auch den Verfasser als Dichter schätzte, tadelte er doch das bei ihm nur zu oft hervortretende Haschen nach Effekt, und es entging ihm nicht, daß Chateaubriand dem Katholizismus hauptsächlich ein ästhetisches Interesse entgegentrage. Er lachte, als ich ihm den Ausspruch eines französischen Kritikers mitteilte: „Herr Chateaubriand ist wohl noch im stande, Einsiedler oder Mönch zu werden, es müßte aber auf der Bühne sein." — Am 31. März fand ich den Dichter leidend und scheinbar kraftlos. Er war am Tage vorher während einer Sitzung im Abgeordnetenhause von einem plötzlichen Froste befallen und klagte über heftiges Fieber und Blutdruck im Kopfe. Ich blieb bis tief in die Nacht bei ihm und machte ihm unter Beihilfe der Hauswirtin kalte Umschläge. Auch den größten Teil des folgenden Tages verbrachte ich bei ihm; er fühlte sich etwas gekräftigt, sprach aber den dringenden Wunsch aus, nach Hause zu fahren. Da er trotz

meines Abratens auf seinem Entschlusse beharrte, so besorgte ich ihm am 2. April einen Wagen und begleitete ihn nach dem Potsdamer Bahnhofe, um ihm bei der Abreise behilflich zu sein. Seine Abspannung und Niedergeschlagenheit hatte sichtlich nachgelassen; beim Abschiede scherzte er freundlich und lud mich wiederholt ein, ihn in Nieheim zu besuchen. — Ohne Unfall langte der kranke Dichter in seiner Heimat an, und unter der fürsorglichen Pflege seiner Frau und Tochter erholte er sich bald wieder. Schon nach wenigen Tagen nahm er die Arbeit an seiner Passionsdichtung, zu der ihm in Berlin die rechte Schaffensstimmung gefehlt hatte, von neuem auf. „Empfange den herzlichen Dank", so schrieb er am 15. April an Wattendorff, „für Deinen rechtschaffenen Brief und die Zusendung der beiden Bücher von Didon. Ich glaube, daß sie mir recht förderlich bei meiner schweren Arbeit sein werden." Am 18. Mai entwarf er den letzten Gesang: „Am Kreuz", und drei Tage später meldet er dem Freunde, daß das Werk beendet sei: „Die Bücher haben mir manchen guten Wink gegeben, namentlich im Beginn meiner Arbeit, mit der ich, Gott sei es gedankt, fertig bin. Ich habe alles gemacht, so gut ich konnte. Was kann man von 79 Jahren verlangen?"

Während des Sommers 1892 blieb ich mit Weber in Briefwechsel, und am 17. Oktober folgte ich seiner mehrfach wiederholten Einladung, ihn auf seinem stillen Landsitze im Wetigau zu besuchen. Bei dem Dorfe Bergheim verließ ich die Eisenbahn und fuhr mit der Post durch das breite, fruchtbare, wiesenreiche Emmerthal nach dem Städtchen Nieheim. Es war ein sonnenloser, aber milder Nachmittag; ein weicher, feuchter Herbsthimmel lag über der schweigenden Landschaft, die dem betrachtenden Blicke eine Fülle eigenartiger stiller Schönheit enthüllte. Die ganze Gegend trägt den Charakter des Idyllischen, des Heimlichen und Vertraulich-Engen; wie ein grüner Teppich legen sich die weiten, von dichten Hecken eingefaßten und hie und da von kräftigem Buschwerk unterbrochenen Wiesengründe über das sanftwellige Thalgelände, das nach Nieheim hin aufsteigt und hier von der dunklen Waldhöhe des Holsterberges überragt wird. Am Fuße dieses Hügels erhebt sich das grünum-

rankte Wohnhaus unseres Dichters, zu dem ich sofort meine Schritte lenkte, als ich nach etwa einstündiger Fahrt in Nieheim eintraf. — Schon im Hausflur trat mir der greise Dichter entgegen, frisch und gesund, und schüttelte mir die Hand. „Willkommen in meinem Heim!“ rief er mit lauter, herzlicher Stimme. Dann wurde ich ins Familienzimmer geführt und seiner Frau und Tochter vorgestellt. Daß Weber, wie er mir scherzend sagte, schon in den Herzen der Seinigen für mich Quartier gemacht hatte, empfand ich im ersten Augenblicke des Empfanges. Man begrüßte mich wie einen alten Freund des Hauses, und ich fühlte mich sofort heimisch. — Es waren unvergeßliche Stunden, die ich in Webers freundlichem Dichterheim verlebte, die Luft einer gastlichen Häuslichkeit atmend, welcher der vornehme geistige Reiz einer der edelsten und gemütvollsten deutschen Dichternaturen aufgeprägt war. Besonders lebhaft steht mir der erste Abend in der Erinnerung, den ich in diesem Familienkreise verbrachte. Außer den Angehörigen des Dichters war noch ein Universitätsfreund von mir anwesend, der westfälische Lyriker Franz Happe, eine reine, kindliche, für alles Edle und Schöne begeisterte Natur. Wir saßen im Studierzimmer Webers und plauderten über Vorgänge in der Heimat, über Tagesinteressen und alte und neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Litteratur. Auf der Chaiselongue ruhend, sprach der Dichter mit dem Feuer eines Jünglings und verflocht in sinniger Weise Ernst und Scherz; nur zuweilen unterbrach er seine Rede, um den Hund, der zu seinen Füßen lag, zu streicheln, mit ihm zu sprechen und ihn zu liebkosen. Auch Musik belebte das gesellige Zusammensein; Elisabeth Weber spielte einige Schumannsche Weisen, und der Dichter folgte mit wahrer Andacht den Tönen. Seine Augen und Lippen deuteten an, wie sehr seine Seele bei den Liedern war. Auf unsere Bitten las er uns dann seine poetische Erzählung: „Gerd Vogel“ und einige Stellen aus seiner letzten Dichtung, der „Passion“, vor; mit leiser, aber ungemein sympathischer Stimme recitierte er die schönen Verse. Es hätte ein köstliches Bild gegeben, wenn man ihn gemalt hätte, wie er so dasaß, von seinen Büchern umgeben, den Lieblingshund zu seinen Füßen. —

Am anderen Morgen bestieg ich in Begleitung Webers und seiner Tochter die bewaldete Höhe des Holsterberges. Es war ein sonniger, heiterer Herbsttag; der Nebel hatte sich schon zerstreut, aber kein Vogelruf unterbrach die tiefe Stille des Waldes, für dessen Schönheit der Dichter ein so scharfes Auge und ein so feines Ohr besaß und dessen Leben er uns so unnachahmlich geschildert hat. Oben auf der Berghöhe, wo ein Aussichtsturm sich erhebt, deutete mir Weber mit liebevoller Geschäftigkeit das eigenartige Landschaftsbild, das sich zu unseren Füßen entrollte. Er zeigte mir in weiter Ferne nördlich die blauen Linien des lippeschen Waldes und nach Osten hin die Höhen des Wesergebirges; ich sah die alte Burg Schwalenberg, die den Anlaß gab zu Webers Gedicht: „Der Wildschütz", und die drei Türme der Benediktinerabtei Marienmünster. Auch auf die waldige Umgebung von Thienhausen machte mich der Dichter aufmerksam; das Schloß selbst war dem Auge nicht sichtbar. Südwestlich gewahrte ich den Kirchturm von Pömbsen und den prächtigen Waldkranz, der das Dorf Alhausen, Webers Geburtsort, unseren Blicken verhüllte. Mit diesem schönen Stücke westfälischer Erde lag ein gutes Teil Weberscher Dichtung vor mir. Unwillkürlich fielen mir die Worte ein, die Franz Grillparzer, sein eigenes Schaffen charakterisierend, aussprach:

„Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehn,
So wirst du, was ich bin und was ich schrieb, verstehn."

Für einen Freund der Weberschen Muse war es ein besonderer Genuß, sich in dieses Naturbild zu versenken, aus dem der schaffende Geist des Dichters täglich neue Nahrung schöpfte. Überhaupt regte mich hier so vieles an, wo ich in der Werkstatt seiner Gedanken wandelte. Der Dichter war während all dieser Zeit körperlich und geistig ungemein frisch. Nur am letzten Tage unseres Zusammenseins befiel ihn ein leichtes Unwohlsein. Es war Abend, als ich von ihm Abschied nahm, um meine Reise nach München fortzusetzen. Weber war sehr bewegt und drückte mir wiederholt die Hand. In dem Augenblicke, da ich sein Zimmer verließ und die Thüre schon hinter mir schließen wollte, war es mir, als ob mir



Webers Arbeitszimmer.



eine innere Stimme sagte, daß ich den verehrten Greis nicht wieder sehen würde. Ich blickte daher noch einmal nach ihm zurück: er saß da, das Haupt auf die Hand gestützt, die Augen mit Thränen gefüllt. So leb't sein Bild in meiner Erinnerung.

Während des Winters 1892 setzte Weber seine gewohnte Thätigkeit fort; er behandelte seine Kranken, machte täglich seine Spaziergänge, empfing die Besuche seiner Freunde und verfolgte die öffentlichen Angelegenheiten mit der warmen Teilnahme des Menschenfreundes und Patrioten. Aber immer mehr stellten sich die Beschwerden des Alters ein. Eines Morgens bemerkte er, daß das Augenlicht ihn verließ. Es hatten Blutergüsse in die Netzhaut stattgefunden, und die Folge davon war, daß der Dichter monatelang nicht lesen konnte. „Sie begreifen, wie hart mir diese Entbehrung ist und wie schwer ich sie trage," klagte er mir in einem von der Hand seiner Tochter geschriebenen Briefe vom 11. Dezember 1892. Und an Sarrazin schrieb er am 7. April 1893: „Ich bin seit dem 25. Oktober v. J. halb blind und seit dem 9. Februar halb taub. — Man stirbt so stückweise — durch Gottes Gnade — dann thut es wohl nicht so weh. — Ich muß jetzt stets in Begleitung meiner Tochter reisen, wie der blinde Ödipus mit der Antigone." Während des Sommers kehrte aber die Sehkraft wenigstens teilweise zurück, so daß Weber noch kurz vor seinem Tode kleinere Operationen vornehmen und Bücher mit großer Schrift zu lesen vermochte. Das Schreiben fiel ihm aber sehr schwer. Seinen ausgedehnten Briefwechsel besorgte daher während der letzten beiden Jahre fast ausschließlich seine Tochter.— Von den damals schwebenden politischen Tagesfragen beschäftigte ihn am meisten die von der Regierung geplante Vermehrung des Heeres. Er war ein entschiedener Anhänger dieser Caprivischen Militärvorlage; er wünschte, daß das deutsche Schwert scharf bleibe, um im Notfalle gegen Welsche und Slaven zugleich geführt zu werden. So schreibt er am 17. Dezember 1892 an Wattendorff: „Trotz der Winterkälte war es Dir und manchem doch wohl zeitweise schwül und der Sitz im Reichstage der Hauptstadt recht heiß. Ich denke, Du und die Herren Bayern, ihr verständigt Euch

doch noch mit dem Grafen. Ich für meine armselige Person will lieber geben, als mir nehmen lassen. Es wäre mir wenig Freude, einen Franzosen mit meiner Tochter und einen Russen mit meiner Frau tanzen zu sehen. — Was dünkt Dir zu solchem Falle?" Im folgenden Frühjahre veröffentlichte er dann das schöne Gedicht: „Den Streitenden", das für Webers tiefe Vaterlandsliebe beredtes Zeugnis ablegt. Es lautet:

„Unsel'ger Zwist, uralter deutscher Hader,
Der eines Hauses Brüder so erbittert,
Daß oft der weite Hünenbau gezittert,
Vom Dach bis zu der Sohle letztem Quader!

Und neu entbrennt der Kampf in Riesengröße:
‚Hie Welf, hie Waibling!' Fertig steht der Schütze;
Schon prüft die Hand des Pfeiles scharfe Spitze,
Und zornig sucht der Blick des Gegners Blöße.

Unsel'ger Zwist, wem kann er Ehre bringen,
Wem rechte Freudigkeit zu kühnem Wagen?
Gilt es, den Fremdling aus dem Land zu schlagen?
Es gilt, den Bruder in den Sand zu ringen!

O denkt der Feinde, denkt des falschen Franken,
Er späht nach unserm Rhein aus sicherm Lager
Und lacht voll Hohn. So lachte der Karthager,
Wenn Römerblut des Forums Kiesel tranken.

Schon murrt der Bär im Ost und spreizt die Tatzen:
Er grollt, daß wir ein stolzes Volk geworden;
Und westwärts schiebt er, westwärts seine Horden,
Zum Krieg bereit, zum Brennen und zum Schatzen.

Laßt ab von eurer Fehde, bergt die Waffen
Und unterhandelt treu geschwornen Eiden;
Der weise Mann versteht sich zu bescheiden,
Drum haltet ein, eh' tiefre Wunden klaffen.

Steht nicht ‚fürs Vaterland' auf beiden Fahnen?
Seid denn ‚fürs Vaterland' zum Frieden willig!
Heischt ihr, was recht, und leistet ihr, was billig:
Die Enkel segnen euch, die großen Ahnen."

Mit Besorgnis erfüllte ihn das bedrohliche Anwachsen der Socialdemokratie. So schreibt er am 17. Juni über das Ergebnis der damaligen Neuwahlen an Wattendorff: „Der Ernst davon ist sehr ernst, nämlich die erschreckende Zahl der gewählten und in die Stichwahl kommenden Socialisten. Wenn bei den letzteren nicht alle Parteien und gemeinsam gegen die Reichs- und Gesellschaftsverwüster Front machen, so sinken wir mit Mann und Maus ins Rote Meer. Ich glaube nicht an so viel Leidenschaftslosigkeit; ‚Semper conveniunt Germani, conveniuntque nunquam germani: cur? Quia conveniunt.'" Und am 24. Juni bemerkte er in betreff der Stichwahlen: „Heute fällt die Entscheidung. Wenn nur alle so klug wären, wie ein Mann gegen die Socialdemokraten, den gemeinsamen Feind aller, zu stimmen. Aber: ‚Das Völklein merkt den Teufel nicht, Selbst wenn er sie am Kragen hätte.'"

Sowohl im Frühjahre wie im Sommer 1893 nahm Weber an den Landtagssitzungen in Berlin teil. Im Herbste legte er dann sein Mandat nieder. Er war fortwährend litterarisch beschäftigt. „Erinnern Sie sich," so schrieb er mir am 12. November in einem eigenhändig abgefaßten achtseitigen Briefe, „daß ich Ihnen einmal einen guten Stoff genannt habe: Wodan auf den Karpaten. Neulich habe ich das Ding geschrieben, das und Sonstiges wohl recht Winterliches wie mein greiser Kopf." Auch die herrliche Romanze „Tristans Tod", ferner die Gedichte: „Halt aus", „Verstiegen", „Die Seejungfrau" sind im Sommer 1893 vollendet. Außerdem dichtete er die „Walpurgisnacht", „Waldfriede", „Schnäufleins Frühlingsfreude", „Des fahrenden Schülers Traum", „In der Sommernacht" und die „Nordische Weisheit". Zugleich bereitete er die Herausgabe einer neuen Folge seiner lyrischen Poesieen vor; dieses Buch, das er bescheiden: „Herbstblätter" nannte, sollte sein Vermächtnis an die Welt sein. Es war ihm aber nicht mehr vergönnt, dieses Werk zu vollenden. Ende November wurde er von der Influenza befallen, die er sich bei seiner ärztlichen Thätigkeit zuzog. Aus dem anfänglich nur leichten Katarrh entwickelte sich eine schwere Lungenentzündung. Auch seine Gattin wurde von der tückischen Krankheit ergriffen, und stundenlang lagen beide

bewußtlos. Aber die Gefahr ging vorüber, und als das Weihnachtsfest nahte, konnte der Dichter in ungetrübter Geistesfrische und bei verhältnismäßig gutem körperlichen Befinden seinen achtzigsten Geburtstag im Kreise der Seinigen feiern. Aus allen Gauen unseres Vaterlandes flogen dem Dichtergreise Grüße und Glückwünsche zu, begeisterte poetische Huldigungen wurden ihm dargebracht, beredte Zeichen, wie tief er in den Herzen seiner Volksgenossen wurzelte. An der Hand seiner glücklich wiedergenesenen Gattin wandelte er langsam durch die festlich geschmückten Wohnräume seines Hauses und freute sich dankbaren Gemütes der zahlreichen prächtigen Blumenspenden, welche ihm von seinen Verehrern aus Nähe und Ferne zugegangen waren. „Die guten Menschen", sagte er, „haben mir einen ganzen Frühling ins Haus gesandt." Zu seinem achtzigsten Geburtstage veröffentlichte er das Gedicht: „Nur Traum". Es ist ein schönes Ausklingen seiner Lyra, feierlich und ernst, wie sommerabendlicher Glockenton. An melodischem Wohl- und Vollklang, an Reinheit und Frische der Bilder und an tiefer Innerlichkeit der Erfindung ist dieses Lied den besten Gaben seiner lyrischen Blütezeit ebenbürtig. — Die Besserung in Webers Befinden war leider nur scheinbar. Im Frühjahre 1894 erkrankte er aufs neue, und zwar an einem unheilbaren Leiden, dem Darmkrebs. Seine Kräfte nahmen sichtlich ab, und er fühlte, daß sein Ende nahe sei. Wie eine Todesahnung spricht es aus seinem letzten Briefe, den er am 23. Februar 1894 an seinen Sohn richtete: „Morgen trittst Du in das 28. Lebensjahr. . . . So wie ich Dich heute segne aus treuem, liebevollem Vaterherzen, so bitte ich den Allmächtigen, daß auch er Dich an Leib und Seele für und für gedeihen lasse und Deine Arbeit segne. Thu Du in Deinem Teile das Deinige redlich und mit hingebendem Fleiße. Bete und arbeite, dann kannst Du ohne Reue rückwärts schauen und hast das tröstliche Bewußtsein, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein. Gestalte sich Deine Zukunft, wie sie wolle, an jeder Stelle kannst Du Gutes wirken und Deinen Frieden haben. Sollte es heute das letzte Mal sein, daß ich Dir zu Deinem Geburtstage Glück wünsche, so bleibe meiner Worte und meiner Liebe

eingedenk und sei Deiner Mutter ein guter Sohn und Deiner Schwester ein treuer Bruder! . . . In Leben und Sterben Dein treuer Vater." Aber das Bewußtsein, daß seine Tage gezählt seien, drückte ihn nicht nieder. Mit großer Ergebung trug er vielmehr sein Leiden; der Besuch von Freunden war ihm noch immer willkommen, und in angeregtem Gespräche flammte nicht selten das alte Feuer seines Geistes auf. Sein Interesse für Poesie und Kunst blieb bis zum letzten Augenblicke in ihm lebendig. Täglich ließ er sich von seiner Tochter vorlesen, u. a. seine „Marienblumen", dann Richard Leanders „Plaudereien an französischen Kaminen" und zuletzt abwechselnd Prosadichtungen von Rosegger und Auerbach. Er zog Vergleiche zwischen diesen beiden Schriftstellern, lobte und tadelte und knüpfte an die Lektüre treffende Bemerkungen über die Entwicklung der deutschen Dorfgeschichte. In Stunden, wo seine Schmerzen weniger fühlbar waren, regte sich auch in ihm noch der poetische Geist. Als er wenige Tage vor seinem Tode mit dem ihn behandelnden Arzte Dr. Philippi über zwei einschneidende Arzneimittel sich unterhielt, die bei ihm angewendet werden sollten, deren Gebrauch aber nicht unbedenklich erschien, sagte Weber lächelnd: „Was thut der Handwerksbursche, wenn er an der Wegscheide steht und nicht weiß, ob rechts, ob links die beste Straße geht? Er setzt sich auf seinen Tornister und wartet und thut gar nichts. So wollen auch wir es machen. Wir wollen keines von beiden Mitteln anwenden und erst ruhig abwarten." Am anderen Morgen überreichte er Dr. Philippi das während der Nacht eigenhändig niedergeschriebene Gedicht:

„An der Wegscheide.

Wenn der Wanderbursch an der Wegscheid' steht,
So liest er, bevor er fürbaß geht,
Die Schrift auf dem Weiser zur Rechten und Linken,
Den Ort und auch die Meilenzahl:
Nun hat er die Wahl und auch die Qual.
Hier will die Straße ihn schlecht bedünken,
Dort ist das nächste Dorf zu weit,
Das ist ein übler Widerstreit.
Und doch, er soll und muß sich entscheiden;

Er muß doch wählen eins von beiden.
Muß er? Straubinger hat kühlen Mut;
Straubinger meint, er muß nicht müssen,
Straubinger wird sich zu helfen wissen;
Es giebt ein Drittes, und das ist gut:
Das thut er, indem er garnichts thut.
Er bleibt, wo er ist, und legt sich nieder
Zu seinem Ranzen und streckt die Glieder.
Kommt Zeit, kommt Rat! Es rollt wohl heran
Ein Wagen, der ihn mitnehmen kann;
Die Stunde bringt wohl einen andern,
Der ihn einladet, mit ihm zu wandern;
Und möglich wär' es, es könnte doch sein,
Ihm selber fiel' ein Gedanke ein.
So liegt er und harrt in gutem Gemach,
Zur Hälfte träumend, zur Hälfte wach. —
Gutfreund, du lachst des bequemen Gesellen
Und thust dasselbe in hundert Fällen!"

Erst an der Pforte des Todes verließ ihn der Genius. — Diese heitere Festigkeit und Ruhe, mit welcher der Dichter seinem Ende entgegensah, und die an die letzten erhebenden Augenblicke des großen Cervantes erinnert, hatte ihre Quelle in seinem unerschütterlichen christlichen Glauben. Weber sah in dem Tode nicht den Untergang, die Vernichtung, sondern das Leidensende und den Friedensbeginn. Er ließ sich öfter auf seinem Krankenlager die heiligen Sakramente reichen und betete viel und andächtig. Meistens waren es Psalmen, die er mit leiser Stimme vor sich hinsprach. Unermüdlich fuhr er fort, für andere zu wirken und zu sorgen und seinen Kranken mit Rat und Hilfe beizustehen. Wie zahlreich sich diese noch immer an ihn wandten, bezeugt zur Genüge die Thatsache, daß sein ärztliches Journal v. J. 1894 noch 319 Nummern aufweist. Seine Thüre war für alle Leidenden geöffnet; er ließ sie an sein Krankenlager führen, gab ihnen Verhaltungsmaßregeln und verschrieb ihnen durch die Hand seiner Tochter die Arzneimittel. Noch am Tage vor seinem Tode wurde ihm ein Mann aus Vörden gemeldet, der ärztlichen Rat für seine kranke Frau erbitten wollte. Da sagte der Dichter mit schwacher Stimme:

„Ich kann nicht mehr“, und weinend verließ der Hilfesuchende das Haus. So stellte der edle Greis seine letzten Kräfte in den Dienst seiner ärztlichen Pflicht, bis die nahende Dämmerung des Todes sein Bewußtsein umschattete und sein Herz stille stand.

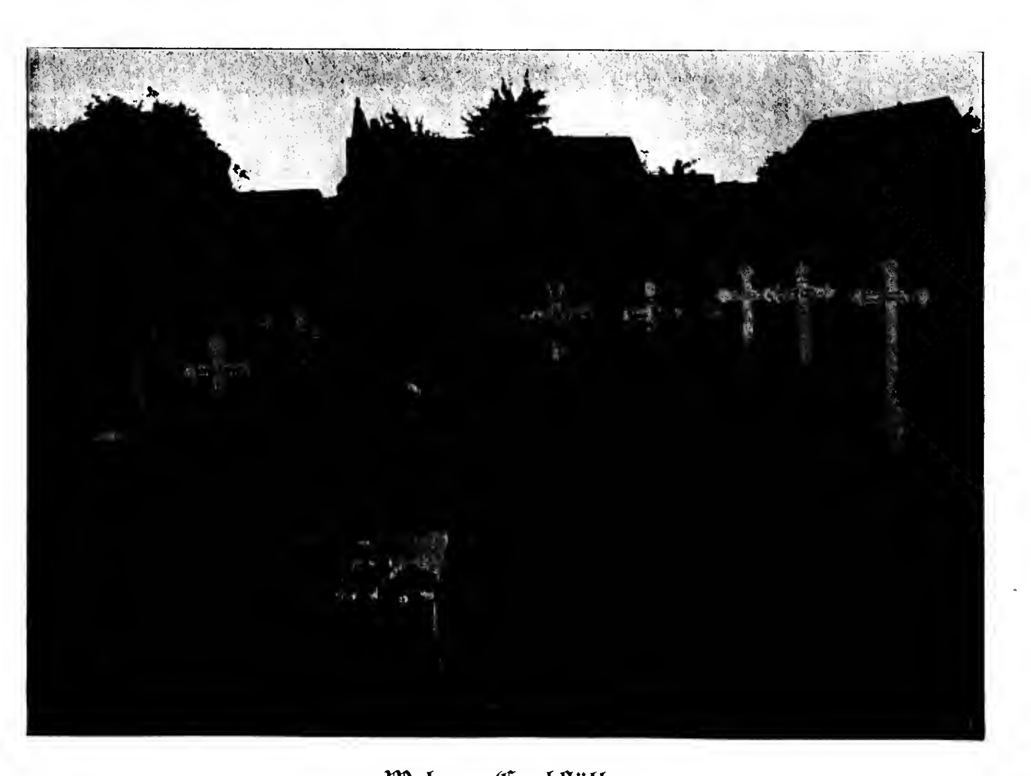
Der Todeskampf begann am Nachmittage des 4. April, und erst die sechste Abendstunde des folgenden Tages brachte die Erlösung. An dem Sterbelager weilten die Gattin und die Tochter des Dichters und eine barmherzige Schwester. Der Sohn, der telegraphisch von Hannover herbeigerufen war, traf morgens um neun Uhr ein. Er hat den letzten Gruß und die letzte Umarmung des Vaters empfangen und ihm die Augen zugedrückt. Unter den Klängen der Abendglocken, welche die stille Frühlingsluft in das Heim des sterbenden Dichters trug, hauchte dieser seine Seele aus.

An seinem Sarge stand der Engel des Friedens. Unter Blumen und Palmen lag der Tote aufgebahrt, das Antlitz etwas bleicher als sonst, die mannhaften Züge wie verklärt. In der erstarrten Hand hielt er jenes schlichte Holzkreuz, das er als Jüngling sich geschnitzt hatte, da er zum erstenmale die Berge seiner Heimat verließ, um in die weite Welt zu wandern. — Am Morgen des 9. April wurde die irdische Hülle zur letzten Ruhe bestattet. Eine kaum übersehbare Menschenmenge aus allen Volksklassen, darunter zahlreiche Freunde und Verehrer des Dichters, die aus weiter Ferne herbeigeeilt waren, gaben ihm das letzte Geleite. Nach dem kirchlichen Traueramte schilderte der Pfarrer von Nieheim in beredten Worten die Tugenden und Gesinnungen des Entschlafenen und schloß mit der Aufforderung, den Grundsätzen zu folgen, die Weber in seinem Leben und in seinen Dichtungen bekannte. Dann bewegte sich unter den Klängen des „Miserere“ der endlose Leichenzug nach dem Friedhofe. Von den Häusern wehten Trauerfahnen und auf die mit frischem Tannengrün bestreuten Straßen warfen die schwarzumhüllten Laternen düsteren Schein. An dem Grabe sprach der Geistliche die letzten Gebete, und dann wurde der Sarg in die Familiengruft gesenkt. Der Dichter ruhte in seiner heimatlichen Erde.

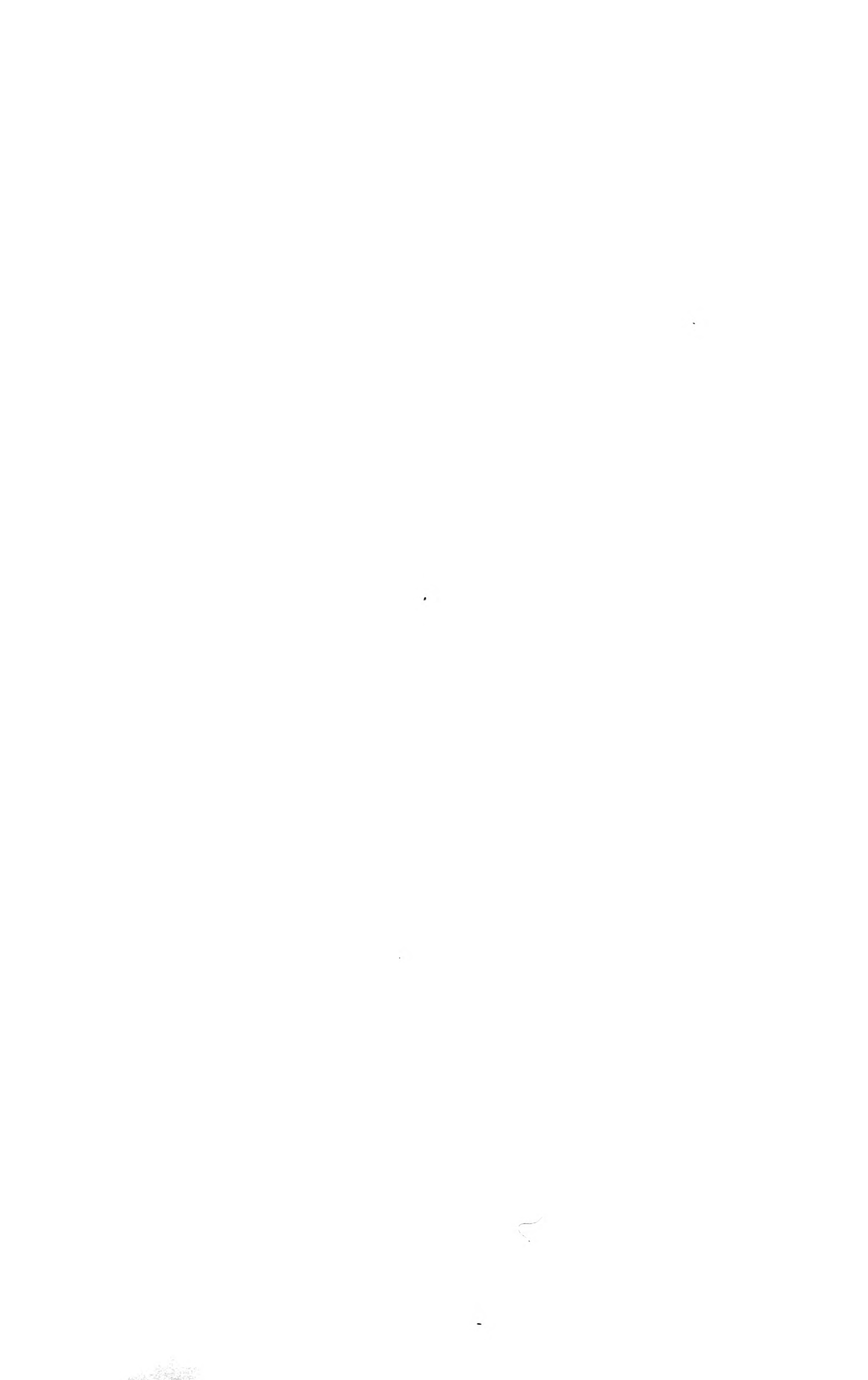
Auf der mit Rosen geschmückten Grabstätte erhebt sich ein schönes, kunstvoll gearbeitetes Kreuzbild, dessen Sockel die Inschrift trägt:

„Und schlaf' ich längst schon unter Friedhofslinden,
Das sollst du stets bewahren im Gedächtnis
Als meiner Liebe teuerstes Vermächtnis:
Es ist kein Heil, als nur im Kreuz zu finden."





Webers Grabstätte.



Rückblick.

Wir haben den Dichter allmählich werden sehen; wir sind seiner Entwicklung mit jener liebevollen Teilnahme gefolgt, die das Wirken eines so edlen Geistes notwendig einflößt. Jetzt gilt es, sein Leben und sein Dichten als ein Gewordenes und Ganzes zu überschauen. — Dieses Dasein ist nicht reich an spannendem dramatischen Reiz, an außerordentlichen Vorfällen, wechselvollen und farbenreichen Bildern, großen inneren Wandlungen und Katastrophen; aber es ist belebt durch unterhaltende Züge, ergiebig an Ausblicken in die Litteraturentwicklung des Jahrhunderts, es redet zu jedem Herzen mit der treuen Stimme der Freundschaft, mit den Tönen des tiefsten Familiengefühls, es erwärmt durch eine echte, werkthätige, alles besiegende Menschenliebe. Wenn wahre Gottesfurcht und Frömmigkeit, gewissenhafte Erfüllung der Pflichten, die uns das Vaterland und die Familie auferlegen, Freundschaft, die sich ein ganzes Leben hindurch bewährt, wenn beharrliches, verständiges Festhalten des einmal Ergriffenen, ruhige, klare Auffassung der Verhältnisse, innerhalb deren wir wirken, die wesentlichsten Tugenden des deutschen Charakters sind, dann war Weber ein echt deutscher Mann im besten Sinne des Wortes. Das Feuer, welches auf dem Altare seiner Muse brannte, war nicht das wildverheerende, das schon die geistige Lebenskraft so manches hochbegabten Musenjüngers allzufrüh verzehrte, es war vielmehr die still glühende und mild erwärmende Flamme einer zwar hochbegeisterten, aber doch in den Schranken eines würdigen Ernstes einhergehenden Dichterkraft. Ihm war die Poesie kein „Kainsstempel“, um mit Freiligrath zu sprechen, sondern das leuchtende Gottesmal auf der Stirne des Berufenen. „Fromme Kunst“ war ein Wort, das er

gern im Munde führte. Der Grundsatz: „Die Kunst um ihrer selbst willen", dem Tennyson mit scharfem Widerspruche entgegentrat und den George Sand mit dem bekannten Ausspruche verwarf: „L'art pour l'art est un vain mot; l'art pour le vrai, l'art pour le beau et le bon, voilà la religion que je cherche", diese moderne ästhetische Lehre fand auch in Weber einen entschiedenen Gegner. Den Beruf des Dichters faßte er im Sinne Schillers auf, der in der Poesie eine sittliche Bildnerin der Völker sah, die nicht bloß unterhalten und ergötzen, sondern Lebensideale schaffen soll. Und weil Weber diese hohe Anschauung von der Aufgabe des Dichters teilte, darum wendet er sich in seinen poetischen Schöpfungen immer an die edelsten Seiten der Menschennatur und opfert den Heiligtümern unseres Lebens, dem Glauben, der Liebe, der Familie und dem Vaterlande. Darum steht der schlichte westfälische Sänger so weitab von dem jetzt herrschenden Dichtergeschlechte, das nur die schrankenlose Freiheit der Persönlichkeit preist, den ungebundenen Sinnengenuß, die „Herrenmoral" gegenüber der „Herdenmoral" des Christentums. Darum hat er niemals dem modernen litterarischen Industrialismus gedient, sondern nur dann gedichtet, wenn der Geist ihn rief, und unbekümmert um das Urteil der Welt in sich wachsen lassen, was seiner Natur gemäß war. Vom Gemeinen abgewendet, schuf er in der Stille, was für das Allgemeine fortlebt.

Webers dichterischer Werdegang bestätigt das Wort Fritz Reuters: „Wir Niederdeutschen sind ein hartes Holz, das langsam Feuer fängt, dann aber auch Glut giebt." Die bleibende Bedeutung unseres Dichters, der, wie ich ausführlich darlegte, verhältnismäßig spät seine künstlerische Eigenart gefunden hat, beruht fast ausschließlich in den poetischen Schöpfungen aus der zweiten Hälfte seines Lebens. Während seine Jugendlyrik von fremden Vorbildern abhängig ist und nur hin und wieder in ihr der Brustton eigener Empfindung hörbar wird und eine selbständige poetische Anschauung hervortritt, wurzeln die Dichtungen seiner Mannesjahre ganz in seinem eigenen Wesen und tragen kaum Spuren eines fremden Einflusses an sich. Webers Poesie in der Zeit seiner Reife gleicht einem stark und mächtig,

aber ruhig und gemessen dahinflutenden Strome, in welchem Landschaftsbilder, Stätten der Kultur und Denkmäler der Geschichte sich spiegeln, in dem auch die wechselnden Erscheinungen des Tages sichtbar werden, der aber im Grunde allem Wandel gegenüber unverändert bleibt und seine Eigentümlichkeit bewahrt. In drei Dichtgattungen hat Weber als Mann und als Greis Dauerndes geschaffen: in der Epik, Lyrik und Didaktik. Seine erzählende Dichtung „Dreizehnlinden“, die seinen Ruhm begründete, erfüllt in herrlicher Weise die Forderung A. W. Schlegels, daß das Epos die Unbefangenheit und das Feuer des Jünglings mit der Weisheit und dem sicheren Blicke des Greises vereinige. An dieses Hauptwerk schließt sich das epische Idyll „Goliath“ mit seiner strengen und keuschen Schönheit würdig an. Als Lyriker und Spruchdichter hat Weber in den „Gedichten“ und den „Herbstblättern“ sein Eigenstes und Bestes gegeben. Die „Marienblumen“ und die Passionsgesänge enthalten zwar warmempfundene formvollendete Poesieen, aber sie geben dem Charakterbilde Webers keine wesentlich neuen Züge und stehen an scharf ausgeprägter Originalität und an Tiefe des geistigen Gehaltes hinter manchen Liedern und Romanzen der beiden anderen Gedichtsammlungen zurück. Besonders zeigt das letzte Geschenk seiner Muse, die „Herbstblätter“, die zwei Jahre nach dem Tode des Verfassers erschienen, uns glänzend alle Vorzüge Weberscher Kunst. Gegenüber der kritiklosen Sammelwut, die sich heute so oft an dem Andenken eines wackeren Verstorbenen versündigt, ist die ernste Pietät zu loben, mit welcher Elisabeth Weber, deren Hand der Dichter seinen litterarischen Nachlaß anvertraute, bei der Herausgabe zu Werke ging. Sie bewies dabei jenen feinen Takt, der streng das Unfertige von dem Dauernden zu unterscheiden weiß und eher zu wenig giebt als zuviel. Natürlich hat sie manches Gedicht aufgenommen, das der Autor vielleicht ausgeschlossen hätte. Doch der Standpunkt des Künstlers selbst ist hierbei ein anderer, als der des späteren Herausgebers nachgelassener Werke. Dieser darf es allerdings wagen, Schöpfungen zu veröffentlichen, die vielleicht nur im Hinblick auf die Person des verewigten Meisters von Interesse sind und uns das Verständnis

seiner Entwicklung erschließen, während der schaffende Poet der Öffentlichkeit nur das übergeben soll, was von objektivem Werte ist und ihm selbst künstlerisch vollendet erscheint. Mögen darum immerhin manche der in den „Herbstblättern" enthaltenen Gedichte vergessen werden, es sind genug darin, in denen der Hauch unvergänglicher Schönheit weht, um Webers Ruhm und Kunst von Geschlecht zu Geschlechte zu vererben. Klänge voll inniger Wehmut und Rührung, voll stiller Andacht und Resignation wie „Dank", „Maria", „El último suspiro del Moro", weihevolle elegische Rückblicke und Betrachtungen wie „Nur Traum", „Das Wolkenschloß" werden unserer Lyrik zu dauernden Zierden gereichen. Auch die Sprüche und Gnomen bilden eine wertvolle Ergänzung der Weberschen Didaktik, und die poetischen Gemälde und Situationsbilder: „Der Gladiator", „Zwei Trompeter", „Uhlands Tod", oder die Balladen und Romanzen: „Gerd Vogel", „Tristans Tod", „In der Sommernacht", die zarte gefühlsfrische Legende: „Von der Schwalbe und dem Quendel" sind von einer plastischen Gestaltungskraft und einer Meisterschaft der Form, die seit Ludwig Uhland von keinem deutschen Dichter übertroffen ist. Als Übersetzer wird Weber einen Ehrenplatz behaupten unter denen, welche die skandinavische und englische Poesie in Deutschland heimisch gemacht haben. Im Drama und im Roman hat er sich nicht versucht; hier liegt die Grenze seines Könnens. Abgesehen davon, daß ihm die hohe Schule des Dramatikers, der lebendige Wechselverkehr mit der Bühne gefehlt hat, war auch seine ganze Natur wie diejenige Uhlands, zu ungebrochen, zu sehr auf „das Altdeutsch Gediegene, Biedere gestellt", um mit Vischer zu sprechen, als daß er an den psychologischen Rätselfragen, den Sophismen der Leidenschaft, der Dialektik der Beschönigung, die nun einmal die Darstellung eines dramatischen Konfliktes mit sich bringt, Gefallen hätte finden können. Wie Freiligrath und Geibel schrieb Weber nicht gern Prosa. Für ihn galt das Wort Grillparzers: „Dichten heißt in Versen denken." Sein umfangreicher Briefwechsel kann sich an Ideenreichtum, an Leichtigkeit und individueller Eigenart des prosaischen Ausdrucks demjenigen unserer Annette v. Droste nicht vergleichen.

Wohl führte Weber ein tiefinnerliches Leben, aber der vielbeschäftigte Arzt hatte weder die Zeit noch die Gabe und das Bedürfnis, sich schriftlich oder mündlich wortreich darüber auszusprechen.

„Grade der echte Dichter", sagt Anastasius Grün, „bedarf, wenn seine Poesie eine gesunde bleiben, wenn sein eigenstes Element, die Phantasie, in deren schwindelerregende Schrankenlosigkeit sich sein Geist stürzt, ihm nicht Gefahr und Verderben bringen soll, des mäßigenden Gleichgewichtes einer verständig nüchternen Wirklichkeit." Die großen Schriftsteller aller Zeiten, Goethe an der Spitze, haben die Dichtkunst nicht als ausschließlichen Lebensberuf gelten lassen wollen, sie haben uns gezeigt, wie gut sich ein streng praktischer Beruf mit poetischem Empfinden in Einklang bringen läßt. Auch Weber dient hierfür als bestätigendes Beispiel. Nichts war ihm mehr zuwider als jene träumerische Einseitigkeit, welche von den realen Bedingungen des Daseins nichts wissen will, oder eine Lebenseinteilung, welche das schriftstellerische Schaffen selbst zwangsweise den Anforderungen des Tages anpaßt. Er war kein Büchermensch, sondern eine durchaus gesellige Natur. Immer stand er voll reger Teilnahme mitten im Leben, und unmittelbar auf dasselbe zu wirken war ihm Bedürfnis. Darum weht keine Spur von Studierluft in seinen Dichtungen, sondern der volle, frische, kräftige Hauch der Wirklichkeit. Während man von manchem unserer Poeten sagen kann: er ist ein Riese, sobald er im Äther der Phantasie schwebt, und wird — im Gegensatze zu dem Antäus der hellenischen Fabel — schwach und haltlos, sobald er die Erde berührt, fließen bei Weber Leben und Dichtung harmonisch ineinander. Tapfere, hingebende Arbeit für andere war die Wurzel seines Daseins und dessen Blume: die Poesie.

Aus dem Spiegel der Weberschen Dichtung blickt uns das liebe Antlitz seines Heimatlandes Westfalen mit wechselndem, doch stets gewinnendem Ausdrucke entgegen. Er war innig verwachsen mit diesem Boden, dem er entsprossen, mit der ruhmreichen Vergangenheit der roten Erde, und in seinem Denken, Fühlen und Träumen lebte er auf ihr als ein echter Romantiker. Weber ist Westfale in seiner Anhänglichkeit an das Altererbte und Ehrwürdige,

in seinem unbestechlichen Rechtsbewußtsein und in seiner Gleichgültigkeit gegen äußeren Glanz. Aber die Schranken der engeren Heimat durchbricht die Liebe zum großen deutschen Vaterlande. Weber war auch ein treuer Sohn unserer Nation. Das bezeugt die Fülle seiner epischen Gedichte, welche deutsche Sage und Geschichte verherrlichen, das bewies die Begeisterung, die ihn erfüllte, als unser Volk, von langem Schlafe erwacht, den glorreichen Waffengang für seine Ehre und Einheit antrat. Die politische Tagestendenz machte auf ihn keinen Eindruck, aber für den großen, ideellen Zug unserer Geschichte war er tiefempfänglich. Nichts war ihm in seinem poetischen Werdegang so förderlich, als daß er sein geistiges Interesse schon von Kindheit an in einer Richtung sammelte, in der Erwerbung der umfangreichsten Kenntnisse auf dem Gebiete des deutschen Altertums. Dadurch gewann sein nationales und politisches Empfinden eine eigentümliche Gestalt, es durchdrang die ganze Persönlichkeit, es schuf eine vertiefte, in sich gegründete Individualität.

„Die ganze Erscheinung des Dichters," sagt ein Kritiker der ‚Täglichen Rundschau', „hat sicher für jeden, in dessen Adern deutsches Blut fließt, etwas Sympathisches an sich, auch für einen Freigläubigen, der sich offen als Nichtchristen bekennt, aber ich glaube kaum, daß er einem nichtgermanischen Rassenmenschen wahrhaft und völlig vertraulich und gemütlich nahekommt. Weber war sicher ein Jünger und Vertreter einer deutschnationalen Poesie, die verschiedene Züge aufweist, welche als charakteristische Grundzüge unserer einheimischen Kunst von jeher zu eigen sind. Da findet man stark vorherrschend ein reflektierendes und beschauliches Element, wie es auch Walther von der Vogelweide, der Lieblingsdichter Webers, besaß, die Freude am kurzen Spruch, — den Lebensernst, welcher der Tragik des Daseins fest ins Auge schaut, keineswegs sie verneint, sondern sie teilweise sogar mit Bitterkeit hervorhebt, aber als Kämpfer überwindet und über den Pessimismus hinaus zu froher, tüchtiger Lebensbejahung gelangt. Wenn Weber den Uhu des Materialismus als den wahren und großen Feind der Menschheit angreift, den Materialismus im Sinne der rohen Genußsucht,

der Gesinnungslosigkeit und des plumpen Egoismus, der Ideallosigkeit und der frivolen ewigen Verneinung — so spricht auch daraus die charakteristische germanische Keuschheit, das ursprünglich monogamische Element in der Seele unseres Volkes, jener Lebensernst wiederum und das innere Kraftbewußtsein, die Güte und das humanistische Gefühl. Der Nichtbesitz eines höheren Ideals erscheint gerade dem Deutschen immer als das Trostloseste, als etwas wirklich Gemeines."

Diese warme Vaterlandsliebe hinderte unseren Dichter nicht, ein überzeugungstreuer Christ und Katholik zu sein. Weil aber ein so aufrichtiges, religiöses Empfinden seine Poesieen durchhaucht, hat man gegen ihn den Vorwurf der Tendenzdichtung erhoben. Ganz mit Unrecht; denn einen Tendenzpoeten kann man doch nur einen Schriftsteller nennen, der seine Kunst Parteizwecken dienstbar macht, nicht aber einen Dichter, welcher den christlichen Gedanken in seiner ganzen Idealität auffaßt und poetisch darstellt. Hier ist die religiöse Anschauung keineswegs Zweck, sondern sie wird zum Mittel, um das hohe Ziel der Kunst, das ästhetisch Schöne zu erreichen. Der Dichter kann sich aber nur solcher Mittel bedienen, die mit seiner inneren Überzeugung harmonieren, ja, daraus hervorgehen, und ist diese Überzeugung nur echt, so hat er, wie Robert Prutz sagt, dasselbe Recht gehört zu werden wie die Dichter, die einer anderen Weltanschauung huldigen. Wenn „Dreizehnlinden" ein Tendenzwerk ist, so sind auch die „Assunta" von Tizian und die „Schöpfung" von Haydn tendenziöse Kunstwerke. Aber die meisten Menschen stehen im Getriebe der Parteien, und da sie sich nicht zu dem höheren Standpunkte des Dichters oder Künstlers hinaufzuschwingen vermögen, so zerren sie diesen lieber zu sich herab. — Webers Frömmigkeit ist gesund und unverfälscht, sie wirft nicht scheele Seitenblicke auf Andersdenkende, sie kokettiert nicht mit sich selbst wie bei Oskar von Redwitz; sie ist auch nicht blind gegen Fehler im eigenen Lager. Nie hat Weber seinen Widerwillen gegen unduldsame Gläubigkeit, nie seine schlichte herzliche Achtung vor fremder Meinung verleugnet. Jeder wahre Ausspruch des christlichen Gefühls fand bei ihm ein

offenes Ohr; noch mehr, jeder wahren und würdigen Erscheinung des christlichen Lebens, sei sie nun That des Glaubens oder der Liebe oder charaktervolle Persönlichkeit, huldigte er mit Ehrfurcht. Wo er sah, was des Glaubens würdig war, echte Frucht des echten Baumes, wenn auch in bescheidener Hülle, da beugte er sich in Demut und freute sich in Liebe. Von Weber gilt, was Goethe von Alessandro Manzoni sagt: „Der Dichter erscheint als ein Christ ohne Schwärmerei, als römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte."

In Weber verband sich ein reiches Talent und eine vielseitige Bildung mit edler Hoheit und Reinheit der Gesinnung, der Dichter mit dem Vaterlandsfreunde zu einer Persönlichkeit, welche die höchste Achtung einflößt. Wie wohlthuend berührt seine an die alten Meister gemahnende schlichte Bescheidenheit im Gegensatze zu der Selbstanbetung und dem Größenwahne, von dem so viele unserer litterarischen Wortführer beseelt sind. Wenn aber schon mancher von denen, welche die Feldzeichen des Tages tragen und die Mitwelt mit dem Schalle ihres Namens erfüllen, längst der Vergessenheit anheimgefallen sind, dann wird diese auf einsamer Höhe stehende westfälische Eiche noch frisch in Saft und Kraft grünen und mit ihren starken Zweigen und ihrem markigen Blattwerk in die Zukunft hineinrauschen. Man kann Webers dichterische Bedeutung nicht schöner charakterisieren, als wenn man die Worte auf ihn anwendet, die ein moderner englischer Kritiker über Longfellow sagt: „Während die moderne Poesie den Zweifel mit dem Glorienschein umgiebt, haben wir nicht Grund, denjenigen zu schätzen, dessen Verse Gott huldigen, dessen schlichte, helle Lieder das Menschenherz überreden, auf seine Vorsehung zu vertrauen, auf die Ewigkeit zu schauen, sich tapfer emporzuringen und auch auf Trümmern des Mißlingens sich mannhaft zu erheben? Und während andere Dichter unwahre Phantasiegebilde, unerfüllbare irdische Hoffnungen glänzend ausmalen, haben wir nicht Grund, ihm zu danken, der das Familiengefühl und das gewöhnliche Leben mit lichtem Zauber umwob? Wiederum ist es die Mode der Zeit, Kummer und Bitterkeit des Herzens für schön und poetisch zu halten; sollten wir nicht als

eine ebenso gute Gabe diese Werke eines langen Lebens schätzen, welche der Hauptsache nach ausdrücklich samt und sonders auf Zufriedenheit, Glück und Hoffnung zielen? Seine größte Leistung war diese: die Poesie des Glaubens und der Freudigkeit wieder volkstümlich gemacht zu haben; denn wenn seine Stimme traurig klingt, so ist es nur, um das Herz zu dämpfen, aber nicht, um es zu entmutigen. . . .

„Es ist Zweifel genug in der Welt und Kummer genug und Leid; es ist ein wahrer Segen, daß dieser Dichter des häuslichen Herdes erschienen ist, reich beladen mit Glauben und Hoffnung, mit Erquickung, Mut und Freude!“



Anmerkungen und Ergänzungen.

S. 1. **Dichtung auf roter Erde.** Die vorstehende Übersicht über die westfälischen Dichter erhebt durchaus nicht den Anspruch auf Vollständigkeit; es war nur meine Absicht, damit einen historischen Rahmen für das Lebensbild Webers zu gewinnen. Vgl. über die Dichtung in Westfalen Gustav Koeppers Litteraturgeschichte des Rheinisch-Westfälischen Landes. Elberfeld 1898. — Über den Sänger des Heliand vgl. Franz Jostes, ‚Saxonica' in der Zeitschrift für deutsches Altertum, 40, 129—192 und Ferdinand Wrede, ‚Die Heimat der altsächsischen Bibeldichtung', ebenda 43, 333—360.

S. 2. **Bernhard von Geſt,** Kanonikus von St. Mauritz bei Münster, der als Bernhardus Cestensis oder Ceistensis, auch Gestensis oder Geystensis in den Urkunden vorkommt. Vgl. den Aufsatz: „Altwestfälische Dichtungen" von J. B. Nordhoff in der „Germania". Neue Reihe. 6, 281—301. — Rolevinck, Lob des alten Sachsens in der Ausgabe von Dr. Ludwig Troß. S. 134—140.

S. 3. **Charlotte Wilhelmine Amalia von Donop.** Vgl. P. F. Weddigen, Westphälischer National-Kalender. 2. Jahrg. Leipzig 1801. S. 208—215. Daselbst S. 247—271 findet sich ein lesenswerter Aufsatz über „Die Kultur Westphalens in der ersten und zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts", dessen Verfasser Weddigen ist. — Vgl. auch Fr. Kreyssig, Justus Möser. Berlin 1857. S. 1 ff.

S. 4. **„In Westfalen."** Die citierte Bemerkung Heines findet sich in dessen Aufsatze: „Elementargeister".

S. 7. **Weber.** Über unseren Dichter sind im Verlage von Ferdinand Schöningh in Paderborn zwei biographische Studien erschienen und zwar von Heinrich Keiter, F. W. Weber, der Dichter von Dreizehnlinden. 1. Aufl. 1884, 5. Aufl. 1897; ferner von Karl Hoeber, Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Dichtungen. 1. Aufl. 1894, 2. Aufl. 1899. Außerdem brachten nachfolgende Zeitschriften und Zeitungen ausführlichere biographische Abhandlungen:

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1884. Nr. 218 u. 219: F. W. Weber. Von Joseph Lauterbacher.

Katholische Schulkunde. 1. Jahrg. Nr. 41: Friedrich Wilhelm Weber. Von A. Atzler-Freiburg i. Schl.

Kölnische Volkszeitung. 34. Jahrg. Nr. 724 v. Montag, 25. Dezbr. 1893: Fr. W. Weber.

Litteraturbericht u. Anzeiger zur Katechetischen Monatsschrift. 6. Jahrg. (1894) Nr. 1 u. 2: Dichter Fr. W. Weber und seine pädagogische Bedeutung. Ein Gedenkblatt zum 80. Geburtstag des Dichters. Von H. Herold-Münster.

Velhagen und Klasings Monatshefte. Jahrg. 1893/4. 2, 456—465: F. W. Weber, Der Dichter von Dreizehnlinden. Von Gotthold Kreyenberg.

Katholische Zeitschrift für Erziehung und Unterricht. 43. Jahrg. 7. u. 8. Heft: Friedrich Wilhelm Weber. Von Dr. Ludwig Wattendorff.

Monatsschrift für katholische Lehrerinnen. 6. Jahrg. Nr. 6 u. 7: Friedrich Wilhelm Weber. Ein Dichterbild. Von Therese Treu.

Historisch-politische Blätter. 117. Jahrg. S. 330—345: F. W. Weber. Eine Studie. — Ebenda S. 466: F. W. Weber. Ein Nachtrag zur kleinen Litteratur über den Dichter von Dreizehnlinden.

Monatsblätter für deutsche Litteraturgeschichte. 1. Jahrg. Heft 6. S. 268—281: Friedrich Wilhelm Weber. Ein Lebensbild. Von Wilh. Wilms.

Beilage zu Nr. 96 der Märkischen Volkszeitung v. Sonntag d. 26. April 1896: Friedr. Wilh. Weber, ein Gedenkblatt v. P. H.

S. 8. **Webers Geburtstag.** Nach dem Pömbsener Kirchenbuche ist der Dichter am 26. Dezember 1817 geboren und am 31. desselben Monats getauft. Taufpaten waren Friedrich Göllner, Wilhelm König und Marie Kleine. Diese Angabe ist aber unrichtig. Nach Aussage seiner Eltern und nach Aufzeichnungen in den Familienakten ist der 25. Dezember 1813 sein Geburtstag. Hiermit stimmen die Daten seiner Gymnasialzeugnisse überein. Nach der seiner Dissertation beigefügten „Vita“ erblickte Weber am 25. Dezember 1814 das Licht der Welt. — **Das Ruhmesjahr 1813.** Außer Weber, Wagner, Ludwig und Hebbel wurden auch Viktor Hehn und Georg Büchner 1813 geboren. Vgl. Richard M. Meyer, Die deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin 1900. S. 252.

S. 8. **Die westfälische Landwehr.** Vergl. darüber Friedrich Harkort, Die Zeiten des ersten westphälischen Landwehrregimentes. Essen 1841.

S. 9. Nach Angabe des Driburger Kirchenbuches fand die Heirat Johann Webers mit Anna Maria Gehlen am 1. Juni 1806 statt. (?)

S. 13. **Hebbel.** Vgl. Emil Kuh, Biographie Hebbels. Wien 1877. 1, 32.

S. 14. **Das Gedicht: „Erinnerung“** hat folgenden Wortlaut:

„Abendlüfte wehn vom Lande,
Leichte Wolken ziehn herauf,
Und der Fischerknab' am Strande
Hißt die weißen Segel auf;
Nebelduft umflort die Ferne,
Dunkles Schweigen deckt die See,
Und die kleinen goldnen Sterne
Schimmern friedlich aus der Höh'.

O du wehmutsvolle Stille,
Greifst gewaltig mir ins Herz,
Ach, und weckst der Qualgefühle
Kaum noch eingelullten Schmerz.
Heimat, deine goldnen Fluren
Sucht der thränenvolle Blick,
Deine längst vergessnen Spuren,
Ungetrübtes Knabenglück.

Dort im stillen Grund die Mühle,
Wo, von Erlen überrauscht,
Ich so oft, entflohn dem Spiele,
Still dem Bache zugelauscht;
Und der grüne Plan daneben,
Wo ich Blumen suchen ging
Und mit unverdrossnem Streben
Flatternde Libellen fing.

Hier der Anger, dort der Hügel,
Mir als Knaben einst so lieb,
Wo ich ohne Sporn und Zügel
Froh mein Steckenpferdchen trieb;
Dort des Berges grüne Höhen,
Wo ich lang' und sehnsuchtsvoll
Kranichzügen nachgesehen,
Daß das Herz mir überquoll.

Und mit kummervollen Mienen,
Überwallt von Moos und Gras,
Stehn der Iburg Nachtruinen,
Wo ich oft verlassen saß;
Lüftchen seufzten durch die Mauern,
Ach, ihr schwermutsvoller Flug
Schien um eine Welt zu trauern,
Die man hier zu Grabe trug.

Heimat, deine goldnen Fluren
Sucht umsonst der feuchte Blick,
Deine längst verwehten Spuren,
Ungetrübtes Knabenglück;
Nebelduft umflort die Ferne,
Grau und dunkel wogt die See,
Nur die alten, treuen Sterne
Grüßen mich aus Himmelshöh'."

S. 14. **Franziska Klein** verheiratete sich später mit dem Gastwirte Georg Zengerling in Driburg. Sie lebt zur Zeit als Witwe in Münster und hat mir manchen Zug aus dem Jugendleben Webers erzählt.

S. 15. **„Ihre Locken waren wie gelbes Gold"** u. s. w. Vergl. das Gedicht: „Von der Liebe" in den „Herbstblättern" S. 49. Die Verse: „Viel Arbeit" u. s. w. sind dem Spruche „Über den Bach" entnommen. S. „Gedichte" S. 147 ff.

S. 21. **Emil Kuh,** Biographie Hebbels 1, 98.

S. 22. **Annette v. Droste-Hülshoff in Driburg.** Über den Aufenthalt der Dichterin daselbst vergl. Hermann Hüffer, Annette v. Droste-Hülshoff und ihre Werke. Gotha 1887. S. 39 ff.; ferner Wilhelm Kreiten, Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff. Münster und Paderborn 1887. S. 36 ff.

S. 23. **Westfalenart.** S. „Gedichte". S. 169.

S. 24. **„Und ‚Schaffen' rief's"** — s. das Gedicht: „Am Amboß", ebenda S. 1 ff.

S. 27 u. 28. **Unterricht im Deutschen.** Vgl. die Jahresberichte über das Theodorianische Gymnasium in Paderborn in den Schuljahren 1831—32 und 1832—33.

S. 31. **Levin Schücking** über Münster. Vgl. Schückings Lebenserinnerungen. Breslau 1886. 1, 70 ff. — **Bilder deutscher Vorzeit.** Vgl. Webers poetische Erzählung: „Der Schmied von Paderborn".

S. 31. **Paderborn und Karl der Große.** Meine Bemerkungen darüber sind fast wörtlich einem auf der VII. General-Versamlung der Görres-Gesellschaft zu Paderborn am 18. August 1882 gehaltenen Vortrage von Prof. Dr. Georg Hüffer entnommen. (Vgl. den Jahresbericht der Görres-Gesellschaft für

1882.) Vgl. auch Wilhelm Richter, Geschichte der Stadt Paderborn. Paderborn 1899. 1, 10 ff.

S. 35. **Über das Gedicht A. W. Schlegels** vgl. R. Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. S. 144.

S. 37. **Der Brief von Prof. Vernaleken** ist von Graz, d. 28. Juni 1897 datiert.

S. 37. **Rudolf Rochs** veröffentlichte i. J. 1846 zu Berlin ein Bändchen Gedichte, das von der Kritik kaum beachtet wurde, obwohl manche ansprechende Lieder darin enthalten sind, z. B. Der beste Tod, S. 9. Wandervöglein, S. 14. Werbung, S. 43. Captatio benevolentiae, S. 71. Ausmarsch, S. 72. Feldwacht, S. 88. Ein Seufzer, S. 145. Rochs starb i. J. 1856. Vgl. über ihn Franz Binder, Luise Hensel. Freiburg i. Br. 1885. S. 153. 155. 163. 169. 181—186. 206. 209. 218. 270. 309.

S. 43. **Partim rei familiaris** u. s. w., d. h. „teils durch die beschränkte Lage meiner Familie, teils durch mein ungünstiges körperliches Befinden gezwungen". — Weber hatte die Absicht, die Universität Göttingen zu beziehen. Da jedoch damals in Preußen infolge der demagogischen Umtriebe der Besuch außerpreußischer Hochschulen ohne Erlaubnis des Kultusministers nicht gestattet war, so richtete Weber ein bezügliches Gesuch an den damaligen Minister von Altenstein. Es wurde ihm aber durch den Ministerialdirektor Nicolovius ein abschlägiger Bescheid erteilt. Vgl. Matthias Linhoff, Zum Doktorjubelfeste Friedr. Wilh. Webers im ‚Deutschen Hausschatz' 15. Jahrg. Nr. 11 S. 167.

S. 46. **Die Greifswalder Hochschule.** Vgl. J. G. L. Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald (1857). Bd. 1.

S. 47. **Hornschuch.** Vgl. über ihn Karl Fulda, Chamisso und seine Zeit. Leipzig 1881. S. 167.

S. 47. **Erichson.** Vgl. über ihn Gödeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Aufl. 6, 114; ferner Allgemeine Deutsche Biographie, 6, 214. Kosegarten a. a. O. 1, 320. Nach Goedeke wurde Erichson 1830 ordentlicher Professor.

S. 48. **Prof. Berndt.** Vgl. über ihn Sachs' Repertorisches Jahrbuch für die neuesten und vorzüglichsten Leistungen der gesamten Heilkunde. Bearbeitet von Dr. L. Posner. Berlin 1856. 23. Jahrg. p. VII—XIX und A. Hirsch in der Allgemeinen Deutschen Biographie. 2, 412.

S. 54. Über Webers Gedicht: „Heut' ist Sonntag" schreibt Danneil am 18. Juni 1837 an seinen Vater: . . . „Innig erfreut bin ich zu sehen, daß Dir Webers Sonntagslied so gefallen hat, da ich so gern möchte, daß auch Dir dieser herrliche Mensch in seiner wahren Gestalt recht lebendig vor Augen träte. Ich bin stolz darauf, ihn meinen Freund zu nennen, meinen einzigen und ganzen! Und bei Gott! das will viel sagen!" . . .

S. 55. **Das Brieffragment Webers v. J. 1840** fand sich in seinem Nachlasse. Die übrigen Briefe unseres Dichters an Wilh. Danneil sind trotz aller Nachforschungen nicht aufzufinden.

S. 58. Dr. Friedrich Bering starb i. J. 1888 als Arzt in Menden in Westfalen.

S. 59. **Michel Marcus**, später Sanitätsrat in Anclam und Badearzt auf der Insel Sylt, war auch mit Fritz Reuter befreundet, der ihn in dem „Läuschen": „De swarten Pocken" als Doktor Michel figurieren läßt. Er sagt von ihm:

„Dunn kümmt de Dokter Michel an,
Husarzt bi Herren Holtermann,
Hei hadd mal wedder switisirt —
Un up der Landstrat 'rümflankirt."

S. Reuters Sämtliche Werke. Volksausgabe in 7 Bänden. Wismar 1888. 2, 10, und Karl Theodor Gaedertz, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Wismar 1896. S. 51. Marcus ist Verfasser der Schriften: „Das Nordseebad Westerland-Sylt, Hamburg 1877 u. Syltina, Hamburg 1887." —

S. 73. Webers Exmatrikel, die vom 29. August 1836 datiert, trägt u. a. folgenden Vermerk:

„In Hinsicht seines Verhaltens ist in ökonomischer Rücksicht nichts Nachteiliges zu bemerken. In sittlicher Beziehung, so ist derselbe am 24. Febr. 1836 wegen Ehrenkränkung eines hiesigen Kommilitonen, so wie am 25. Febr. 1836 wegen Beleidigung der Studierenden Trebbin und Wentzel zur Untersuchung gezogen, durch Erkenntnis des Senats vom 14. März c. jedoch unter ernstlicher Verwarnung ab instantia absolviert."

S. 74. Für die Darstellung der Breslauer Universitätsverhältnisse benutzte ich außer den Briefen Danneils an Weber folgende Bücher: Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen von Hoffmann v. Fallersleben. Bd. 2, 1. ff. — Aus dem Neunzehnten Jahrhundert. Briefe und Aufzeichnungen, herausg. v. Karl Emil Franzos. Bd. 2 u. 3 (Erinnerungen von Max Ring. 1, 40—91). — Zeitgenössische Geschichten. Von Dr. Adolf Schmidt. Berlin 1859. 79 ff. — Erinnerungen aus meinem Leben von Gustav Freytag in dessen gesammelten Werken, 1, 80 ff. — Wolfgang Menzels Denkwürdigkeiten. Herausg. von dem Sohn Konrad Menzel. Bielefeld und Leipzig, 1877. S. 73—115. — Erinnerungen von Heinrich Laube. 1, 88 ff.

S. 75. **Über Otto und Remer** vgl. Max Ring a. a. O. 1, 53 und 54.

S. 78. **Freytag und Weber.** Freytags Erinnerungen S. 83. — Vgl. ferner den Aufsatz von Elisabeth Weber, Erinnerungen an Gustav Freytag und Friedrich Wilhelm Weber in Velhagen und Klasings Monatsheften 13. Jahrg. Heft 2, S. 186 ff.

S. 79. **Karl Stelter** in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung v. 1. Juni 1896. Nr. 151.

S. 80. **Theaterbesucher.** Vgl. über die Breslauer Bühnenzustände i. J. 1836 die Geschichte des Breslauer Theaters v. Maximilian Schlesinger. Berlin 1898. 1, 204—207.

S. 85. **Karzer.** „Der Universitätsrichter, welcher die Karzerstrafen über Weber verhängte, war Grabow, der spätere Oberbürgermeister von Prenzlau und Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses. Als Grabow die letztgenannte Würde bekleidete, gehörte Weber auch schon dem Abgeordnetenhause an. In dieser Zeit unterhielten sich die beiden Männer manchmal scherzend über jene Zeit zu Greifswald, welche nun hinter ihnen lag.“ S. M. Linhoff, a. a. O. S. 167.

S. 88. **Freytags Briefe an Weber.** Vgl. Elisabeth Webers Aufsatz a. a. O. S. 187 ff. — **Spottgedichte in Heinescher Manier.** Vgl. A. Strodtmann, H. Heines Leben und Werke. 2. Aufl. Berlin 1873. 1, 222. 223. 690. 691. — Hoffmann und Haupt. Vgl. des ersteren Selbstbiographie 2, 307 ff.

S. 91. Über Webers Krankheit berichtet Danneil in einem Briefe an seinen Vater v. 18. Juli 1838.

S. 92. **„De struma“** (Über den Kropf). „Hatte der Dekan der Fakultät ihm, bevor er an die Abfassung der Abhandlung ging, geraten, sich lieber einen anderen Gegenstand zur Bearbeitung zu wählen, so drückte er dem Verfasser nachher über die wohlgelungene Arbeit seine größte Zufriedenheit aus.“ M. Linhoff a. a. O. S. 167. — Webers Opponenten waren Dr. Fritz Berndt aus Greifswald, Dr. Hermann Glubrecht aus Paderborn und Dr. Karl Schwubbe aus Nieheim, der, 1814 geboren, mit Weber das Paderborner Gymnasium besucht hatte.

S. 94. **Examinatoren.** Die Spottverse auf sie finden sich bei Max Ring a. a. O. S. 147.

S. 95. Der Brief v. 2. Dezember 1882 ist an Frau Seitz in Hamburg gerichtet.

S. 101. **Allgemeine Theaterzeitung,** Originalblatt für Kunst, Litteratur, Musik, Mode und geselliges Leben.“ Nr. 235 v. 30. September 1840 enthält die ‚Ostseesage‘; Nr. 238 v. 3. Oktober ‚Kreuzfahrers Abendlied‘; Nr. 240 v. 6. Oktober ‚Der Harfner im Wald‘; Nr. 247. v. 14. Oktober ‚Menschenherz‘. Die erste Strophe zeigt eine andere Lesart als der in den ‚Herbstblättern‘ S. 37 mitgeteilte Text des Gedichtes ‚Menschenkind‘. Nr. 249 v. 16. Oktober brachte ‚Das Lied in Trauer zu singen‘, welches mit dem in den ‚Gedichten‘ S. 7 u. 8 veröffentlichten ‚Sei still‘ identisch ist. Nr. 250 v. 17. Oktober enthält das ‚Lebensbild‘.

S. 104. **Levin Schückings** Lebenserinnerungen. Breslau 1886. 2, 172.

S. 106. **Der Schwan.** Vgl. S. 157 ff. dieses Buches.

S. 111. **Typhusepidemie in Driburg.** Vgl. darüber den „General-Sanitätsbericht von Westfalen auf das Jahr 1841.“ Herausg. von dem Königlichen Medizinal-Kollegium zu Münster. Münster 1844. S. 80 ff.

S. 114. **Therese Treu,** Friedr. Wilh. Weber. Ein Dichterbild. (Monatsschrift für katholische Lehrerinnen. 6. Jahrg. 6. Heft. S. 328 ff.)

S. 119. **Ein langjähriger Kollege:** Dr. Bäumer in Münster, der früher Arzt in Steinheim war und viel in der Weberschen Familie verkehrte. Ludwig Wattendorff a. a. O. S. 297.

S. 120. **Lateinisch dichtende Poeten.** Johann Rotger Tork, Dompropst zu Minden, verfaßte 1671 eine Ode zum Preise Driburgs. Vgl. auch J. B. Sautolii Carmina selecta. p. 59. und die Monumenta Paderbornensia. Francofurti et Lipsiae 1713. S. 171 u. 177; Leonardi Frizon, Opera Poetica. Parisiis 1705. Tomus posterior. p. 304 u. 5; Gottfried Bürens ausgewählte Gedichte, Münster 1868. S. 11.

S. 121. **Das Sierstorpffsche Schloß.** Vgl. Das malerische und romantische Westfalen von Levin Schücking und Ferd. Freiligrath. Neu bearbeitet von Levin Ludwig Schücking. 4. Aufl. Paderborn 1898. S. 92. — **Das Sonntagsblatt,** eine vaterländische Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung aus dem Gebiete des Schönen und Nützlichen, mit populärer Hinweisung auf deutsche Litteratur und Zeitgeschichte. Verantwortlicher Redacteur Dr. Nikol. Meyer, 26. Jahrg. Minden 1842. Im Verlage der F. W. H. Müllerschen Buchdruckerei. Die Nummer v. 9. Januar 1842. 2. Stück S. 9 enthält das Lied: Menschenherz ein spielend Kind; Nr. v. 20. Febr. 1842. 8. Stück. S. 57 Mein Hort. Dieses Gedicht hat folgenden Wortlaut:

„So will ich's denn versuchen
Getrost mit That und Wort:
Trag' ich in ehrner Truhe
Doch einen goldnen Hort.

Die Zeit hat ihn geschmiedet
Auf ihrem Amboß hart;
Von derben Hammerschlägen
Nicht einer ist gespart.

Er ist geklärt, geläutert
In meines Schmerzes Glut;
Gereinigt und gewaschen
In heißer Thränenflut.

Ob sein Metall, das edle,
Die reine Probe hält,
Mit Klugheit und mit Listen
Versuch es nun, Frau Welt.

Das Gold muß sich bewähren
Vor schlackig-blödem Erz;
Getrost, mein Hort, mein treues,
Geprüftes, treues Herz.“

Nr. v. 20. März 1842. 12. Stück. S. 89 Lied der Schmiedegesellen; Nr. v. 27. März 1842. 13. Stück. S. 97 Lied in Trauer zu singen; Nr. v. 3. April 1842. 14. Stück. S. 105. Lebensbild; Nr. v. 1. Mai 1842. 18. Stück S. 137. Gäogonie; Nr. v. 15. Mai 1842. 20. Stück S. 153

Wiegenlied; Nr. v. 17. Juli 1842. 29. Stück S. 225 Kreuzfahrers Abendlied; Nr. v. 31. Juli 1842. 31. Stück S. 241 Ostseesage; Nr. v. 7. August 1842. 32. Stück S. 249 Die Not der Zeit; Nr. v. 13. Nov. 1842. 46. Stück. S. 361. Zwei Trompeter; Nr. v. 27. Nov. 1842. 48. Stück. S. 105. Ein Lebensbild und S. 376. Am Scheidewege; Nr. v. 19. März 1843. 12. Stück S. 89 Glück und Glas. — Das Gedicht „Die Not der Zeit" sei hier noch mitgeteilt:

„Die Waffen ruhn und rosten,
Die Federn ziehn zum Streit,
Ei, sagt mir doch, ist das nicht
Recht wunderbare Zeit!

Der Ritter auf hölzernem Schemel
Der ficht mit der halben Welt:
Ei, sagt mir doch, ist das nicht
Ein wunderbarer Held!

O Herre, Gott vom Himmel,
Du schweigst aus Politik,
Du selber bist ja nicht sicher
Vor seiner scharfen Kritik.

O, Herre, Gott im Himmel,
Wenn du noch mächtig bist,
So schick' uns einen Retter
Zu dieser argen Frist.

Der soll den Ritter stürzen
Von seinem hölzernen Pferd
Und setzen in seine Rechte
Das alte, eiserne Schwert.

Das soll der Welt verkünden
Ein Evangelium,
Das beste zu diesen Zeiten,
Der Väter Kraft und Ruhm."

In dem Gedicht: „Zwei Trompeter" haben die Anfangsstrophen folgende Fassung:

„Der Abend sinkt, es schweigt des Kampfes Toben,
Vom Himmel wallt des Friedens blaue Fahne,
Daß sie an Eintracht und an Liebe mahne,
Mit tausend Sternen freundlich still durchwoben.

Im sanften Strom, der beide Heere scheidet,
Wie traulich, heimlich Well' auf Welle flüstert;
Natur ist innig liebevoll verschwistert,
Der Mensch allein, der finstre, haßt und neidet.

Und ein Trompeter sitzt an Ufers Hange;
All seiner Sehnsucht liebende Gedanken,
Die Bilder, die ihn träumerisch umwanken,
Sie schweben hin auf seines Hornes Klange u. s. w."

S. 129. **Krank zum Sterben.** Vgl. das gleichbetitelte Gedicht in den „Herbstblättern" S. 265 ff., mit dem es hie und da im Wortlaute übereinstimmt.

S. 132. **Freiligraths Träume.** Vgl. Wilh. Buchner, F. Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Lahr 1881. 1, 400.

S. 145. **Volksverein.** In einem Notizbuche Webers findet sich unter dem 22. April 1849 folgende Bemerkung: „Die Versammlung des Vereins der Volksfreunde bis zum September vertagt."

S. 149. **Theodor Storm.** Sein Leben und seine Dichtungen. Von Dr. Paul Schütze. Berlin 1887. S. 80.

S. 153. **F. Th. Vischer.** Vgl. dessen Aufsatz über Ludwig Uhland in den „Kritischen Gängen." Neue Folge. 4. Heft. S. 99—169.

S. 163. **Longfellows Dichtungen.** Ein litterarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerikas von Alexander Baumgartner. Freiburg i. B. 1887. S. 257/8.

S. 165. **Axel.** Die Übertragung von Karl Esmarch erschien 1880 in 2. Aufl. Vgl. auch Gottfried von Leimburg, Esaias Tegnérs kleinere epische Gedichte. Leipzig 1879. Die Übersetzungen des „Axel" von Mayerhoff, Schilling und Vollheim haben mir nicht vorgelegen.

S. 168. **Runeberg.** Vgl. Die historische Einleitung und Anmerkungen zu Fähnrich Stahls Erzählungen in Johann Ludwig Runebergs Epischen Dichtungen. Aus dem Schwedischen übersetzt von Wolrad Eigenbrodt. Halle 1891. 2, 213 ff.

S. 169. **Die Arminiusquelle** zu Lippspringe. Von Dr. F. W. Weber, Königl. Sanitätsrat und Brunnenarzt zu Lippspringe. Paderborn 1858. 2. Aufl. 1863. S. 1, 2 u. 16.

S. 174. **Der alte Pape.** Bilder aus dem Leben eines Lippischen Weidmanns. Nach Aufzeichnungen von Adolf Keyßer. Neudamm 1895. S. 112—116.

S. 176. **Arminia.** Geschichtliches und Gedichtetes zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Bäder an der Arminiusquelle zu Lippspringe. Paderborn. In Kommission der Wesenerschen Buchhandlung 1857. Darin sind unter dem Namen B. Werder folgende Gedichte Webers angeführt: Eisenbahnphantasie S. 76 ff., An die Klugen S. 85, Für Leben und Sterben S. 87, Der Schwan S. 115 ff., Das Glücksschiff S. 121 ff., Eine That S. 126, Herbstabend S. 225 ff., Schon Winter S. 228. Ferner finden sich darin unter der Bezeichnung F. W. folgende Gedichte Webers: Der Waldweg S. 181, Der englische Kapitän S. 183 ff., O laß sie flattern S. 187 ff., Der Schmied auf Helgoland S. 189 ff., Sehnsucht S. 191 ff., Das Schiffermädchen S. 193 ff., Willkommen und Lebewohl S. 195, Zu lange schon S. 196, Erik Wasas Rune S. 197 ff., Friedensstimmen S. 200 ff. Der König S. 204 ff.

S. 176. **Über den Stoff des Rabbi von Bagdad** schreibt mir Prof. Dr. Strack, Berlin, am 11. Januar 1899. „Das Geschichtchen macht mir durchaus den Eindruck, erst aus jenem alten Spruche Hillels gemacht zu sein. Dadurch, daß Raschi (R. Salomo Isaaki 1040—1105) als berühmter Kommentator erwähnt wird, hat man einen terminus post quem. Die Erwähnung des Hethiters macht es mir fast zweifelhaft, ob überhaupt ein

jüdisches Geschichtchen zu Grunde liegt. Es ist aber möglich, daß Weber in der That etwas derartiges aus jüdischem Munde gehört hat."

S. 183. **Gunloda.** Westfälisches Taschenbuch für 1833. Herausg. von Moritz Bachmann, Paderborn. S. 5—9.

S. 188. **Alfred Hüffer** starb am 23. August 1899 zu Paderborn. Außer den erwähnten „Kriegsfahrten", die i. J. 1863 in 2. Aufl. erschienen, veröffentlichte er ein Bändchen religiöser Poesieen: „Aus dem Kirchenjahr, Gedichte u. Übersetzungen von A. Hermann." 2. Aufl. 1890 und „Pauline von Mallinckrodt. Ein Lebensbild." 1892.

S. 199. **Die Familie der Freiherren von Haxthausen.** Vgl. Hermann Hüffer a. a. O. S. 23 ff.

S. 202. **Levin Schücking,** Das malerische und romantische Westfalen. S. 113. Vgl. auch Franz Ludwig August Maria Freiherr von Haxthausen. Ein photographischer Versuch von Freundeshand. Als Manuskript gedruckt. Hannover 1868.

S. 204. **Adolf Ebeling,** F. W. Weber und sein neuestes Werk: Marienblumen. Köln und Leipzig. S. 6 ff.

S. 207. **Marcard** ist der Verfasser der Satire: ‚1830. Ein Totentanz im Teutoburgerwalde.' Leipzig (Justus Naumann). Manche der lustigen Hexameter dieses Büchleins stammen aus der Feder Webers.

S. 209. **Julius Rodenberg** in der Deutschen Rundschau. 73, 308 u. 9.

S. 210. **Übersetzer.** Die bibliographische Übersicht der deutschen Übertragung Tennysonscher Dichtungen, welche Th. A. Fischer im Anhange zu seinem verdienstreichen Buche: „Leben und Werke Alfred Lord Tennysons. Gotha 1899 S. 282 ff. giebt, ist ebensowenig genau und vollständig wie die Zusammenstellung der „Translations of Tennysons works" in Eugene Parsons, Tennysons Life and Poetry and: Mistakes Concerning Tennyson. p. 31 ff. In beiden sind z. B. Gisbert v. Vinckes Übersetzungen nicht erwähnt, die in seiner „Rose und Distel" betitelten Sammlung englischer und schottischer Poesieen erschienen sind. Unter diesen findet sich eine schöne Verdeutschung des berühmten „Break, break, break." Von Tennysons: „In Memoriam" giebt es außer der von Fischer erwähnten Übertragung v. A. v. Bohlen jetzt eine neue von J. Feis, die 1899 in Straßburg erschien. Webers Übersetzungen scheinen Fischer nur dem Namen nach bekannt zu sein. — Als Oper bearbeitet wurde Enoch Arden von Viktor Hausmann und Robert Erben. Vgl. Hoeber a. a. O. 30.

S. 211. **Kritik.** Vgl. David Ahsers Recension in den Blättern f. litterarische Unterhaltung. Jahrg. 1870. 1, 236.

S. 212. Blättter f. litterarische Unterhaltung. Jahrg. 1870, 2, 578. — Außer Webers und Feldmanns Übersetzung von Aylmers Field kenne ich noch die Übertragungen von H. Gribenow (Halle 1893) und E. V. Zenker (Halle 1893.)

S. 213. **Fredrik Winkel Horn,** Geschichte der Litteratur des Skandinavischen Nordens. Leipzig 1880. S. 371. Vgl. die Übersetzung von Wolrad Eigenbrodt a. a. O. 1, 82—97.

S. 215. **Die katholische Fraktion.** Vgl. die Kölnische Volkszeitung v. 1870 Nr. 325 und Otto Pfülf, Hermann v. Mallinckrodt. Freiburg i. B. 1892. S. 313 ff.

S. 218. **Lieder zu Schutz und Trutz.** Gaben deutscher Dichter aus der Zeit des Krieges im Jahre 1870. Berlin 1870. S. 82. — Vgl. auch die Trutznachtigall, herausg. v. Karl Trebitz. Jena 1870. S. 48.

S. 221. **‚Des Reiches Hort und Heil‘,** so lautet der Vers in seiner ursprünglichen Fassung. — Einem Freunde. Ich entnahm diese Äußerung Webers den Aufzeichnungen des Vikars Friedrich Platte in Böckenförde, eines Freundes unseres Dichters, der mir seine „Erinnerungen an F. W. Weber“ zur Verfügung stellte. Vgl. S. 350 dieses Buches.

S. 223. **Bezzenberger.** Meine Angaben über sein Leben entlehnte ich den „Erinnerungen an den Regierungs- und Schulrat Prof. Dr. Bezzenberger“ von Fr. Kühling. Berlin 1893. In diesem Schriftchen findet sich S. 15—22 eine Autobiographie des verdienten Gelehrten.

S. 226. **Walther.** Ich citiere nach der Lachmannschen Ausgabe.

S. 226. **Der Brief an Bezzenberger** trägt kein Datum. Ein zweites aus Berlin vom 18. Februar 1879 datiertes Schreiben beschäftigt sich mit der Erklärung des Freidankschen Spruches: 38, 13—16.

„Swer mit gewalt unrehtez guot
erbet, alsô maneger tuot,
dem volget alles sünde bî:
angeborner sünde ist er vrî.“

Darin heißt es:

„Was nun den locum difficilem ‚Swer mit gewalt unrehtez guot‘ etc. betrifft, so läßt sich zweierlei neben Deinem Dritten daraus machen. Ich lese stets ‚erbet‘ und erkläre: Wer geflissentlich (mit Gewalt) ungerechtes Gut erbt und behält, oder vielmehr erbt und geflissentlich (mit Gewalt) behält, der erbt damit große Sünde, obgleich er der angeborenen Sünde, der Erbsünde (durch die Taufe) frei geworden ist. Ein Lusus poeticus mit dem Begriff ‚Erbsünde‘. Der Poet sagt: Es giebt 2 Erbsünden, geerbte Sünden, die vom Paradies und die von ungerechtem Gut. Das ginge: aber die Härte liegt in dem ausgebliebenen: durch die Taufe. — ‚Mit gewalt‘ ziehe ich zu erbet; zu ‚unrehtez guot‘ gezogen, scheint es mir sehr gezwungen. Erbet ist aber stets zu lesen; es gehört mit dem angeboren zusammen. — Das Sach gefällt Dir nicht recht; versuchen wir es anders: Wer u. s. w., der macht sich schuldig, weil er mit gewalt, geflissentlich, ungerechtes Gut behält, während angeborne Sünde von den Eltern her ihm nicht anhaftet. Er ist schuldig als wissentlicher, geflissentlicher Erbe, während er als Sohn des ungerechten

Vaters sündenfrei ist, solange er sich der Ungerechtigkeit nicht teilhaftig macht. — Der Schwerpunkt liegt hier wie dort darauf, daß man mit gewalt zu erbet zieht: darin, in dem mit — gewalt — erben liegt die Sünde. Mit gewalt zu unrehtez guot zu ziehen geht schon wohl aus dem Grunde nicht, weil weitaus nicht alles ungerechte Gut durch Gewalt erworben ist. — Das Sprüchlein ist dunkel, und ich sehe wohl, daß meine beiden Interpretationen auch nur mit Gewalt herausgequetscht sind."

In einem von Thienhausen d. 21. März 1869 datierten Schreiben an Bezzenberger kommt der Dichter noch einmal auf den rätselhaften Freidankschen Spruch zurück:

„. . . . Eine wahre Erlösung war mir Dein Brief. Ich halte Dich nämlich für zu ehrlich, als daß Du aus bloßer Condescendance über mein Notengeschmier den Stab nicht gebrochen hättest. Konntest Du nur ein oder ander Körnlein gebrauchen — satis beatus! — Möglicherweise hätte ich bei mehr Muße und weniger Schmerzen etwas in etwa Besseres leisten können. — Der Spruch: ‚Swer mit gewalt' — macht Dir doch viel Verdruß und nicht mit Unrecht. Von Berlin aus schrieb ich Dir zweierlei Interpretationen über angeborner sünde ist er vrî. Die eine, die auf Erbsünde und Taufe Bezug nahm, gefiel mir minder, weil sie etwas gesucht schien; die andere scheint mir noch heute die einzig zulässige: dem ungerechten Gute klebt stets alles Schuld und Sünde an, doch hat der Besitznachfolger die Sünde nicht als Sohn, sondern als Erbe. Das scheint mir der Sinn der angeborner sünde etc. zu sein. Die Sünde ist ihm nicht als Sohn des ungerechten Vaters angeboren, sondern er nimmt sie als Erbnehmer. Doch da liegt mir die Schwierigkeit nicht, sondern in dem leidigen „mit gewalt". Alle Erklärungsversuche führen zu nichts, man mag noch so viel Wörtlein darum wickeln. Freidank hat nichts Unverständliches oder nur Halbwahres sagen wollen. Hätte er wirklich ‚mit gewalt' gesagt, so wäre das halbwahr oder toll. Also für ‚mit gewalt' ist etwas anderes und Zutreffenderes zu setzen, z. B. ‚mit gewizzen' — wissentlich; — parum arridet! — oder ‚mit gewellen' mit Wissen und Willen — g'fallt mer a net. Oder „mit gevaere', dolose — das ginge schon und gäbe einen proppern Sinn: Die Schuld liegt im dolus — nicht in der Geburt, der Sohnschaft. — Weißt Du, was ich faute de mieux thäte? Ich schriebe getrost in den Text: ‚Swer mit gevaere unrehtez guot'. — Geh zum T . . . . . denkst Du. Geduld, Liebster, ich gehe schon, ich laufe! — Oder zögest Du ‚gewellen' vor? Aber ich sehe Dich die Hand erheben: ich bin schon fort." Bezzenberger bemerkt (Fridankes Bescheidenheit S. 319): „Der Spruch hat fast mehr als ein anderer zu schaffen gemacht." Vgl. auch die Ausgabe des Fridank von Franz Sandvoß S. 180 ff. — Über „F. W. Weber in seinen Beziehungen zur mittelalterlichen Poesie, namentlich zu Walther v. d. Vogelweide" handelt ein Aufsatz in der Wissenschaftl. Beilage zur Germania. Jahrg. 1897/98. Nr. 37, 38, 40, 41.

S. 234. **Twardowski.** Vgl. Das Kloster. Weltlich und geistlich. Meist aus der älteren deutschen Volks-, Wunder-, Kuriositäten- und vorzugsweise komischen Litteratur. Von J. Scheible. Stuttgart 1849. 11, 265 ff. u. 529 ff. — Vgl. ferner Hormayrs Taschenbuch für die Vaterländische Geschichte 1838 S. 286 und Heinrich Nitschmann, Geschichte der polnischen Litteratur. 2. Aufl. Leipzig 1888. S. 293 ff. Die Ballade „Pani Twardowska" findet sich ebenda S. 294 ff., sowie in Adam Mickiewicz Sämtlichen Werken, übersetzt von Karl von Blankensee, 1, 56 ff. und in „Balladen und Romanzen von Ad. Mickiewicz. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von Dr. Albert Weiß." Leipzig (Reclam) S. 37 ff.

S. 242. **Englische Beurteiler.** „Maud" ist in England nie volkstümlich geworden. Die hohe Schönheit des Gedichtes wurde nur von wenigen nach Gebühr gewürdigt, zu diesen aber gehört Swinburne, der das Pathos und die Melodie unübertroffen nennt.

S. 243. **Kampfgedichte.** Eins derselben, das aus dem November d. Js. 1874 stammt und bisher ungedruckt blieb, sei hier mitgeteilt:

Zukunftsdichter.

Für Gesindel und Gelichter,
Petroleure, Petroleusen,
Singt, ihr roten Zukunftsdichter,
Rote Zukunftsmarseillaisen!

Singt die Antichristiaden
Petroleusen, Petroleuren;
Eure Musen sind Mänaden,
Eure Grazien Megären.

Petroleusen, Petroleure,
In den Händen Bränd' und Messer,
Knirschen eure wilden Chöre,
Taumelnd um die Pulverfässer.

Mit den Bränden, mit dem Messer,
Mit dem großen Eisenbesen
Tanzen um die Königsschlösser
Petroleure, Petroleusen.

Bringt, des Feuers rote Priester,
Alten Dienst zu neuer Ehre:
Jauchzend opfern dem Verwüster
Petroleusen, Petroleure.

Daß sie säuberlich verwesen,
Werft die Leichen in die Esse;
Petroleure, Petroleusen
Stimmen an die Totenmesse.

Gottes Satzung galt bis heute,
Morgen menschliches Begehren:
Und die Welt gehört als Beute
Petroleusen, Petroleuren.

S. 245. **Dreizehnlinden.** Über das Epos Webers sind folgende Abhandlungen in Buchform erschienen: F. W. Webers Dreizehnlinden. Eine litterarische Studie von B. Tibesar. Luxemburg 1888. 2. Aufl. Paderborn 1896. — Michael Maria Rabenlechner, F. W. Webers Dreizehnlinden. Wien 1891. — Erläuterungen zu Webers Dreizehnlinden in der Form von Aufsatzaufgaben von Dr. Heinrich Bockeradt, Direktor des Gymnasiums zu Recklinghausen. Paderborn 1899. — Auch Heinrich Keiters erwähnte Studie über

F. W. Weber ist wesentlich eine ästhetisch-kritische Würdigung von „Dreizehnlinden“.

Ausführliche Besprechungen brachten folgende Zeitschriften und Programme:

Stimmen aus Maria-Laach. Jahrg. 16. Heft 1. S. 64—82: Dreizehnlinden von W. Kreiten S. J.

Katholische Bewegung in unseren Tagen. 13. Jahrg. Würzburg 1880: Dr. Hardy, Webers Dreizehnlinden.

Programm der Realschule zu Cassel für das Schuljahr 1882—83: Friedrich Wilhelm Webers Dreizehnlinden. Eine litterarische Studie von Oberlehrer Johannes Bernhard Feitel. S. 1—26.

Historisch-politische Blätter. Bd. 83. S. 798—804: Dreizehnlinden; und 85. S. 772—803: Noch einmal Dreizehnlinden.

Magazin für Litteratur des In- und Auslandes. Jahrg. 1882. Nr. 26: Dreizehnlinden. Eine Studie von Joseph Lauterbacher.

Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens. 13. Jahrg. Heft 15. S. 234—255: Dreizehnlinden von F. W. Weber. Von Direktor Foß in Berlin.

Programm des Gymnasiums zu Montabaur 1884: Dreizehnlinden von F. W. Weber. Von Direktor Dr. Bernh. Wernecke.

Studien op Godsdienstig, Wetenschappelijk en Letterkundig Gebied. 15. Jahrg. (1884) Dl. 13: Dreizehnlinden door G. Jonckbloet.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge. Bd. 11. Heft 9: F. W. Webers Dreizehnlinden und J. V. v. Scheffels Ekkehard. Eine Parallele von Prof. Joseph Stöckle.

Reclams Universum. 15. Jahrg. Heft 7. S. 712—719: Friedrich Wilhelm Webers Dreizehnlinden. Von Rudolf von Gottschall.

Magazin für Pädagogik. Neueste Folge. 61. Jahrgang. Heft 4. S. 151—174: Dreizehnlinden. Eine litterarische Studie von Joseph Brechenmacher.

Mitteilungen aus dem Gebiete des Volksschulwesens. Osnabrück 1887: Dreizehnlinden erläutert von Dr. W. Reuter.

Dichterstimmen der Gegenwart. 11. Jahrg. Heft 5. S. 152—155: Über Webers Goliath im Vergleich zu Dreizehnlinden. (Aus dem Nachlaß von Emilie Ringseis.) Vgl. dazu die kritische Abhandlung von Wilhelm Wilms: „Eine wundersame Kritik von F. W. Webers Dreizehnlinden“ in den Monatsblättern für deutsche Litteratur. Leipzig 1897. 1. Jahrg. S. 371—376.

Von sonstigen Recensionen lagen mir vor: Deutsche Volkszeitung. (Neue Hannoversche Landeszeitung) v. J. 1878. Nr. 1736. Nr. 1737. Nr. 1739. Nr. 1742. (Dreizehnlinden.) — Norddeutsche Reichspost v. J. 1878 Nr. 188 u. 189. — Das schwarze Blatt. Politisches Wochenblatt für das

Volk. Nr. 47 v. 21. November 1878. — Schlesische Volkszeitung. Nr. 245 v. 24. Okt. 1878. — Niederrheinische Volkszeitung. Nr. 296 v. 23. Dez. 1878. — Deutscher Volksfreund. Nr. 126 v. 14. Dezember 1878. — Hannoversches Unterhaltungsblatt. Nr. 96 v. 1. Dezember 1878. — Grazer Volksblatt. Nr. 287 v. 13. Dezember 1878. — Evangelische Kirchenzeitung. Jahrg. 1878. Beilage zu Nr. 51. — Germania. Nr. 255 v. 4. November 1878. — Wiener Vaterland. Nr. 294 v. 30. Okt. 1878. — Westfälisches Volksblatt. Nr. 255 v. 2. November 1878. — Westfälischer Merkur. Nr. 323 v. 24. November 1878. — Kölnische Volkszeitung. Nr. 308 III v. 8. November 1878. — Deutsche Reichszeitung. Nr. 566 v. 7. November 1878. — The month. Jahrg. 1879. Septemberheft. — Neue Stettiner Zeitung. Nr. 102 v. 29. März 1879. — Allgemeiner Schweizer Zeitung. Nr. 33 v. 11. Februar 1879. — Magdeburgische Zeitung. Nr. 63 v. 7. Februar 1879. — Litterarische Rundschau. Jahrg. 1879. Nr. 14. — Allgemeine Konservative Monatsschrift. Nr. 16 v. Mai 1879.

Litterarischer Handweiser. Jahrg. 1879. Nr. 238: Dreizehnlinden v. F. W. Weber. Nr. 240: Webers Dreizehnlinden in zweiter Auflage. Beide Recensionen haben Franz Hülskamp zum Verfasser.

Sonntagsbeilage zur Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung v. 19. Jan. 1879 Nr. 3: Dreizehnlinden. (Recensent: E. Marcard.)

Elberfelder Zeitung. Nr. 112 v. 23. April 1879: Ein westfälischer Dichter. (Von Emil Rittershaus.)

Deutsches Litteraturblatt. 3. Jahrg. Nr. 8 v. Juli 1880: Dreizehnlinden. (Recensent: W. Herbst.)

Buffalo-Volksfreund. Nr. 149 v. 14. Januar 1880. — Kölnische Zeitung. Nr. 36 v. 16. Januar 1880. — Blätter f. litterar. Unterhaltung. Jahrg. 1881. 2, 428. — Berliner Tageblatt. Nr. 482 v. J. 1881. — Die Post. Nr. 349 v. J. 1881. — Allgemeine Zeitung. Nr. 75 v. 15. März 1880. — Hessische Blätter. Nr. 604 v. 25. Febr. 1880. — Im neuen Reich. Jahrg. 1880. S. 808.

Deutscher Hausschatz. Jahrg. 1881. S. 405 ff.: Die ehemalige Reichs-Abtei Corvey an der Weser und Webers Epos Dreizehnlinden. Von L. Schoppmeyer.

Beilage zu Nr. 235 der Niederrheinischen Volkszeitung v. 9. Oktober 1884: Der „Dichter des Centrums" vor einem liberalen Richterstuhle.

Die Gegenwart. Nr. 37 v. 4. Oktober 1884. (Eine Besprechung von Theophil Zolling.)

Bromberger Tageblatt. 9. Jahrg. (1885) Nr. 167: Dreizehnlinden.

Deutsches Litteraturblatt. 8. Jahrg. Nr. 22 v. 29. August 1885: Eine vaterländisch-christliche Dichtung von einem Centrumsmann. v. H. K.

Hausfreund. Sonntagsbeilage zur Casseler Allgem. Zeitung. 4. Jahrg. Nr. 52 v. 23. Dez. 1888: Der schwarze Graf in Dreizehnlinden.

Oesterreichischer Reichsbote. Beilage der Politischen Fragmente. 1888. Nr. 15: Dreizehnlinden und die Geschichte v. J. Hauser.

Ut omnes unum. Jahrg. 1889 Nr. 63: Dreizehnlinden v. Hunold.

Ein Teil der Recensionen ist auszüglich mitgeteilt in dem bei Ferd. Schöningh in Paderborn erschienenen Schriftchen: Fr. W. Weber. Sein Leben und seine Werke im Spiegel der Kritik.

S. 247. **Einem Freunde.** Vgl. die erwähnten Aufzeichnungen Friedrich Plattes.

S. 250. Landschaftliche Scenerie. Vgl. L. Schoppmeyer a. a. O. S. 406 ff.

S. 253. **Mönch Gerold.** Vgl. die „Korveier Studien". Quellenkritische Untersuchungen zur Karolinger-Geschichte von Prof. Dr. Georg Hüffer. Münster i. W. 1898. S. 1—16. Über Agius ebenda S. 17—46.

S. 254. „**Hathumar**, der im Jahre 795 den bischöflichen Stuhl bestieg." Diese Angabe, die sich bei den älteren Historikern findet, beruht auf einem Irrtum. Im Sachsenlande überhaupt ist ein Bischof nicht vor 803 nachzuweisen, in Paderborn nicht vor 805. Vgl. Hüffer, Korveier Studien 119 u. 214. Richter, Geschichte der Stadt Paderborn 1. S. 17. Nach Diekamp (Supplement zum Westfälischen Urkundenbuche Nr. 136) wurde Hathumar 805 oder 806, nach Wilmans (Die Kaiserurkunden der Provinz Westfalen 1, 196) 806, nach Giefers (Die Anfänge des Bistums Paderborn) 806 oder 807 zum Bischof geweiht.

S. 256. **Edda.** Den Citaten daraus ist die Übersetzung von Simrock mit einigen Änderungen zu Grunde gelegt.

S. 258. **Das Wort des Thukydides.** Nach Dr. J. D. Heilmanns Übersetzung 1, 22 heißt es deutsch: „Allein wer auf die Zuverlässigkeit der erzählten Begebenheiten sehen, und, in Erwägung, daß nach dem gewöhnlichen Weltlauf künftighin einmal eben dergleichen und ähnliche Rollen werden gespielt werden, auf den wahren Nutzen solcher Nachrichten sehen will, der wird völlig damit zufrieden sein, wie es denn mit dieser Arbeit nicht sowohl darauf abgesehen ist, den Lesern ein Stück, welches sie auf eine kurze Zeit angenehm unterhalten könne, als vielmehr ein Werk von beständiger Brauchbarkeit in die Hände zu liefern."

S. 259. **Frithjofsage.** Auf die Ähnlichkeit zwischen diesem Epos Tegnérs und Dreizehnlinden haben schon Therese Treu a. a. O. S. 327, Karl Hoeber a. a. O. S. 66 und Heinrich Bockeradt a. a. O. S. 142 ff. hingewiesen.

S. 261. **Eine Nachahmung des Trompeters von Säkkingen.** Vgl. Friedrich Vogt und Max Koch, Geschichte der deutschen Litteratur. Leipzig u. Wien 1897. S. 732. — Anton E. Schönbach, Über Lesen und Bildung. Graz 1894. S. 111. — Richard M. Meyer a. a. O. S. 267.

S. 263. **Die englischen Humoristen** ahmten Cervantes „Coloquio de los Perros" nach.

S. 264. Adolf Wilbrandt, Fritz Reuters Leben und Werke 1, 59.

S. 279. A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. Leipzig 1890. 2, 330 ff.

S. 282. **Scherer.** Vgl. dessen Aufsatz: „Aus dem deutschen Altertum" in den Preußischen Jahrbüchern 31, 481 ff.

S. 293. **Kleiner Vogel.** „Vergessen Sie nicht," schreibt mir Weber am 11. Dezember 1892, „einem kleinen Vogel ein feinfühliges Ohr zu leihen. Er ist das poetische Substitut für die klagende Hildegunde."

S. 297. **Karl der Große.** Nach seinen Kapitularien wurde derjenige, der eine angebliche Hexe verbrannte, mit dem Tode bestraft. Vgl. die Capitulatio de partibus Saxoniae, 6: „Si quis a diabulo deceptus crediderit secundum morem paganorum virum aliquem aut feminam strigam esse et homines comedere et propter hoc ipsam incenderit vel carnem ejus ad comedendum dederit, vel ipsam comederit, capitali sententiae punietur." Vgl. Monumenta Germaniae Historica. Legum sectio II, 68. 69.

S. 298. **Lauterbacher** (s. o.)

S. 307. **Eggi.** H. Bockeradt a. a. O. S. 100 hat also recht, wenn er sagt, jeder Zug Eggis lasse sich menschlich erklären.

S. 312. **Gottschall** in Reclams Universum. 15. Jahrg. Heft. 7. S. 712. — **Sentenzen.** Vgl. Friedrich Wilhelm Webers Spruchschatz. Aus dessen Werken gesammelt, geordnet u. herausgegeben von Ludi Wills. Paderborn 1898.

S. 313. **Trochäus.** Vgl. Heinrich Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels, S. 21 ff. und A. Farinelli, Grillparzer und Lope de Vega. Berlin 1894. S. 40 ff.

S. 317. **Richard Gosche,** Ein Labsal im Kulturkampf. — Die Grenzboten, 43. Jahrg. S. 662 ff.

S. 318. **Arge Engherzigkeit.** Vgl. Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart und Leipzig 1888. Band II. S. 253 ff.

S. 318. **Eugène de Lepeleer.** Vgl. über dessen Übersetzung Matthias Linhoffs Aufsatz in der Märkischen Volkszeitung 2. Jahrg. (1890) Nr. 78; ferner ebenda 7. Jahrg. (1895) Nr. 253.

S. 318. **Lieder aus Dreizehnlinden.** Vgl. Franz Claßen, Verbindender Text zu Maria von Arndts Liedern aus F. W. Webers Dreizehnlinden. 2. Aufl. Paderborn 1881.

S. 319. **Scheffels Nachahmer.** Vgl. Adolf Stern, Studien zur Litteratur der Gegenwart. Dresden 1895. S. 201 ff.

S. 327. **Homerische Worte.** Vgl. Ilias 1, 88 ff. Die Verse lauten in Donners Übersetzung:

„Keiner, solang' ich lebe, das Licht auf Erden erblickend,
Legt' bei den räumigen Schiffen an dich die gewaltsamen Hände."

S. 328. **Friedrich von Wolff-Metternich** wurde zusammen mit Weber nach dem Tode Guidos von Haxthausen der Vormund von dessen Minorennen.

S. 329. **Don Alfonso.** Schöner und getreuer als Herder übersetzte Emanuel Geibel die Romanze „Rio verde". S. Die Volkslieder und Romanzen der Spanier, im Versmaß des Originals verdeutscht. Berlin 1843. S. 169.

S. 330. **A. Reifferscheid,** Westfälische Volkslieder in Wort und Weise mit Klavierbegleitung und liedervergleichenden Anmerkungen. Heilbronn 1879. Nach Nr. 20 dieser Sammlung („Wach auf, wach auf, mein Schatz allein") ist Webers Lied: „Untreue über alles" (Herbstblätter S. 286) gedichtet.

S. 330. **Deine ästhetische C. C. C.** Gemeint ist die „Constitutio Criminalis Carolina", die hochnotpeinliche Halsgerichtsordnung Karls V.

S. 331. **Axel.** In seinem Briefe an Wattendorff v. 16. Juni 1882 heißt es u. a.: „Jedenfalls mußt Du Dir schwedische Bücher mitbringen und vor allem den Tegnér. Dann kannst Du einmal vergleichen, ob ich den Axel treu übersetzt habe, und Dich überzeugen, daß ich selbst der Reimstellung des Originals überall gefolgt bin. Überall? Nein! Eine Ausnahme wirst Du doch finden. Wo? Das mußt Du mir später sagen."

S. 336. Das Gedicht: „Die Hunnen" ist schon gegen Ende der fünfziger Jahre in Driburg begonnen und i. J. 1880 in Thienhausen beendet.

S. 338. **Kritik.** Über die Gedichte Webers erschienen noch folgende beachtenswerte Recensionen:

Litterarischer Handweiser. Jahrg. 1882. Nr. 307. S. 143 ff.: Neues von katholischen Dichtern. (Weißbrodt.)

Sonntags-Beilage zur Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung v. 15. Jan. 1882: Gedichte von Brentano und Weber.

Beilage zu Nr. 84 des Reichsboten v. 9. April 1882: Gedichte von F. W. Weber.

Stimmen aus Maria-Laach. Jahrg. 1882. Bd. 22. S. 301—313: Dichterklänge aus Westfalen v. Wilh. Kreiten.

Magazin für die Litteratur des In- u. Auslandes. Jahrg. 1883. Nr. 10.

Kleinere Besprechungen brachten: Kölnische Volkszeitung. Nr. 341 v. J. 1881. — Deutsches Vaterland. Nr. 52 v. J. 1881. — Litterarische Rundschau. Jahrg. 1882 Nr. 6. — Evangel. Wochenblatt. Nr. 16 v. J. 1882.

S. 338. Anton Schönbach a. a. O. S. 111.

S. 341. **Reveillé-Parise,** Traité de la viellesse. Paris 1852. S. 84.

S. 342. **Marienblumen.** Vgl. darüber: „F. W. Weber und sein neuestes Werk: Marienblumen. Eine Weihnachtsgabe v. Adolf Ebeling." Köln u. Leipzig.

S. 343. **Die Nonnenklage** ist abgedruckt in H. Kurz, Geschichte der deutschen Litteratur. 3. Aufl. 1861. 1, 616. Webers Gedicht „Graunönnchen" erschien im Jahrbuch des Scheffelbundes für 1893. Herausg. v. Joseph Stöckle. S. 255.

S. 346. **Die Centrumsfraktion** des Abgeordnetenhauses sandte dem Jubilar eine Glückwunschadresse, die von Alfred Hüffer verfaßt ist. Eine zweite Adresse der Centrumsfraktion des Land- und Reichstags erhielt Weber

zum 80. Geburtstage am 25. Dezember 1893; sie stammt aus der Feder des Freiherrn Dr. Clemens Heereman v. Zuydtwyck.

S. 354. **Uhlands Tod.** Weber veröffentlichte dieses Gedicht im Deutschen Hausschatz 16. Jahrg. S. 499. Die zweite Strophe hat dort folgende, von dem in den „Herbstblättern" mitgeteilten Wortlaut abweichende Fassung:

„Wer weiß, daß Du verstummtest?
Dies Haus und ich allein!
Und morgen wird man klagen
Vom Bodensee bis Skagen,
Vom Haff bis übern Rhein."

In demselben Jahrgange des Hausschatzes S. 766 erschien die „Schiffersage". Der 17. Jahrg. S. 11 brachte: „Zwei Trompeter", der 18. S. 459 „Spielmanns Nachtgesang" und S. 615 ff. „Von der Schwalbe und dem Quendel".

S. 370. **Eine beifällige Aufnahme.** Längere Besprechungen des ‚Goliath' brachten außer den bereits erwähnten Dichterstimmen der Gegenwart noch folgende Organe:

Gladbacher Volkszeitung v. Montag 27. Juni 1892. Nr. 144: Gladbacher Litteraturbriefe: Goliath v. F. W. Weber.

Deutscher Hausschatz. 18. Jahrg. Nr. 51. S. 812 ff.: Goliath. Von Dr. G. Vermeulen.

Academia v. 11. August 1892: Goliath. (Der mit Fl. W. unterzeichnete Artikel stammt aus der Feder Florian Werrs, des Redacteurs der Academia.)

S. 378. **Franz Happe,** der Verfasser der Gedichtsammlung „Stimmungen und Gestalten" (2. Aufl. Heiligenstadt 1897) ist am 11. September 1897 als Vikar in Südkirchen gestorben.

S. 380. **„Den Streitenden".** S. Deutscher Hausschatz Jahrg. 19 S. 305; „Im welschen Dorfe" S. 769.

S. 381. **„Schnäufleins Frühlingsfreude"** erinnert an Uhlands „Frühlingslied eines Recensenten"; beide Gedichte zeigen uns die schöne Natur im Spiegel einer Philisterseele. — Die „Nordische Weisheit" ist eine freie Bearbeitung des altisländischen Hávamál.

S. 382. **„Nur Traum".** Vgl. den Deutschen Hausschatz Jahrg. 20 S. 129 ff., wo katholische Schriftsteller dem Sänger von Dreizehnlinden poetische Huldigungen darbringen. In demselben Jahrgange S. 14 ff. findet sich das Gedicht: „Der Gladiator"; der 21. Jahrg. brachte noch „Demütige dich" S. 10 u. „Zuversicht" S. 638.

S. 383. Dr. Philippi in Nieheim und Oberstabsarzt Dr. Styx in Höxter behandelten Weber auf seinem letzten Krankenlager.

S. 392. Tägliche Rundschau Nr. 81 v. 8. April 1894.

S. 394. Baumgartner a. a. O. S. 362 ff.

Personen-Register.



